Walhalla.

Deutsche Schriftsteller

des

achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts

in

Biographien und charakteristischen Proben

von

Dr. H. Kletke.

Band 1.

Berlin.
Verlag von Hermann Hollstein,
Hof-Buchhändler.

Walhalla.

Die

Deutsche Prosa

des

achtzehnten Jahrhunderts

in

Biographien und charakteristischen Proben

von

Dr. H. Kletke.

Berlin.
Verlag von Hermann Hollstein,
Hof-Buchhändler.

Herrn Professor A. Koberstein

in

aufrichtigster Hochschätzung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Den Freunden und Lehrern der deutschen Literaturgeschichte übergebe ich hier den ersten Band eines Werkes, welches die Aufgabe hat, den Reichthum der deutschen Prosa, seit ihrer Wiederbelebung im achtzehnten Jahrhundert, nach allen Richtungen hin darzulegen, so wie gleichzeitig in biographischen Schilderungen die Persönlichkeiten zu zeichnen, welche die Träger desselben sind.

Indem ich in der Walhalla die Gesammtheit der deutschen Prosa zu charakterisiren beabsichtige, versteht es sich demnach von selbst, daß kein lebendiges Glied ihrer Entwickelung, sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft, oder auf dem der prosaischen Dichtung, unvertreten bleibe. Der Romandichter, wie der Geschichtschreiber, der politische Schriftsteller und der naturbeschreibende, der Redner, der Aesthetiker, der Philosoph u. s. w., werden gleichmäßig (im Fall sie überhaupt der Aufnahme würdig erscheinen) je nach Verhältniß ihres Werthes und ihrer historischen Bedeutung einen Platz finden.

Inwieweit die Ausführung dieses Planes, dem vorliegenden Bande nach, meinerseits eine gelungene oder verfehlte sei, muß ich dahin gestellt sein lassen; aber die Zweckmäßigkeit der Idee scheint mir unzweifelhaft, und ich glaube sie gegen Denjenigen nicht erst vertheidigen zu dürfen, der Einsicht und Unbefangenheit genug besitzt, dieselbe nicht nur von der Oberfläche zu betrachten. Eben so wenig brauche ich einem, dies Gebiet der Literatur überschauenden Beurtheiler nachzuweisen, daß auch nach allen bisherigen Sammlungen, welche die Kenntniß der Literaturgeschichte befördern sollen, das gegenwärtige Unternehmen vollständig seine Berechtigung habe.

Ich mache keinen Anspruch darauf, Männern von Fach hier etwas Neues darzubieten, obgleich sich auch ihnen die hier beabsichtigte Zusammenstellung eines reichen und nicht immer naheliegenden Materials mindestens als bequem erweisen dürfte. Dagegen hoffe ich mit Zuversicht dem Wunsche Derjenigen entgegen zu kommen, die bei lebhaftem Antheil an dem Gegenstande selbst, dennoch außer Stande sind, ihm specielle Studien zu widmen, und die das Bedürfniß empfinden, über ein literaturgeschichtliches Handbuch hinaus, sich mit den Schriftstellern inniger zu befreunden, sowohl durch eine weitere Darstellung ihrer Lebensverhältnisse, als auch durch bezeichnende Proben ihrer Werke.

Die Literaturgeschichte, die das historische Gesammtbild zur Aufgabe hat, kann sich natürlich nicht in solcher Weise mit dem Einzelnen beschäftigen; sie befindet sich vielmehr in der Nothwendigkeit, einen Theil der Namen, welche sie aufführt, höchstens mit einer kurzen Kritik abzufertigen. Soll aber diese Kritik dem Leser

ein lebendiges Bewußtsein erwecken, so muß er seinerseits den Stoff hinzubringen, um jener kritisch sichtenden und historisch ordnenden Thätigkeit denselben unterzubreiten und ihn gleichsam, nach seinem Werth oder Unwerth gestempelt, zurück zu empfangen.

Ein solches Material, das die zusammenhängende, geschichtliche Auffassung der deutschen Prosa-Literatur vorbereitet, erläutert und ergänzt, soll die Walhalla darbieten.

Wie viel Vortreffliches, welch ein Reichthum gesunder und frischer Geisteskost durch die nachstürzenden Massen überhäufter Production dem lebendigen Bewußtsein des deutschen Volkes allmälig entzogen wurde, wird sich im weiteren Fortgange dieses Unternehmens von selbst darthun, und auf solche Weise sprechender, als ich es jetzt vermöchte, sein Beginnen thatsächlich gerechtfertigt werden.

Was, abgesehen von der Idee des Werkes, nun insbesondere meine Arbeit anbetrifft, so bemerke ich darüber Folgendes:

Für eine mehr oder minder ausführliche Behandlung der einzelnen Biographien ist die nachhaltige Bedeutung der Autoren maßgebend gewesen. Im Allgemeinen wollte ich zwischen kurzen Umrissen, wie sie in zahlreichen Büchern bereits vorhanden sind, und zwischen Darstellungen, die wiederum ein Buch für sich bilden, einen Mittelweg einschlagen. Die vortrefflichen Hülfsmittel, welche mir theilweise für das biographische Material vorlagen, sind mehrfach bezeichnet worden, so daß der Dank, den ich ihnen schuldig bin, nirgends verschwiegen bleibt. Das Urtheil ist überall mein eignes. Ob sich die Ruhe, Unbefangenheit und Gerechtigkeit darin aussprechen, die mir als Ziel galten, mögen Andere entscheiden. Da-

gegen habe ich es keineswegs verschmäht, sondern im Gegentheil für Gewinn erachtet, namhafte Autoritäten für mich reden zu lassen, natürlich mit Angabe der Quelle. Die beigefügten literarischen Notizen machen durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie sollen vielmehr das Vorhandene nicht erschöpfen, sondern durch Ausscheidung des völlig Veralteten und Werthlosen sich um so nützlicher für den Gebrauch erweisen. Die Proben endlich, die ausführlicher sind, als sie in anderen literarhistorischen Sammlungen angetroffen werden, sollen vor Allem charakteristisch sein und wenigstens annähernd ein Gesammtbild des Autors vollenden helfen.

Der nächstfolgende Band der Walhalla wird Klopstock, Zimmermann, Lessing, Mendelssohn, Geßner, Zollikofer, Hamann und Nicolai enthalten.

Berlin, im Oktober 1854.

H. Kletke.

Inhalt.

Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

(Kant's Briefe, Erklärungen, Fragmente aus seinem Nachlasse. Herausgegeben von Schubert. S. W. XI. 1.)

Eine Ursache, weswegen die Vorstellung des Todes die Wirkung nicht thut, die sie haben könnte, ist, weil wir von Natur als geschäftige Wesen billig gar nicht daran denken sollen.

Die Lustigkeit ist übermüthig, lästig und zerstörend, aber die Seelenruhe ist wohlwollend und gütig.

Aller Zweck der Wissenschaften ist entweder eruditio (Gedächtniß) oder speculatio (Vernunft). Beide müssen darauf hinauslaufen, den Menschen verständiger (klüger, weiser) in dem der menschlichen Natur überhaupt angemessenen Stande zu machen, und also genügsamer. Der Geschmack, der moralisch ist, macht, daß man die Wissenschaft, die nicht bessert, gering hält.

Die innere Bekümmerniß über das Unvermögen, zu helfen, oder über die Aufopferung, wenn man hilft, ingleichen über die eigene Freiheit, welche uns glauben macht, daß Andere viel leiden, ob sie gleich es billig ertragen könnten, macht das Mitleiden. Uebrigens ist dieses kein großes Gegenmittel gegen den Eigennutz. — Diese Triebe sind insgesammt bei natürlichen Menschen sehr kalt.

Die aufgehende Sonne ist eben so prächtig, als die untergehende, aber der Anblick der ersteren schlägt in's Schöne, der der letzteren in's Tragische und Erhabene ein.

Die Verschiedenheit des Standes macht, daß, so wenig man sich in die Stelle des dienstbaren Pferdes setzt, um sein elendes Futter sich vorzustellen, eben so wenig setzt man sich an die Stelle des Elends, um dieses zu fassen.

Ein jeder Feige lügt, aber nicht umgekehrt. Was da schwach macht, bringt Lüge hervor.

Es gehört eine sehr große Kunst dazu, bei den Kindern das Lügen zu verhüten. Denn da sie viel zu leisten haben und viel zu schwach sind, abschlägige Antworten zu geben oder Strafe auszuhalten, so haben sie eine weit stärkere Anreizung, zu lügen, als die Alten jemals haben. Vornehmlich, da sie sich selbst nichts verschaffen können, wie die Alten, sondern Alles von der Art abhängt, wie sie etwas vorstellen nach der Neigung, die sie an Andern merken. Man muß sie daher nur über das strafen, was sie gar nicht leugnen können, und ihnen nicht um vorgewandter Gründe willen etwas bewilligen.

In der Medicin sagt man, daß der Arzt der Diener der Natur sei; in der Moral gilt aber dasselbe. Haltet nur das äußere Uebel ab, die Natur wird

schon die beste Richtung nehmen. Wenn der Arzt sagte, daß die Natur an sich verderbt sei, durch welches Mittel wollte er sie bessern? Eben so der Moralist.

Der Mensch nimmt nicht eher Antheil an Anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, daß er mit Wenigem zufrieden sei, so werdet ihr gütige Menschen machen; sonst ist es umsonst. Die allgemeine Menschenliebe hat etwas Hohes und Edles an sich, aber sie ist chimärisch. So lange man so sehr selbst von Sachen abhängig ist, kann man nicht an Anderer Glück Theil nehmen.

Der einfältige Mensch hat sehr früh eine Empfindung von dem, was recht ist, aber sehr spät oder gar nicht einen Begriff davon. Jene Empfindung muß weit eher entwickelt werden, als der Begriff. Lehret man ihn früher entwickeln nach Regeln, so wird er niemals empfinden. Es ist schwer, nachdem die Neigungen entwickelt sind, sich das Gute oder Uebel in anderen Verhältnissen vorzustellen. Weil ich jetzt ohne einen immerwährenden Genuß von der Langeweile verzehrt werde, so stelle ich mir dies auch an dem Schweizer vor, der seine Kühe auf dem Gebirge weidet; und wird dieser sich nicht vorstellen, wie ein Mensch, der satt ist, noch etwas mehr begehren könne. Man kann kaum begreifen, wie in einem solchen niedrigen Stande diese Niedrigkeit selbst nicht mit Schmerzen erfüllt. Anderseits, wenn die übrigen Menschen auch mit den Uebeln des Wahns angesteckt sind, können Einige sich nicht vorstellen, wie dieser Wahn bei ihnen könne erwartet werden. Der vornehme Mann bildet sich ein, daß die Uebel der Geringschätzung eines beraubten Glanzes den Bürger nicht drücken können, und begreift nicht, wie er zur Gewohnheit kommen könne, gewisse Ergötzlichkeiten zu seinen Bedürfnissen zu zählen.

Nachtrag. S. 74 ist der Anmerkung noch hinzuzufügen, daß der von Uhden irrthümlich angegebene Geburtstag Winckelmann's der Tauftag desselben ist, so wie, daß W. selbst in seinen Briefen den 9. December angiebt.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.

Gottlieb Wilhelm Rabener

wurde den 17. September 1714 zu Wachau, einem Rittergute unweit Leipzig, geboren. Sein Vater, damals Eigenthümer desselben, war gleichzeitig Anwalt beim Leipziger Oberhofgericht. Bis in das 14. Jahr wurde R. durch Hauslehrer unterrichtet, dann besuchte er die Landschule zu Meißen, deren ehmaliger Rector sein Großvater, M. Rabener, gewesen, und hier war es, wo er mit seinen Mitschülern Gärtner und Gellert einen Bund der Freundschaft knüpfte, den nur der Tod zu trennen vermochte.

Mit guten Kenntnissen ausgerüstet, bezog Rabener im Jahre 1734 die Universität Leipzig, wo er mit großem Eifer die Rechtsgelehrsamkeit studirte und nach drei Jahren eine akademische Streitschrift öffentlich vertheidigte. Außerdem erwarb er sich unter Anleitung eines Bekannten gründliche Kenntnisse im Steuerwesen. Mit diesen ernsten und trocknen Beschäftigungen vereinigte sich doch die Liebe zur schönen Literatur, und als im Jahre 1741 Professor Schwabe in Leipzig eine Monatsschrift herausgab: „Belustigungen des Verstandes und Witzes", betheiligte sich Rabener bis zur Mitte des Jahres 1744 an ihr als Mitarbeiter. In ihr erschien auch das einzige von R. bekannte, scherzhafte Gedicht: „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind." Der geschmacklosen Redaction Schwabe's überdrüßig, verbanden sich einige der besten Mitarbeiter an den „Belustigungen": Gärtner, Cramer und Adolph Schlegel, denen bald auch Rabener, C. A. Schmidt, Ebert, Zachariä u. A. beitraten, zu einer neuen Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (gewöhnlich nur die Bremischen Beiträge genannt, 4 Bände, Bremen und Leipzig 1744—48, fortgesetzt unter dem Titel: „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beiträge", 3 Bände, Leipzig, 1748—52).

Wenn man die Leistungen dieser Zeitschrift billigerweise mit dem Maaßstab ihrer Zeit mißt, so muß man anerkennen, daß sie in Poesie und Prosa das Alltägliche übertrafen. Es war die erste periodische Schrift des 18. Jahrhunderts, die durch selbstständige Arbeiten Geschmack und Bildung eines ansehnlichen Leserkreises wirklich förderte. Doch auch den Mitarbeitern, die ein freundschaftlich-

gemeinsames Leben und Dichten eng verband, war die Herausgabe dieser Schrift von nicht geringem Vortheil; denn die Kritik, welche man gegenseitig übte, war eine strenge und gewissenhafte; man verstattete nichts zur Aufnahme, was nicht die Mehrzahl der Stimmen für sich hatte; ja, um dem Leser selbst ein unbefangenes Urtheil zu erleichtern, so wurde keinem Aufsatz der Name seines Verfassers beigedruckt. — Von den bedeutendsten Mitarbeitern sind noch Elias Schlegel in Kopenhagen, Gellert und Klopstock zu nennen; Gellert, der einen Theil seiner Fabeln und Lustspiele ihrer Beurtheilung unterwarf, Klopstock, dessen drei erste Gesänge des Messias (N. B. 4. Band, 1748) einen Wende- und Höhepunkt der deutschen Poesie bezeichnen. Der nämliche Dichter, der an Schwung und bedeutsamem Inhalt alle übrigen Vereinsgenossen so weit hinter sich ließ, hat dem vertraulichen Leben der Freunde in seiner Ode Wingolf ein schönes Denkmal gesetzt. Auch Rabener ist darin nicht vergessen, und von ihm heißt es:

Der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick,
Dein froh und herzenvoll Gesicht ist
Freunden der Tugend und deinen Freunden
Nur liebenswürdig; aber den Thoren bist
Du furchtbar! Scheuche, wenn du noch schweigst, sie schon
Zurück! Laß selbst ihr kriechend Lächeln
Dich in dem rügenden Zorn nicht irren.

Schon im Jahre 1741 war Rabener zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt worden und zeigte sich in dem beschwerlichen Amt als ein so tüchtiger wie unermüdlicher Geschäftsmann. Rabener's einzige Erholung bestand in der Ausarbeitung seiner satirischen Schriften. Diese zwiefache, poetische und literarische Thätigkeit gab Kästner Stoff zu folgendem Epigramm:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.*)

Wie aber Kästner selbst bemerkt, so konnte diese letzte Zeile einen Mann nicht treffen und beleidigen, der ja, wie Rabener, das Lob hatte, so billig zu sein, als seine Pflicht es nur gestattete. Gegen Ende des Jahres 1751 schrieb R. seine satirischen Briefe, die wohl mit Recht für seine vorzüglichste Leistung gelten. Im Jahre 1753 ward er nach Dresden in das Obersteuerkollegium als erster Steuersekretär berufen. Als er 1755 den vierten Theil seiner satirischen Schriften herausgab, sprach er gleichzeitig seinen ernstlichen Vorsatz aus, daß dieser Theil der letzte sein solle. Er beklagte sich in der Vorrede jenes Bandes

---

*) K's. zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. Frankf. u. Leipz. 1800, Samml. 1.

über Leser, die noch immer gewohnt seien, zu lachen, so lange sie über Andere lachten und welche unversöhnlich wütheten, sobald sie glaubten, ihr eigenes Gesicht im Spiegel zu sehen; über die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibe, die Originale zuerst suche, eine Unbilligkeit, die ihm bei seinem gegenwärtigen Amt doppelt empfindlich sein müsse. Gleichwohl fuhr Rabener fort, trotz seiner angestrengten amtlichen Thätigkeit, sich mit satirischen Aufsätzen zu beschäftigen, deren Druck erst nach seinem Tode erfolgen sollte. Doch ein außerordentliches Ereigniß machte denselben für immer unmöglich. Bei der Belagerung von Dresden nämlich, im Jahre 1760, wurden Rabener's sämmtliche Manuscripte mit sammt seinem Hause und dem größten Theil seiner Habseligkeiten ein Raub der Flammen. Der vortreffliche Brief, in welchem Rabener dies Ereigniß einem Freunde schildert, (s. die Proben) zeigt, welch ein fröhliches und männliches Herz der Satiriker besaß. Nach beendigtem Kriege wurde Rabener unter Belassung in seinem bisherigen Amt zum Steuerrath ernannt. Zu schriftstellerischen Arbeiten zeigte er von jetzt ab wenig Lust. Er war nicht zu bewegen, die verbrannten Manuscripte wieder herzustellen und ließ sich nur zu einer Sammlung seiner freundschaftlichen Briefe bereit finden, von denen der oben gedachte schon früher unbefugter Weise in die Oeffentlichkeit gelangt war. Schon zeigte sich die Abnahme seiner Gesundheit, er litt am Podagra und 1767 traf ihn ein Schlaganfall, der sich zwei Jahre später noch heftiger wiederholte. Am 22. März 1771 überfiel ihn eine Lungenlähmung, welche sein Leben rasch und schmerzlos endigte.

Rabener hinterließ keine Angehörigen, er war, wie uns sein Freund und Biograph Weiße erzählt, noch vor dem Dresdner Bombardement fest entschlossen, sich zu verheirathen, ja, er versicherte, daß seine Wahl schon getroffen sei, allein sie ward nicht vollzogen, weil der Krieg zu lange dauerte und er nachher glaubte, die bequemste Zeit zur Ehe sei nun vorüber. Das schöne Bild, welches uns Weiße von seinem trefflichen Charakter entwirft, wird unbestritten bleiben und durch die heitern, frischen Briefe, die uns sein Inneres ganz unbefangen darlegen, nur Bestätigung finden. Er war ein treuer Freund, ein gewissenhafter Arbeiter, in allen Handlungen seines Lebens wahrhaft, wohlwollend und uneigennützig, dabei von liebenswürdiger Geselligkeit. In Betreff seines schriftstellerischen Werthes wird man das Urtheil seiner Zeitgenossen sehr ermäßigen müssen. Rabener, der mit Gellert der gelesenste und beliebteste Schriftsteller seiner Zeit war, darf weder seinem Vorgänger Liscow*), der ihm an Geist und Männlichkeit, noch seinem Nachfolger Lichtenberg, der ihm an Feinheit und Originalität so überlegen ist, an die Seite gestellt werden. Rabener's historische Bedeutung

*) Geb. 1701, gest. 1760. „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften", 1739. Darin die Abhandlung von der „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten." Man vgl. über ihn die Schriften von Helbig (1844) und Lisch (1845). Das etwas flüchtige, wahrscheinlich nur aus einer halb verwischten Erinnerung niedergeschriebene Urtheil Goethe's über Liscow verkennt ganz den hohen Werth desselben.

überwiegt die ästhetische; er war, wie Gellert, ein vorzügliches Mittelglied der deutschen Literatur, um ein so mittelmäßig gebildetes Publikum empfänglich zu machen und von der Gottsched'schen Nüchternheit und Pedanterie zur Goethe'schen Frische und Freiheit hinüberzuleiten. Rabener's zahme Satire, welche nirgends von dem Blitze des Genies durchleuchtet wird, und bei gefälliger und leichter Darstellung sich beschränkt, die Thorheiten des Mittelstandes, hier einen Dorfjunker, dort einen Wucherer, eine Kokette, einen Pedanten u. s. w. zur Zielscheibe eines gefahrlosen, oft erzwungenen Witzes zu machen, war dem Verständniß und Geschmack der Zeitgenossen so bequem, als genehm. Hierbei muß freilich in Anschlag gebracht werden, daß die politischen und geselligen Verhältnisse Deutschlands die nothwendige Freiheit der Satire sehr beschränkten, und andrerseits, daß die Schilderung eines Lebens, welches, wie Schlosser sagt*), gar nicht der Oeffentlichkeit, sondern den Kaffeegesellschaften angehört, doch als Culturbild immer noch Werth behält.

Goethe in Wahrheit und Dichtung (Th. 2. S. W. 21. 1840) entwirft folgende Charakteristik Rabener's, deren wohlwollender Geist zugleich die mildere Anschauungsweise des Goethe'schen Alters erkennen läßt:

„Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht auferwachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durch's Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei. Rabener's Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heitern Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre und behagt freilich der großen

*) Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 1, 4. Aufl., Heidelberg 1853. Schlosser's Urtheile über Liscow, Rabener, Gellert und die Bremer Beiträge sind höchst beachtungswerth.

Mittelclasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann, als Andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß Einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzu langen Vertheidigungen, daß seine Satire keine persönliche sei, zeugen von dem Verdruß, den man ihm eeregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perrücken verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel und Rabener verdient, von allen heitern, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte, sie zu berühren."

In einem andern Aufsatz Goethe's über die „Wirkungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts" (S. W. 32. 1840) heißt es in Bezug auf die Breite und die Cultur der Mittelclasse: „Die sämmtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Professoren und Schullehrer, alle sind aus dieser Classe; dies giebt ihr ein ungeheures Uebergewicht. Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zustände dargestellt wissen. Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände und stellt sie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil Jeder, der ihn las, sich klüger dünkte, als sonst, und weil die besten Menschen selbst ein bischen Mißreden und Heruntersetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen. Rabener selbst war über diese Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß Jedermann gern die sogenannten Narren lächerlich gemacht sieht, ohne daran zu denken, daß eben eine solche Menschenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leser traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und recensirt, eine leere Seite läßt und den Leser ersucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen; auf der Rückseite aber hinzufügt, er wolle wetten, daß nicht leicht Jemandem eingefallen sei, sich selbst hineinzusetzen. Wenn man in diesem Sinne Rabener's Satire lies't, so wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Classe, wozu er gehörte, erhaben gewesen."

Sammlung satyrischer Schriften. 4 Theile. Leipzig 1751—55. 10. Aufl. 1772.

Sämmtliche Schriften. 6 Theile. Leipzig 1777.

Th. 1: Rabener's Leben und Charakter von C. F. Weiße (erschien zuerst 1772 bei der von Weiße nach Rabener's Tode herausgegebenen Sammlung von freundschaftlichen Briefen desselben). Vom Mißbrauch der Satyre. Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben. Lobschrift auf die bösen Männer. Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau. Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch u. s. w.

Th. 2: Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit. Eine Todtenliste von Nicolaus Klim. Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind. Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen. Abhandlung von Buchdruckerstöcken. Hinkmars von Repkow Noten ohne Text. Beitrag zum deutschen Wörterbuche. Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen u. s. w.

Th. 3: Satyrische Briefe.

Th. 4: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Th. 5: Beweis, daß die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre. Das Märchen vom ersten April u. s. w.

Th. 6: Freundschaftliche Correspondenz. (Briefe an Lorchen, Cramer, J. A. Schlegel, Hagedorn, Gieseke, Gellert, Weiße und Ferber.)

Proben.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs.

(Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, 3. Bd., 1. Stück, 1745, und sämmtliche Schriften, Th. 2.)

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man beurtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt sein, als er will, kann sich nicht tief genug bücken; denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel blos dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte

Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug sein von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das Geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde. Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen."

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorsamst ergebenster rc., ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion rc., ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu sein Deroselben rc. Dieses sind lauter Complimente und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerot machen will und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe!

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören, wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichnen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sei, sobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu sein, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an

einem Abende drei ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kommt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch, welcher Schuld daran ist: denn cessante caussa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bei uns ein Waffenstillstand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabei sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt und es dem Drucker übergiebt. Die Schlüssel zur Ewigkeit also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe Unsterblichkeit) besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht so wohl dem Patienten selbst, als vielmehr Andern, beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses sein, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte oder sähe, oder das Geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht sein. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneiverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wiederkommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr geheime Rath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Kapitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die studirt haben, wollen gelehrt

sein; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freilich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sei noch ein sehr großer Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloße Wort ihrers Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen Andrer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beinahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch, sei. Verlangt man noch dieses; was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man, auf solche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie, außer ihrer gelehrten Miene, sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann, so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich sein, damit ich sie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwa Jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das drei und funfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eignen Gesundheit, blos aus Liebe zum gemeinen Besten und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er

thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todt schlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er Jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heißt es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit Niemandem spricht er deutsch, als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte; denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter! wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bei Lesung der ersten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte sich doch und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da. Wenn das Ding so fortgeht, so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno ist mein Vetter und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das Geringste von der Rechtsgelehrsamkeit versteht; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehn andre seines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr Vanno, hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts sein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! Das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahr alt und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in Kurzem wird er es sein! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor sein müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab, so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen. Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden sein, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt, so sieht er so lustig

und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweidrittheile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor; sein Widersacher aber behauptete, sie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese großen Männer einig. Ob sie aber victrix oder armata sein sollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstund. Selbst die Weiber dieser beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter! Er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken und war so listig, daß er auf das Titelblatt die Worte setzen ließ:

– – – Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenens?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß sogar seine Köchin allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten sein, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beinahe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner und seiner ganzen Freundschaft: denn er behauptet trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sei. Wer so liebreich sein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt, und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. „Das hat ein Schelm geschrieben!" rufte er und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäftigt. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig; denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durch-

aus nicht, oder er macht Friede in Schlesien; denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herumgehen sehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächsten eine große Meuterei wider die Czaarin auf seiner Studirstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studirstube gehen. Bei alle dem aber schreibt er doch sehr viel Staatssachen und sogar politische Monatschriften; doch werden sie, dem Himmel sei Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte und sagt: Dieses sei ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Itzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlichgelehrte Deduction. Sollte dieser gründlichgelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden, so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brot ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drei Jahren mehr, als zweitausend Thaler, auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem itztlebenden gelehrten Deutschland. Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringste! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine Jungemagd; denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut mit einander, und so lange sie noch jung ist und gut aussieht, so lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt oder häßlich werden, so läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daß sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich, meines Erachtens, vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glau-

ben, so geduldig ist er, daß er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unsrer Stadt ausgesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland sein müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sei, so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Wortes gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth: dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind, hiervon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf der Katheder von dem Worte Verstand macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders, als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt sein, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm; denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreier Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht liest. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt,

wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur auf's Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht und, wenn es hoch kommt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarin spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer, so würde man sie für eine schöne Statue ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand; denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heißt so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft überkommen und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich Niemandem erklären; es versteht sich von sich selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht; denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiedenen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tarif machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein feiner Verstand;
30000 Thaler, ein großer Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deswillen versicherte mich mein Correspondent, daß er in ganz Mecklenburg beinahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

Satyrische Briefe.

(Sie erschienen zuerst 1752. Sämmtliche Schriften, Theil 3.)

Hochzuehrender Herr Professor,

Meine Jungen wachsen heran, und es ist nun Zeit, daß ich ihnen einen gescheidten Hofmeister halte. Bisher habe ich den Schulmeister lassen zu ihnen gehen; aber er kann sie nicht mehr bändigen. Ich weiß, in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß Ihr Vorzimmer beständig von solchen krummgebückten Kreaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen oder Informationes suchen. Lesen Sie mir einen hübschen gesunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bei mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteste, ist ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf und ist auf die Mägde, wie ein kleiner Teufel; ich darf es den Buben nicht merken lassen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er ist noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in humanioris gar feine principio. Ferdinand ist meiner Frau ihr Junge. Er ist immer kränklich, und das geringste Aergerniß kann ihm schaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen sein, und meine Frau hat schon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteste Mädchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kommt. Mit dem kleinen Mädchen hat der Hofmeister gar nichts zu thun, die behält die Mamsel bei sich. Sehn Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir einen hübschen Menschen vorschlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, Französisch und Italienisch sprechen kann, eine schöne Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, so viel man für's Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann, und, wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er auch gut beschlagen sein, vor allen Dingen aber in der Wappenkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen, desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bei mir auf meinem Gute zu bleiben und sich wenigstens auf sechs Jahre bei mir zu vermiethen. Dafür soll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen und jährlich funfzig Gulden bekommen. Zum heiligen Christe und zur Messe gebe ich nichts; dergleichen Betteleien kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um, so kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorschläge sind ganz billig. Hat der Mensch Lust zur Wirthschaft, so kann er mei-

nem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird kein Schade nicht sein; denn er weiß doch nicht, wozu er's einmal brauchen kann. Ich werde für Ihre Bemühung erkenntlich sein und bin,

Hochzuehrender Herr Professor,

Ihr

dienstbereitwilligster

***

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigst mir ertheiltem Befehle unterthänigst nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen Subiecta quouis modo zu sondiren, von denen ich geglaubt, daß sie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgeborne Excellenz als ein wahrer Mäcenat und Beschützer der schönen Künste und Wissenschaften so großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche Conditiones suchen; aber es ist zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm sein und sich nicht gefallen lassen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewissen Grund zu ihrem größern Glücke zu legen. Die wenigen Wissenschaften, so sie etwa besitzen, machen sie so stolz, daß sie unverschämt genug sind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts bestehen, als Kinder zu informiren, so viel zu fodern, daß man dafür gar reichlich drei Bediente in Livree halten könnte. Ich habe einen jungen Menschen bei mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fähigkeiten besitzt, so Ew. Excellenz bei einem Hofmeister für Dero junge gnädige Herrschaft verlangen. Ueber dieses ist er von einem gesetzten Wesen, tugendhaft und sogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich. Es wird keiner, so wie dieser, vermögend sein, Dero junge Herren zu wackern Männern für's Vaterland und zur Ehre Dero hohen Hauses zu erziehen. Aber was hilft das? Seine Foderungen sind ungeheuer, und Ew. Excellenz sind viel zu einsehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Ahnherren so vieles Geld wegwerfen und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtschaffene Kinder. Wollen Sich Dieselben eine Lust machen, so geruhen Sie gnädig, dessen eigenhändigen Aufsatz seiner lächerlichen Prätension in der copeylichen Anfuge sub A. zu lesen. Mit einem Worte, ein so theurer Hofmeister ist für Ew. Excellenz keine Sache. Es sind noch einige andere bei mir gewesen, welche sich's für eine große Gnade halten, als Hofmeister in Ew. Excellenz Dienste zu treten. Sie verstehn freilich das Wenigste von dem, was Dieselben verlangen; und ich kann nicht leugnen, daß bei den meisten die Aufführung nicht die beste

ist. Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beilage sub B. von ihnen finden. Ew. Excellenz gnädigsten Disposition dieserhalb bin in Unterthänigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbei wäre, sonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe diese Candidaten alle auf einmal zu mir kommen, und sie auf die Hofmeisterstelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigsten für seine Bemühung haben wollte, könnte ich sodann gedachte Hofmeisterstelle zuschlagen. Doch überlasse Alles zu Dero erleuchtem Ermessen ich lediglich und verharre mit der tiefsten Devotion

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr,
Ew. Excellenz
unterthänig gehorsamster Diener,
***

N. S.

Wollten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben und das Stipendium, so Dieselben zu disponiren haben, meinem ältesten Sohne gnädig conferiren, so würde dieses mit der größten Unterthänigkeit ich lebenslang veneriren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu sein, für die von Seiner Excellenz gefoderten Bemühungen und Dienste, als Hofmeister der jungen Herrschaft, jährlich folgendes verlangen könne:

1)	Für Aufsicht, Unterweisung im Christenthume und in der lateinischen Sprache, überhaupt	50 Thlr.		
2)	Für die französische Information, monatlich zwei Thaler, thut auf dreizehn Monate	26	=	
3)	Dergleichen im Italienischen, zwei Thaler . . .	26	=	
4)	Als Schreibemeister, monatlich einen Thaler zwölf Groschen, ...	19 Thlr.	12 Gr.	
5)	Für Lektionen im Rechnen und in der Mathematik, monatlich drei Thaler, ...	39	=	— =
6)	Mit den Versen, bittet er, ihn gnädig zu verschonen.			
7)	Als Tanzmeister, monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben, ...	13	=	— =
8)	Als Fechtmeister, täglich eine Stunde, zwei Thaler zwölf Groschen, ...	32	=	12 =

9) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler, 52 Thlr. — sgr. und verspricht er, hierbei weder Accidentien zu fodern, noch sonst einigen Aufwand zu veranlassen.

10) Für die Anleitung in der Geschichte, Wappenkunst und dergleichen wird weiter nichts verlangt, und gehört dieses zum ersten Kapitel.

11) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrschaft zu speisen, um Gelegenheit zu haben, derselben auch einige Anweisung in der Kunst zu geben, wie sie mit Anstand essen solle und sich bei der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12) Junker Ferdinand muß der Aufsicht und Zucht des Hofmeisters lediglich überlassen bleiben, ohne von der gnädigen Frau beschützt zu werden, welches man zu seinem eignen Besten wünscht.

13) Bei dieser Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornschreiber am besten verrichtet werden kann.

14) Nach Verlauf der sechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Kosten betragen zusammen 258 Thaler.

Es soll weder Treue noch Fleiß gespart werden, die Pflicht eines Hofmeisters nach allem Vermögen redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorf.

B.

Verzeichniß derer Candidaten,

die sich zur Hofmeisterstelle angegeben haben.

1) N. N. Ein junger Mensch, zwei und zwanzig Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bei mir zu Tische gehabt und gefunden, daß er zu viel ißt. Verlangt außer den zwei ordentlichen Mahlzeiten annoch Frühstück und Vesperbrot und über dieses täglich drei Kannen Bier. Will funfzig Thaler haben.

2) N. N. Artium Magister, vierzig Jahre alt. Scheint ein gesetzter Mensch zu sein. Hat schon seit zwanzig Jahren als Informator unter adelichen Herrschaften gedient, aber niemals länger als ein Jahr an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in seinen Wissenschaften nicht unrecht gewesen sein; doch hat er in diesen zwanzig Jahren Alles wieder ausgeschwitzt. Inzwischen weiß er immer noch so viel, als Ew. Excellenz junge Herrschaft zu lernen nöthig hat. Bittet sich über die funfzig Gulden freies Bier und Tabak aus, so viel er braucht. NB. Raucht nur Bremer.

3) N. N., neun und zwanzig Jahre alt, frisch und gesund vom Körper, der Gottesgelahrheit Beflissener, predigt einen ziemlichen Baß und besitzt eine große Stärke in Postillen. Will mit funfzig Gulden zufrieden sein, wenn er in sechs Jahren Substitute werden kann.

4) N. N. Hat zehn Jahre lang auf Universitäten gelebt, aber noch nicht absolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den sechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er versäumt hat. Er ist ein lustiger Kopf und wird sich für Junker Fritzen gut schicken. Bittet flehentlich um Versorgung und Brot, da er sich mit einem Näthermädchen versprochen hat. Er ficht.

5) N. N., sieben und zwanzig Jahre alt, ist übersichtig, redet lateinisch und griechisch, kann aber kein Deutsch. Desto besser schickt er sich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es ist ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, sondern auch von dem Adel zu verlangen, daß sie die sogenannten deutschen witzigen Schriften mit Geschmack lesen und Deutsch lernen sollen. Als wenn ein Deutscher nöthig hätte, deutsch zu lernen! quae! qualis! quanta! Er verlangt ccIↄↄ H. S. sage 2100 Sestertien, thut nach unserer Münze etwa siebenzig Thaler leicht Geld.

6) N. Seines Handwerks ein Poet, schreibt einen fließenden Vers, Alles in Reimen, und ist ein Todfeind von den itzigen schweren, strotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel sei Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geschmack haben! Außer der Mythologie, die er trotz zehn Andern versteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Festtagsepisteln in Reime bringt, ohne ein Wort im Grundtexte zu ändern oder zu versetzen. Wenn er damit fertig ist, will er sich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünschen ist er unerschöpflich. Er erbietet sich, ohne Besoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweihundert Versen baar vier Groschen gegeben werden, wobei er es jährlich wenigstens auf achtzig Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgesetztes Kleid, es mag so alt sein, als es wolle. Um ein Paar ganze Hosen wollte ich Ew. Excellenz selbst für den armen Schelm, statt des Handgelds, gebeten haben. NB. Er ist auch witzig und satirisch, man möchte sich vor Lachen ausschütten. Ew. Excellenz können tausend Spaß mit ihm haben. Böse wird er nicht leicht, man müßte denn seine Verse tadeln.

7) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu sagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher sei, als einer, der keinen Hasen hetzen kann, so wollte ich Ihnen wohl N. N. vorschlagen. Er hat wider seinen Willen studiren müssen, weil es sein Vormund schlechterdings verlangt; er hat aber vor allen Wissenschaften so einen Abscheu und dagegen zu den Jagdhunden eine solche Neigung, daß man seine Mutter, so des herrschaftlichen Verwalters Frau gewesen, nicht ohne Grund im Verdacht gehabt, daß sie mit ihrem gnädigen Herrn vertraut gelebt. Wenigstens hat sie sich an ihm versehen. Gelernt hat

er also wenig oder nichts; aber er ist ein ganzer Jäger. Lerchennetze strickt er als ein Meister, und in der ganzen Gegend ist Keiner, der den Vogelheerd so geschickt anrichten kann. Er will funfzig Thaler und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamster.

8) N. N. ist kurz, untersetzt und im Durchschnitte wenigstens zwei und eine halbe Elle stark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bei mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele schöne Testimonia von ihm gesehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeister nicht sonderlich zu brauchen ist, so wird er doch alsdann sehr gut sein, wenn Ew. Excellenz Gäste haben. Denn ob er gleich nur ein schlechter Bürger ist, so sauft er doch trotz manchem Kavalier. Er ist mit funfzig Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rausch bekommt, den er sich trinkt, so oft er die Honneurs vom Hause macht.

9) N. N., ein guter, stiller, ehrlicher Mensch. Ich habe ihn zwo Stunden bei mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: „O ja! „Hochedler Patron!" Ich glaube, daß er grundgelehrt ist, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird sich Alles gefallen lassen. Ich fragte, was er zur Besoldung haben wollte; aber er bückte sich sehr tief und sagte: „Wie Sie befehlen! Hochedler Patron!" NB. Trägt keine Manschetten.

10) N. N. Ein süßes, artiges Herrchen. Ist geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch so. Hat vier Jahre in Leipzig studirt und in vier Jahren keinen Hut auf den Kopf gebracht. Hat sich, wie er sagt, vornehmlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet sich, die junge Herrschaft zu frisiren. Macht Dintenflecke aus der Wäsche, bohnt Schränke und kann allerhand artige Figuren in Papier ausschneiden. Als ich von ihm wissen wollte, wie viel er an Besoldung verlangte, so machte er einen Rückpas und sagte ganz klar: „Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen!" Er gefällt meiner Frau.

11) Wenn Ew. Excellenz einen Menschen haben wollen, der im Lateinischen, Französischen, Italienischen und der Historie, im Tanzen, Reiten und Fechten und in allen möglichen Wissenschaften Unterweisung geben soll, so schlage ich Ihnen N. N. vor. Er versteht zwar von allen diesen nichts; er ist aber meiner Schwester Sohn und kommt alle Wochen wenigstens zweimal zu mir, mich mit vieler Demuth seiner Devotion zu versichern; um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wissen. Ich habe ihn zeither mit gutem Erfolge jungen Leuten zur Privatinformation vorgeschlagen, welche so billig gewesen sind, ihn monatlich in Ansehung meiner zu bezahlen, ohne seine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juristischen Collegia, ungeachtet er ein Theologus ist. Achtzig Thaler Besoldung dürfte wohl nicht zu viel sein; denn er ist mein Vetter.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

(Sämmtliche Schriften, Theil 4.)

Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakai weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht Allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu

thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, Niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg; man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechszehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder sich selbst dienen könnte; und womit er Jemandem dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem Male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge, in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er

kommt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr sein wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erste Mal darinnen und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarin, wer dieser Herr sein müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu sein. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarin an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Kamin stand und allen Bedienten lächerlich war, ist itzt die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste, denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir blos den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hingen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete

an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwei Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer, liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bei dem Meister, hielt den Hut unterm Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehn ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermah-

nung nicht in Acht nähme und, wie es bei den Meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen, so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern und, wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiß, ob ich es wünschen oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß Niemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein Jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bei sich tragen.“ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig und der Handlung so zuträglich, als einer sein kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr Viele, gewiß sehr Viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen und ihr Ansehen blos auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem Male Alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in * * * und bei vornehmen Versammlungen sein!

Briefe.

An den Kabinetssekretair Ferber in Warschau.

(Sämmtliche Schriften, Theil 6.)

Dresden, am 12. August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich seit meinem erlittenen Unglücke an meinen liebsten Freund nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich Alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unsre Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß Alles verloren sei.

Der 19. Juli war dieser schreckliche Tag. Schon am 14ten, da unsre Noth anging, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich sein wollte, zusammenpacken und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir fest genug zu sein glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurück. Neu-

stadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus; aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung und ich waren die meiste Zeit bei Herrn H** in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, stack die ganze D*** Familie und noch vierzig Personen, Alt und Jung. Die Fensterladen waren mit Mist verschüttet, der obere schöne Saal mit Mist bedeckt und mit eben so viel Mist der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren still und verdrüßlich, einige beteten, und man sah es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber Alles über die Klinge springen lassen. Ich war für's Letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perücken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut sein, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unsrer Stube, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf) und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen Alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sei. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, Alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreitausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze

Garderobe. Die witzigen Manuskripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich als Autor an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr; aber mannichmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und . . . kurz, Ferber, ich bin so nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretair, der ein Jahr in preußischem Depot und zwei Jahre unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle Ehrliebende von der Garnison, Officiers sowohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Kommendanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh ging ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfkissen stack mein ganzer Reichthum. Wir wateten bei der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D*** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht blos auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich ging und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abenteuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersekretair Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchschnitte; diesen Sekretair in ein Paar zerrissenen Schuhen, schwarzseidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke einen buntstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brot und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H***, wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen sein; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bei ihm ein frisches, rundes Mädchen, welches gute Hoffnung macht, daß es seinen künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsre Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2. August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier und wohne bei der D***, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kommt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abenteuer! Das Uebrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

An

den Kreissteuereinnehmer Weiße.*)

(Sämmtliche Schriften, Theil 1. Nachricht von Rabener's Leben.)

Am 30. Oktober 1767.

Liebster, bester Freund!

Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen wohl gesättiget ab und kam bei garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr in Dresden glücklich an. – Aber wie befinden Sie sich mit Ihrer guten kranken Frau? das will ich vorher wissen. — Dienstags Abends speisete ich oder saß vielmehr bei einem guten Freunde, aß gar nichts und trank nur ein Glas Wasser; setzte mich gesund nieder und stund krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeschlafen, der linke Backen ohne Empfindung und bei manchen Worten die Sprache stammelnd und schwer war. Die Nacht ging noch gut vorbei. Früh ließ ich meinen Arzt holen und mußte nach eingenommener Arznei über Hals und Kopf zur Ader lassen, laxiren, schröpfen u. s. w., und so ist es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kommt. — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu, Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu Allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dietrichen von unserm berühmten Graff für sein Kabinet malen zu lassen und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden, aber nicht eher, als bis ich gesund bin; denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen. — — —

---

*) Der nächstfolgende Brief ist kurz nach Rabener's Rückkehr von der Leipziger Michaelismesse geschrieben. Zu dem zweiten gab das Gerücht Anlaß, daß R. gestorben sei.

Allen meinen Freunden mein krankes Compliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich soll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl, liebster Weiße, lieben Sie unaufhörlich

Ihren

Rabener.

Am 22. November 1767.

Noch lebe ich, mein liebster Weiße, was auch meine Feinde von meinem Tode mögen ausgesprengt haben. Denn am heiligen Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich sei gestorben, ungeachtet meine Gesundheitsumstände nicht gefährlicher waren, als sonst. Das verursachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hause das Martinsingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran starb ich und hatte noch das seltne Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fensters lauschte und mein Sterbelied mit sang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verschiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr nach meinem Tode von mir sagen wird, und so zufrieden ich auch damit sein kann, so habe ich doch deswegen nicht Lust, eher zu sterben oder mir den Faden abschneiden zu lassen, als bis mein Knaul ganz abgesponnen ist.

In der That habe ich vier Wochen unmenschlich ausgestanden, verschiedene Nächte gar nicht, und die übrigen wenig geschlafen, und Alles an einem arthritischen Husten, den mein Arzt ein beneficium naturae zu nennen beliebt. Wäre dieser nicht noch zur rechten Zeit gekommen, so wäre ich, spricht der böse Mann, an einem Steckflusse ohne Rettung gestorben. Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur sein muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt: Hinter drein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre, als ob dies nur so ein Spaß wäre? Warte Natur! Ich habe dich so väterlich gepflegt! Ist das der Dank? Warte, warte! Wie eine Bauernnatur will ich dich tractiren, bin ich nur einmal gesund!

Noch bin ich es nicht, und die Luft kann ich gar nicht vertragen. Zum Lager bin ich noch nie gekommen! aber ich habe mich auch recht gesperret. Ins Karlsbad werde ich wohl künftigen Sommer reisen, um mir mit vielen Kosten das Podagra zu holen. Denn kurz, meine Krankheit ist ein zurückgebliebenes Podagra, das nicht die Kraft hat, iu die äußerlichen Theile zu treten.

Nun bin ich überzeugt, wie wenig Griechisch und Lateinisch dazu gehört, wenn man sterben soll. Und am Schlage und Steckflusse! Kann man sich wohl einen sanftern Tod wünschen? Ist das nicht eine wahre ἐνϑανασία? Aber für dasmal hat es nicht sein sollen, und Sie können bei Allen, die mich noch todt machen, zum Trotze behaupten, daß ich noch lebe, ja daß ich auf dem Wege bin, desto gesünder zu werden, zum Vergnügen meiner Freunde und zur Betrübniß der Edelleute und Bauern im Lande.

Und was machen Sie denn mit Ihrer guten Frau und Ihren kleinen Engeln? Melden Sie mir es unverzüglich! Empfehlen Sie mich und bleiben der Freund

Ihres

Rabener.

Christian Fürchtegott Gellert,

geboren am 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge, war der Sohn des dortigen zweiten Predigers, das dritte Kind von dreizehn Geschwistern. Den ersten Unterricht empfing er in der öffentlichen Schule seines Geburtsorts. Bei den mittelmäßigen Einkünften seines Vaters schon früh auf eigenen Erwerb angewiesen, schrieb er in seinem elften Jahre zur Bestreitung seiner kleinen Ausgaben Kaufbriefe, Dokumente und gerichtliche Akten ab, wodurch er solche Uebung im Kanzleistyl erlangte, daß er später die Briefe an seinen Vater, die irgend ein Gesuch enthielten, in gleicher Weise abfaßte. Auch die Neigung zur Poesie wurde frühzeitig gepflegt, und ganz artig lautet der Anfang eines Liedes aus jener Zeit auf den Abschied von einer Freundin:

„Als ich von Dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam."

Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er mit Gärtner und Rabener zusammentraf und befreundet wurde. Fünf Jahre später bezog Gellert die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren. Als er nach vierjährigen Studien zu seinem Vater zurückkehrte, wagte er zwar die Kanzel zu betreten; doch seine große Aengstlichkeit, die ein frühzeitig mißlungener Versuch, öffentlich zu reden, in ihm zurückgelassen hatte, sein ungetreues Gedächtniß und seine schwache Brust waren diesem Beruf durchaus entgegen. Er übernahm ein Jahr lang die Aufsicht über zwei junge Edelleute in der Nähe von Dresden, bereitete hierauf den Sohn seiner Schwester für die Universität vor und kehrte selbst mit ihm im Jahre 1741 nach Leipzig zurück. Hier beschäftigte sich Gellert theils mit Privatunterricht junger Leute, theils auf das Ernstlichste mit seiner eignen weiteren Ausbildung. Er las die Dichtkunst des Horaz, studirte Cicero, Quinctilian und Seneca und erwarb sich die Kenntniß der französischen und englischen Sprache. Zugleich erschienen von ihm in den Schwabe'schen „Belustigungen" Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte, Schäferspiele und prosaische Abhandlungen. Da sich Gellert für ein Amt mit regelmäßiger Berufsarbeit körperlich nicht stark genug fühlte, so beschloß er, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, wurde 1744 Magister und vertheidigte im

folgenden Jahre seine Abhandlung von der Poesie der Fabeln und den vorzüglichsten Fabeldichtern.

Die Gegenstände seiner Vorträge, die sich durch practischen Werth und Faßlichkeit großen Beifall erwarben, waren Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernesti's Rhetorik, Stockhausen's Entwurf einer Bibliothek für Liebhaber der schönen Wissenschaften. Auch Büsching's Anleitung für Hofmeister wurde erläutert; ein Unterricht, der Gellert bald von weit und breit die Nachfrage nach Hofmeistern zuzog.

Seine schriftstellerische Arbeitslust wurde gleichzeitig durch die Bremischen Beiträge (s. Rabener) lebhaft angeregt. Eine Anzahl neuer Fabeln nebst zwei seiner Lustspielen, „die Betschwester" und „das Loos in der Lotterie", wurden hier zum erstenmale veröffentlicht. 1746 erschien in selbstständiger Ausgabe der erste Band seiner gesammelten Fabeln und Erzählungen; noch in demselben Jahre folgte der Versuch eines Romans, die Schwedische Gräfin, und im Jahre 1747 bekämpfte er die hypochondrischen Leiden, deren Anfälle seine Gesundheit schon bedrohten, mit einer Abhandlung von den Trostgründen wider ein sieches Leben. Zu Mentors Bilde hatte Gellert von sich selbst die meisten Züge entlehnt. Eine Sammlung seiner Lustspiele erschien im gleichen Jahre und ein Jahr später (1748) noch ein zweiter Theil seiner Fabeln und Erzählungen. 1751 veranstaltete Gellert, auf Rabener's Zureden, eine Auswahl seiner freundschaftlichen Briefe, denen seine Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen beigefügt wurde. 1754 erschienen Lehrgedichte und Erzählungen, 1756 eine Sammlung seiner vermischten Schriften und 1757 geistliche Oden und Lieder.

Im Jahre 1751 (in dem nämlichen, wo sich der Freundeskreis der für die Bremer Beiträge verbundenen Schriftsteller durch anderweitigen Beruf zerstreute) wurde Gellert zum außerordentlichen Professor der Philosophie mit einem Gehalt von hundert Thalern ernannt, und hielt nun außer den Vorlesungen für Studirende auch öffentliche über Poesie, Beredtsamkeit und Moral. Der Zudrang war so außerordentlich, daß er genöthigt war, dafür die öffentlichen Hörsäle der Universität zu benutzen.

Nicht blos Studenten — Leute aller Stände, Bürger und Militair füllten sein Auditorium. Dieser Andrang galt besonders seinen Vorlesungen über Moral; denn da die Schriften Gellert's schon so lange das Fundament der deutschen sittlichen Cultur gewesen waren und jenes Werk nur erst nach Gellert's Tode zum Druck gelangen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören. In solchen Stunden war, wie Goethe erzählt (W. u. D. Th. 2.) das Auditorium gedrängt voll und „die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserm Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgetragen", verfehlten ihren Eindruck nicht. — In seinen Vorlesungen über Poesie und Beredsamkeit ließ er sich Briefe, Reden, Abhandlungen, poetische und prosaische Arbeiten von Studirenden mittheilen, trug Einzelnes vor, ohne den Namen des Verfassers zu nennen und begleitete es sorgfältig aber schonend

mit Lob oder Tadel. Ja, selbst die Handschrift, deren Uebung er mit herzlichem Ton zur heiligen Pflicht machte, weil eine gute Hand einen guten Styl nach sich ziehe, entging seiner Gewissenhaftigkeit nicht. Und immer war es, neben der Bildung des Geschmacks, ein sittlicher Einfluß, welchen er gleichzeitig auszuüben suchte.

Aber Gellert's persönliche Wirksamkeit beschränkte sich keineswegs auf das Katheder. Der milde, fromme Sinn des Tag und Nacht durch körperliche Leiden gequälten Mannes, sein reines Wohlwollen, seine edle Uneigennützigkeit, die sich zu aller Zeit bethätigten, zeigten ihre Wirkung noch in weiterem Kreise. „Er vermochte", schreibt sein Biograph Cramer, „über die akademische Jugend so viel, daß man das Laster auch darum scheute, weil man dadurch aus seiner Gesellschaft ausgeschlossen oder zu seiner Beschämung nicht von ihm bemerkt und unterschieden zu werden fürchtete." Goethe erzählt bestätigend: „Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts *) — alles dies machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl nothwendig, denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen."

Aus allen Ständen drängte man sich vertrauungsvoll an ihn; Väter befragten ihn, wie sie ihre Söhne, Mütter, wie sie ihre Töchter erziehen sollten; Mädchen, wozu sie sich bei Heirathsanträgen entschließen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen sollten. Gellert's Name, der in alle Kreise der Gesellschaft, zu Hoch und Niedrig gedrungen war, galt

---

*) Vortrefflich zeichnet Klamer Schmidt sein Bild:

Dies sind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
Als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott.

(Werke, Bd. 1. Stuttg. 1826.)

fast wie der eines Heiligen, zu dem man sich in irdischer Bedrängniß flüchten könne, und selbst die körperlichen Leiden, welche Gellert mit so frommer Gelassenheit trug, dienten dazu, ihn in den Augen der Menge zu verklären. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich, selbst Friedrich der Große während seiner Anwesenheit in Leipzig, 1760, (s. die Proben) zeichneten ihn durch Unterredungen aus, in denen der gleich bescheidene wie freimüthige Mann sich ihre vollste Achtung erwarb. Als einen Beweis derselben schenkte ihm Prinz Heinrich das Pferd, welches er selbst in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und General Hülsen belegte Gellert's Geburtsort, das Städtchen Haynichen, nur mit sehr leichter Einquartirung, aus Wohlwollen, wie er dem Magistrat ausdrücklich sagen ließ, gegen Gellert und dessen Schriften. Einer der liebsten Schüler Gellert's, Graf Moritz von Brühl, Sohn des damaligen sächsischen Premierministers, gab ihm seit 1762 eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert seinen Wohlthäter entdecken konnte. Fast kein Jahr verging, wo ihm nicht ansehnliche Geldgeschenke aus fremden Ländern von unbekannten Freunden, die seine Schüler gewesen waren oder ihn seiner Schriften wegen hochschätzten, zugeschickt wurden. Gellert's Kränklichkeit ließ ihn zweimal eine ordentliche Professur ablehnen, die ihm von Seiten der Regierung angeboten wurde; dagegen empfing er nach dem Tode des Geschichtsschreibers Mascov das Gehalt desselben von nahe 500 Thalern, eine Summe, die Gellert viel zu hoch für sich fand, um nicht — doch vergebens — dawider Einwendungen zu erheben. — Während sich einerseits so viel zu vereinigen schien, ihm ein sorgloses, freundliches Alter zu bereiten, wurde der Zustand seiner Gesundheit immer bedenklicher, und selbst der wiederholte Besuch des Karlsbades vermochte ihm keine nachhaltige Erleichterung zu gewähren. Als 1768 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke veranstaltet werden sollte, konnte Gellert aus Entkräftung nur sehr wenig zu ihrer Verbesserung thun. Dennoch beschäftigte er sich auf den Wunsch seiner Freunde mit einer sorgfältigen Durchsicht seiner moralischen Vorlesungen, die, weil es ihm unmöglich gewesen wäre, neue Kollegienhefte auszuarbeiten, erst nach seinem Tode erscheinen sollten. Aber Gellert sollte diese Arbeit nicht vollenden, denn in Folge einer hartnäckigen Verstopfung, die jeder ärztlichen Kunst Widerstand leistete, starb er, freudig den Tod erwartend, nach schmerzenvollem Krankenlager am 13. December 1769. Der Kurfürst von Sachsen hatte ihm seinen eignen Leibarzt zugeschickt und sich täglich durch Estafetten von dem Befinden des Kranken Nachricht geben lassen. Die Betrübniß, welche sein Tod zunächst in Leipzig, dann im übrigen Deutschland hervorrief, war allgemein, eine Herzenssache des ganzen Volkes, so daß ihm Weiße mit Recht nachsingen konnte:

„Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
„Ein allgemein, Ein gleich Gefühl!“

Ja, so weit ging die begeisterte Verehrung, daß man Wallfahrten nach seinem Grabe unternahm, die endlich sogar der Leipziger Rath verbieten mußte.

So lange die Deutschen, sagt Garve am Schluß seiner Schilderung des

Gellert'schen Charakters*), ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellert'schen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenzen haben: aber den Gellert'schen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen; und diese Zeit ist unbegrenzt."

Und in der That, die schönen Worte Garve's werden Keinem übertrieben scheinen, der sich in Gellerts Leben die Belege dafür sucht, der in das edle, menschenfreundliche Herz dieses Mannes blickt, das ganz so streng gegen sich, wie nachsichtig gegen Andere war, dem Demuth, Selbstverläugnung, Gottergebenheit nothwendige Eigenschaften waren. Ein so reines, sittlich schönes Leben hat nichts zu thun mit dem ästhetischen Maaßstabe, den eine spätere Zeit an seine Schriften legt. Denn diese werden freilich die gleiche Probe nicht auszuhalten vermögen, und der außerordentliche Einfluß, welchen sie ihrer Zeit ausübten, wird noch in anderen Gründen, als ihrem wirklichen Werthe, zu suchen sein.

Fünfundzwanzig Jahre lang war Gellert der einflußreichste Sittenlehrer seiner Nation, der gelesenste Schriftsteller von ganz Deutschland, und dennoch war er, eben so wie Rabener, sehr weit davon entfernt, ein genialer, ein Schriftsteller ersten Ranges zu sein. Er vermochte selbst das Genie, welches ihm fehlte, nicht an Andern zu entdecken; Günther, den er auf der Schule zu Meißen leidenschaftlich geliebt hatte, wurde ihm später zum „Ekel", und Goethe selbst war Zeuge, „daß er von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, also die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören, und bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat." (W. Bd. 32. S. 10.)

Als Mauvillon und Unzer in ihrem Briefwechsel über den Werth einiger deutschen Dichter**) zu beweisen suchten, daß Gellert kein Genie habe, und seine

---

*) Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Leipzig, 1779. N. A. 1802.

**) Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel (von Mauvillon und Unzer — zu unterscheiden von den älteren bekannten Schriftstellern gleichen Namens). 2 Theile. Frankfurt und Leipzig 1771 und 1772. — Man wird schwerlich jedes Urtheil der Verfasser unterschreiben wollen, doch im Ganzen betrachtet, gehören diese Briefe zu den bedeutendsten kritischen Erscheinungen, die vom poetischen Standpunkt eine Reform des Geschmacks anbahnten. Was die Verfasser über Rabener im Verhältniß zu Lucian, Swift und Liscow sagen, ist meist vortrefflich. Ihr Urtheil über Gellert ist übelwollend und ungerecht, weil es die Schwächen einseitig hervorhebt. Goethe's Rezension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (der auch die oben angeführte Stelle über Gellert entlehnt ist) bemerkt sehr richtig über den Briefwechsel: „Wir sind versichert, daß diese Production mit allen ihren sauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutschen Geschmack, deutsches Gefühl nennen würden."

Schriften einer scharfen, mitunter freilich einseitigen Kritik unterwarfen, erhob sich von andrer Seite der lebhafteste Unwille, und eine Gegenschrift des Rector Zierlein zu Prenzlau erklärte schon auf dem Titel: „Gellert hat Genie."

Man kann diesen Streit heut zu Tage füglich auf sich beruhen lassen. Man kann den Standpunkt der Gellert'schen Schriftstellerei niedriger stellen, ohne den Dank zu verläugnen, welchen die Bildung des ganzen deutschen Volkes ihm seiner Zeit schuldig war. Wer von dem geistigen Entwicklungsgang einer Nation keine gewaltsamen Sprünge verlangt, der muß begreifen, daß ein Schriftsteller, der dem Verständniß und Bedürfniß seiner Zeit so ganz entgegenkam wie Gellert, zu einer wahren Nothwendigkeit für sie wurde. Hier kam es darauf an, nicht groß und stark auf wenige Befähigte zu wirken, sondern die Menge, wie sie war, unvorbereitet und geschmacklos, heranzuziehen und allmählig zu bewältigen. Der Boden, welcher die Keime des Genies zeitigen sollte, mußte zunächst gereinigt, der Geschmack in ganz elementarer Weise geschult werden. Diese Uebergangsperiode zu der gewaltigen Bewegung der siebziger Jahre wurde durch Gellert vortrefflich ausgefüllt. Thomas Abbt in seiner Schrift vom Verdienst bezeichnet Gellert's Werth für jene Zeit sehr richtig durch folgende Stelle, die auch Herder in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur wiederholt hat: „Für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. (Fragt die erste, die beste Landpredigerstochter nach Gellert's Fabeln? die kennt sie — nach den Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein Wort.) Nach und nach haben sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theil der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat."

Wenn man Gellert auf dem Standpunkt seiner Zeit als einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller anerkennen muß, so ist ihm immer noch auch für die Gegenwart ein wirklicher Werth, eine ästhetische Bedeutung geblieben. Er verdankt diese zunächst seinen poetischen Schriften: seinen Fabeln und Erzählungen*), seinen geistlichen Liedern. Man wird die ersteren, die Gellert's Ruf weit über Deutschland hinausgetragen haben, zuweilen platt, geschwätzig und dennoch liebenswürdig finden; ja, ihr schalkhafter Witz, ihre behagliche Naivetät wird die

*) Als Gellert den ersten Theil seiner Fabeln und Erzählungen drucken lassen wollte, trug er sie Breitkopf an; aber dieser, obschon sie in den Bremischen Beiträgen so vielen Beifall gefunden hatten, wagte doch nicht, den Verlag zu übernehmen. Wendler unternahm ihn und bereicherte sich in der Folge durch die wiederholten Auflagen der Gellert'schen Schriften so sehr, daß er den Buchhandel aufgeben und als Privatmann leben konnte. (Schmid's Nekrolog.)

besseren von ihnen jederzeit zu den vorzüglichsten ihrer Gattung stellen. Den meisten dichterischen Werth haben Gellert's geistliche Lieder, deren herzliche und dem gemeinsamen Bedürfniß entsprechende Erbaulichkeit sie zum Eigenthum des ganzen Volkes gemacht hat; sie mögen immerhin an Schwung und Stärke des Ausdrucks, so wie an Glut der Empfindung von vielen andern übertroffen werden: an praktischem Werthe gewiß nicht.

Die prosaischen Schriften Gellert's stehen den poetischen bei weitem nach, und doch ist seine edle und gereinigte Prosa, der es freilich an Kraft und individuellem Charakter gebricht, von sehr günstigem Einfluß gewesen zu einer Zeit, wo die Cultur des Styls noch so wenig in die Menge gedrungen war. Von dieser Seite haben Rabener und Gellert um so größeres Verdienst, weil sie gleichzeitig die gelesensten Schriftsteller ihrer Epoche waren.

In Gellert's Lustspielen (die Sing- und Schäferspiele sind in Versen) vermißt man die ursprünglich komische Kraft. Er selbst verwischte aus der Betschwester, die sogar mit Beifall aufgeführt wurde, aus Furcht, mißdeutet zu werden, bei jeder neuen Auflage einige stärkere Züge.

Sein „Leben der Schwedischen Gräfin von G * * " darf im Vergleich zu andern rohen und geschmacklosen Machwerken jener Zeit als ein ganz achtungswerther Versuch gelten, den Roman mit der Moral zu vermitteln und den Einfluß einer gebildeten Sprache auch hier nachhaltig zu machen. Höhere Kunstansprüche wird dieser Roman nicht befriedigen. Dazu fehlte es Gellert zu sehr an schöpferischer Phantasie und originellem Geiste. — Die Briefe, welche er 1751, auf Rabener's Zureden, mit einer praktischen Abhandlung vom Briefschreiben veröffentlichte, sollten, nach Gellert's eigenem Vorwort, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil benehmen, als ob unsere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sei." Es war ein Musterbriefsteller aus solchen Briefen, welche Gellert früher an wirkliche Personen ganz ohne Absicht des Druckes geschrieben hatte. Dieser Sammlung folgten nach Gellert's Tode noch zwei andere, die J. A. Schlegel und Heyer aus seiner freundschaftlichen Correspondenz zusammenstellten. „Wir wissen wohl", bemerkten die Herausgeber, daß man mit der ersten Sammlung seiner Briefe nicht durchgehends zufrieden gewesen ist", und in der That war dieser Mangel an Zufriedenheit ein ziemlich gerechtfertigter. Was insbesondre unerträglich wird, ist die zuweilen sehr gezierte Schreibart, die damals Manchem wohl ganz anmuthig und witzig vorkommen mochte, die in der That aber sehr nah an's Alberne streift.*) Man sucht vergebens die gefällige und ächte Naivetät der

---

*) Ich will nur eine Stelle, Th. 4, S. 197, aus dem Briefe an einen vertrauten Freund anführen: Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen und nur zwo Stunden bei Dir sein könnte . . . Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll funf-

Gellert'schen Fabeln. Was die späteren Briefsammlungen betrifft, so haben die damaligen Herausgeber das Ihrige gethan, durch eine Menge Auslassungen ihnen möglichst das Individuelle zu benehmen und sie um so viel farbloser zu machen. Andrerseits hatte Gellert selbst für den etwaigen Druck Abschriften mit Aenderungen hinterlassen. Man wird jedoch einen besseren Begriff von den Gellert'schen Briefen bekommen, wenn man den reichen, anziehenden und unverkürzten Briefwechsel mit Demoiselle Lucius (s. die Proben) dagegen hält. Wo sich Gellert seinem natürlichen Gefühl frei überläßt, da macht sich wohlthuend seine edle und liebenswürdige Natur geltend. — Was die gleichfalls nach seinem Tode gedruckten moralischen Vorlesungen anbetrifft, so kam ihnen Gellert's Persönlichkeit bei seinen Lebzeiten sehr zu statten, und es darf nicht überraschen, daß sie ohne dieselbe — gedruckt — keine belebende Kraft mehr äußern und etwa einem Freunde gleichen, dessen wohlmeinende Absicht man ehrt und achtet, der aber das Gefühl der Langenweile nicht fern zu halten vermag.

C. F. Gellert's sämmtliche Schriften. Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1775. 10 Theile.

Th. 1: Fabeln und Erzählungen. (Sie wurden in's Französische, Italienische, Dänische, Russische, Holländische, Polnische, Hebräische und Lateinische übersetzt.)

Th. 2: Moralische Gedichte. Vermischte Gedichte. Geistliche Oden und Lieder.

Th. 3: Lust- und Schäferspiele. (Die zärtlichen Schwestern. Die Betschwester. Das Loos in der Lotterie u. s. w.)

Th. 4: Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Briefe. Leben der schwedischen Gräfin von G**.

Th. 5: Abhandlungen und Reden. (Von den Trostgründen wider ein sieches Leben. Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Von den Fehlern der Studirenden bei der Erlernung der Wissenschaften u. s. w.)

Th. 6 und 7: Moralische Vorlesungen, mit einem Anhang: Moralische Charaktere.

Th. 8 und 9: Briefe, nebst einigen darauf bezüglichen Briefen seiner Freunde.

---

zigtausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte .. Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen.

Th. 10: Gellert's Leben von J. A. Cramer, nebst Gedichten auf Gellert's Tod. (Für diese Biographie benutzte C. das Tagebuch, welches G. seit 1752 über sich selbst geführt hatte. Ein guter Auszug findet sich in Schmid's Nekrolog deutscher Dichter, Bd. 2, Berlin 1785, Sch. gab auch eigene Zusätze. Um zu zeigen, welchen Eindruck Gellert's Tod auf seine Nation machte, zählt er nicht weniger als 44 Schriften auf, die derselbe veranlaßte.)

Nicht nur die Fabeln, sondern auch sämmtliche übrige Schriften, mit Ausnahme der beiden letzten Briefsammlungen und des Lebens, wurden ihrer Zeit in mehrere lebende Sprachen übersetzt.

Die erste Ausgabe der Gellert'schen Schriften erschien 1769—1774. Neuere Ausgaben: Leipzig 1839 in 10, 1840 und 1853, jede in 6 Theilen.

Gellert's Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1823.

Gellert's Leben. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von H. Döring. 2 Thle. Greiz 1833.

Proben.

Warum es nicht gut sei, sein Schicksal vorher zu wissen.

(Zuerst in den „Belustigungen". Sämmtliche Schriften, Theil 5.)

Nichts scheint leichter zu sein, als sich zu überführen, daß es nicht gut sein würde, wenn wir unser Schicksal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunsch, sein Schicksal zu kennen, den meisten Menschen ein angenehmer Wunsch. Eben Diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels sei, sein Glück und Unglück nicht voraus zu sehen, wünschen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft sich unsern Augen verborgen hat, wegfallen und ihr Schicksal sich ihnen auf Einmal darstellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieses Verlangen und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich sehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe diesen unzeitigen Wunsch in uns hervorbringen können. Die Begierde, glücklich zu werden, ist ein unentbehrlicher Theil unsrer Natur, und die Begierde, Andre glücklich zu machen, die edelste Wollust eines rechtschaffenen Mannes; beide aber können uns oft zu dem Wunsche verleiten, unser Schicksal zum Voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines Jeden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen, so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich zum Exempel zum Voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund sein würde; daß ich einen großen Reichthum erlangen und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen, heißt: alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammengesetzet ist, der unglücklichen so wohl, als der glücklichen. Also müßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehe, nicht blos wissen, daß ich

mit der Zeit mich verehlichen würde, sondern ich müßte zum Voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattin schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein sein würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen scheint die leichteste und bequemste zu sein; doch sie würde uns wenig nützen und unsre Neubegierde mehr erwecken, als stillen. Denn Etwas wissen, und nicht Alles wissen, ist eben so viel, als durstig sein und zu einem verschloßnen Brunnen geführt werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dies ist mir angenehm. Allein, wenn werde ich's werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mir's entziehen? Der Tod, oder ich mir selber, oder die Bosheit der Menschen? Werden diese aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner oder Neider sein? Werden sie es mit Fleiß oder aus Unvorsichtigkeit thun? Tausend solche Fragen werden entstehen, wenn ich mein Schicksal nur stückweise kenne; und wie sehr werden sie mich beunruhigen, da ich mir dieselben beantworten zu können wünschte, und doch nicht beantworten kann! Anstatt, daß eine solche Wissenschaft mein Verlangen befriedigen sollte, so wird es durch sie nur desto stärker gereizet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zusammenfluß der Reichthümer, die Ehrsucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, sondern steigt, so wird auch das Verlangen, sein Schicksal zu kennen, durch eine summarische Nachricht nicht so wohl gestillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in seinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bei einer kleinen Aufmerksamkeit leicht finden können. Und wer nicht geschickt ist, diese Wahrheit in sich zu fühlen, der wird weit weniger geschickt sein, sie in einem Beweise zu verstehen. Ja, sagt man vielleicht, es ist wahr, ich weiß auf solche Art nicht genug; aber ich weiß doch Etwas! Ich weiß, ich werde groß, gelehrt, reich, alt werden. Dieses sind angenehme Erwartungen; und ist eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht besser, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, sondern nur mein Glück vorher zu wissen. Dieser Vorschlag läßt sich denken, aber vielleicht schwer erfüllen. Denn, wenn es auch möglich wäre, sein gutes Schicksal, ohne sein böses, kennen zu lernen, so fürchte ich doch, daß der meiste Theil der Menschen, wenn er sein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts, als ein Unglück, nach seiner Meinung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten, so sind die Meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten, so würden wir, wenn wir es gegen unsre Wünsche hielten, entweder etwas sehr Geringschätziges, oder ganz etwas Anders, als wir wünschen, und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich Zeitlebens bei einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meisten durch eine

Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen sollten, so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geizigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, anstatt ihr Glück zu wissen, nichts, als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten und sage ihm, daß er bestimmt sei, ein großer General zu werden und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken und über diese Nachricht mehr Angst ausstehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch die Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht Alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, außer seinem Zusammenhange mit unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wenn soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündiget werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergesse nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unsere Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unsers Lebens unsre Wünsche ändern und das gering schätzen, was wir erst hoch geachtet haben, und hoch schätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unserer Beruhigung werden? Diesen jungen Menschen quälet der Ehrgeiz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen besteht sein Glück. Hilf Himmel, wie wird er sich entsetzen! Er hoffte, wenigstens ein vornehmer Staatsbedienter in seinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters ist das ganze Glück, mit welchem er sich nach so prächtigen Träumen soll begnügen lassen? Er sieht in seinem Glücke seine Wünsche nicht; und diese wollen wir doch eigentlich erfüllt sehen, wenn wir unser Glück voraus zu wissen begehren. Man urtheile selbst, ob dieser Jüngling sich über sein Schicksal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn sein, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen sollen? Denn vielleicht haben die Umstände der Zeit und der Welt in zehn Jahren seine hohen Gedanken so ermüdet, daß ihm diese Bedienung sehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts so sehr wünschet, als sich Zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu sehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wissen. Sie sieht zu ihrem Entsetzen, daß sie ihrem Damon nicht zu Theile werden, sondern an der Seite eines finstern und schon bejahrten Mannes ihr Leben beschließen wird. Dies ist ihr Glück, und unglücklich würde ihre Ehe gewesen sein, wenn der unbeständige Damon seine Absichten auf sie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfassung wird sie wegen dieser Nachricht die Hände ringen und sich für die unglückseligste Person in der Welt halten.

Wenn es also auch möglich wäre, unser Glück so vorher zu sehen, daß uns unser Unglück unbekannt bliebe, so würden doch die meisten Menschen sich nicht wohl dabei befinden, weil die Wenigsten, wenn wir die Sprache der Welt, und nicht der Philosophen, reden wollen, Glück haben. Denn bei den Meisten ist das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt: Ueberfluß an Gütern, Wollust, hohe Ehrenstellen, ausgesuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenigsten diese so genannten Glückseligkeiten in der Art, wie sie solche wünschen; und also würden die Wenigsten ihr Glück, die Meisten in ihrem Glücke ihr Elend voraussehen. Folglich wird dieses Verlangen, seine Zukunft zu wissen, auch wenn es sich nur auf die angenehmen Begebenheiten einschränkt, dadurch nichts weiser werden.

Ferner besteht das Glück der Meisten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; sondern unsre vergnügten Zufälle sind mit mißvergnügten durchflochten, und unsere heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trübe. Und wenn der Mensch diese nicht weiß, (diese will aber der nicht wissen, der nur sein gutes Schicksal zu sehen verlangt) so wird er, was in dem Zusammenhange ein großes Glück war, außer dem Zusammenhange für ein kleines, oder für gar keines halten. Doch wir wollen diese Art, sein Glück in einem Auszuge vorher zu wissen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fließen würde, insbesondere reden. Er wird sich leicht aus dem schließen lassen, was wir von der andern Art, sein Schicksal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wissen, sagen werden.

Diese Art kann man sich ungefähr so vorstellen, wie die Nativitätsstellungen sind, in welchen man dem Leichtgläubigen zu zeigen verspricht, was ihm von Tag zu Tage begegnen wird, und zwar mit seinen Ursachen. Die Ursachen unsrer Begebenheiten sind entweder in der Einrichtung der Welt oder in uns oder in andern Menschen gegründet; und sein Schicksal mit seinen Ursachen voraussehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Verderben beitragen werden. Würde eine solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches sein? Auf diese Art wären wir von der Furcht, die unser Herz so ängstiget, auf einmal befreit und könnten tausend Unternehmungen, bei denen wir itzt zittern, getrost und ohne Unruhe wagen. Unsere Hoffnung würde stärker und süßer werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und Jeder, wenn er wüßte, wozu er Zeitlebens bestimmt wäre, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart besser anschicken. Diese drei Vortheile mögen wohl bei den Meisten die süße Nahrung des Verlangens sein, ihr Zukünftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheile gegründet wären, so würde nichts gerechter sein, als eben dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsre Furcht fällt, wenn ich weiß, was mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche eine beständige

Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser Furcht sind wir befreit. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattin, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drei Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß; werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kommt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weiß. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich, durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit daran schuld bin; oder, daß andre Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt sein, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen! Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ich's nicht bin, mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mir's verursachen? Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus gesehen? Werden sie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kommt, alles Vergnügen, das sich mir zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der schlimmen Seite ansieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen durch das gewiß bevorstehende Glück um eben so viel verstärket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht entscheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen und, so zu sagen, gegen einander aufheben will, so müssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verlust meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Besitz großer Reichthümer sein. Diese beiden Dinge lassen sich nicht gegen einander abwägen, in so fern man auf die Menschen und ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn die Kraft, mit der sie mich beide, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hoffnung, zum Voraus rühren werden, liegt nicht sowohl in ihnen selbst, als in meinem Gemüthscharakter und in dem mir eignen und natürlichen, größern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und ich sehe zum Voraus, daß ich in zwei Jahren mit allem meinem Ruhme ein Mährchen sein, aber auch darauf oder zuvor zehntausend Thaler erben werde, so wird diese Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verursachen wird, sehr gering sein. Und wenn ich Gutes und Böses, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will, so müssen sie einerlei Trieb in mir zum Grunde haben. So ist der Trieb nach Ehre, und der Trieb, keine

Schande zu haben, an und für sich eins, und nur durch unsre Art zu denken getrennet. Daher müssen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wollust und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwischen der Größe der Furcht und der Hoffnung anstellen wollen. Allein so verfährt unser Schicksal nicht. Wer Schande zu befürchten hat und ehrsüchtig ist, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig ist und sein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Also wird es selten wahr sein, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewissen Guten, das ich zum Voraus sehe, um eben so viel wachsen sollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachsen war.

Und wo weiß ich denn, wie viel von dem, was mein Wunsch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückseligkeit und desto mehr Unglück in sich enthält? Und solch ein Leben voraus zu sehen, muß ich in Gefahr stehen, sobald ich mein Schicksal weiß. Wie glückselig schätze ich mich, daß mir's der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen sein, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorstehenden Glücke in meinem Gedächtnisse mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattin zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir diese Jahre verstreichen? Ich zweifle sehr daran. Meine Hoffnung würde mir zur Last werden, weil ich sie nicht gleich stillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kommt, so kommt uns das Glück, so zeitig es auch kommt, doch allemal zu spät.

Ich glaube sogar, daß Derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umständliche Vorherwissen unsers irdischen Glücks geschwächt werden würde, wenigstens bei den Meisten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünschen und hoffen, ist gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann sagen, daß die Grenzen unserer Hoffnung unsre Wünsche sind. Wie weitläuftig, wie unbestimmt sind diese nicht! Wenn wir nun unser künftiges Glück wissen, so steht es nicht mehr bei uns, was und wie viel wir hoffen wollen, sondern unsre Hoffnung wird alsdann von unserm Glücke regieret. Ist dieses klein, oder wenigstens nach seinem Wunsche gerechnet, klein, so wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unser Schicksal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorschmack unsers Glücks, nicht weiter untersuchen. Wir wollen vielmehr sehen, ob wir nicht selbst an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wissen. Mir scheint es so. Es giebt eine gewisse Furcht, die eben das bei unserm Vergnügen ausrichtet, was eine scharfe Würze bei gewissen Speisen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen desto lebhafter schmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ich's genieße, so sehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtsamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr

besiegt habe. Ich würde aber nicht so viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichsam in volle Bewegung gesetzt hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weiß. Es ist ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergesehenes, wenn die Umstände von beiden gleich sind. Endlich würden wir, wenn wir unser Schicksal voraussähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meisten Male nicht uns, nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern Verdiensten, sondern oft dem Zufalle und andern Menschen zu danken hätten. Und auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein großes Vergnügen entgehen, mit dem wir in unsern itzigen Umständen die guten Begebenheiten unsers Lebens gemeiniglich unsern Verdiensten zuschreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum sein; dennoch kann uns auch ein Irrthum vergnügen, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so möchte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt sich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die mein Glück in sich hält, nicht Lust habe, so werde ich mich nur um desto weniger zu derselben anschicken, denn das Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschieden ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für diesen Stand eingenommen, so werde ich mich zu demselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künftiges Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also meine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem Jeden insbesondre entgehen könnte, wenn er sein Schicksal vorher wüßte. Aber wir müssen uns nicht blos von Andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn Jeder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freien Willen behielten und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen sein, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler Tausend Menschen. Die Triebfedern unserer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert oder wegnimmt, so werden auch unsere Unternehmungen verändert oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders sein, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freien Willen ankommen, anders beschaffen sein, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum Voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein anderes Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den

Ausgang der Sache zum Voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt sein würden, wenn ein Jeder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders sein, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freien Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bei unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben, so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterließen, so würden wir dafür ein anderes begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterließen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freiheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerei ist ein Laster, das sich bei Vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, gesehen hätte, daß dieses geschehen würde, so hätte er's vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es ist wahr. Allein, wäre dieses Freiheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark sein, als wenn Einer mit dem bloßen Schwerte vor mir steht und mich von dem, was ich ohne diesen Zwang ausgeführt haben würde, gewaltsam abhält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freiheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, Viele, welche die größten Ausschweifungen in der Wollust begehen, doch das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen und äußerlich immer glücklich dabei leben. Wodurch sollten also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkene vor Freuden und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, Keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst oder Andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreißigsten Jahre auf dem Rabenstein sterben sähe. Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue uns schon selbst umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüthe ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkene, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlafen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben wir immer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden. Wie würden die Menschen

ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demselben für Unheil erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhause umbringen würde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben? Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl jemals Consul geworden sein, wenn er zum Voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod sein würde? Würde Mancher nach einem Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beschwerlichkeiten zum Voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es selbst wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine große, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wissenschaft seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertrauen und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und liebreich gegen die Menschen sein? Würde nicht durch ein umständliches Vorherwissen Tugend und Religion beinahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder die andre Art etwas Widersprechendes, wenn er sein zukünftiges Schicksal nach allen seinen Umständen vorher zu wissen verlanget. Er wünscht entweder, Begebenheiten vorher zu wissen, die nie Begebenheiten sein werden, sobald er sie weiß und so lange er bei seinem Vorherwissen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenschaften, noch eben die Freiheit des Willens behält, worinnen itzt seine Natur besteht; das heißt, er wünscht zu wissen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerspruch! Oder sollen die Begebenheiten erfolgen können, so wünscht er entweder die gegenwärtige Einrichtung seiner Natur, oder seine Freiheit zu verlieren; das heißt, er wünscht ein Mensch, und auch kein Mensch zu sein. So widersprechend und thöricht ist der neugierige Wunsch, sein künftiges Schicksal umständlich vorher zu wissen. Und gesetzt, er wäre dies nicht, so wird er doch stets einer der feindseligsten Wünsche sein, die der Mensch wider sich selbst thun kann. Gesetzt, die Welt und die menschliche Natur könnten dabei bestehen, welche Hölle würde die Welt sein, und welch schreckliches Glück das Glück, ein Mensch zu sein! Ja sollte es Menschen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schicksal voraus zu sagen, so bitte und beschwöre ich sie, mir ihre unselige Weisheit zu verschweigen. Pest, Hunger und Schwerdt sind große Landplagen, aber Nativitätsteller, wofern es welche gäbe, Nativitätsteller für das ganze menschliche Geschlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle diese Uebel sein.

Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

(Moralische Charaktere. S. Schriften, Th. 7.)

Crast, mehr einsiedlerisch, als gesellschaftlich, lebt für sich und theilet sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Haussorgen, ist Herr seiner Zeit und sorgt, daß er Niemandem zur Last falle. Er lebt seit zehn Jahren einen Tag so regelmäßig als den andern; ist gesund und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung und das Fenster beschäftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäfte, das heißt, er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden ist zugeschickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu seinem Vergnügen, oder tritt an seinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er angekleidet. Er speist gut, aber mäßig, und weiß seit dreißig Jahren nicht, was ein Rausch ist. Seine Zeit von zwei Uhr nach Tische bis Abends um zehn Uhr ist ebenfalls eingetheilt. Eine Stunde schenkt er dem Billard, eine dem Besuche, den er giebt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Lesen einer anmuthigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er sich regelmäßig dem Schlafe. Von dieser Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche besucht. Dieser Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß sein Herr alle Morgen bete und alle Abende singe. Und in der That, Crast ist mäßig und haushälterisch; kein Freund der Wollust und tobender Vergnügungen. Er spricht von Niemandem Böses; läßt Jeden in seinen Würden; bezahlt, was er zu geben schuldig ist, richtig; und lebt still für sich. Gleichwohl, wer ist Crast, wenn man ihn in seinem ganzen Betragen untersucht? Ist er mehr, als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was ist die Hauptabsicht seines Plans? Bequemlichkeit und methodisirte Trägheit. Er lebt mäßig, um gesund zu sein; wirthschaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beschwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für sich, und nicht für Andre. Ist er deswegen in die große Gesellschaft der Menschen gesetzet worden? Er befördert sein Vergnügen; aber ist es das, welches von der Vernunft gebilliget wird? Er geht mit seinem Vermögen sorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen ist. Aber ist nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine be-

ständige Pflicht? Er wendet die Zeit blos zur Pflege und Erhaltung seines Körpers an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt? Er hat eine Seele blos für seine Sinne, und einen Verstand, blos um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwirft. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein geschäftiges Wesen ist, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung giebt. Warum kann er nicht einsehen, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitsamer Mann zu sein, als ein geschäftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einst ewig für die Mühe belohnen soll, die er auf das Vergnügen seiner Sinne so ordentlich verwandt hat? Könnte er so oft schlafen, als er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen, so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, seine geringen Talente zum Besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben, als ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen, aber er lebt nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeschlossen und mit den nöthigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich ist es falsch, daß ein bequemes Leben ein zufriedenes Leben ist. Wenn Crast nachdenkt, (und er kann doch nicht alle ernsthaften Gedanken durch Trägheit ersticken) macht ihm sein Herz wegen seiner sinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in seiner Seele? keine Besorgniß, daß Andre, für die er nichts Nützliches thut, ihn verachten werden? keine Beschämung, daß er vierzig oder funfzig Jahre gelebt hat, ohne ein besserer Mensch geworden zu sein? Kann er sich auf die schützende Hand der Vorsehung verlassen und sich, wenn sein Vermögen, das er itzt nur zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, sich in Mangel verwandeln sollte, mit ihrem Beistande trösten? Kann er auf Hoffnung sterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er diese Vortheile des Geistes nicht, so ist er nicht zufrieden, sondern nur von seiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kitzel auf einige Jahre für seine Dienstbarkeit belohnet und zugleich bestrafet.

Briefe

an

Demoiselle Lucius.*)

(Briefwechsel Gellert's mit Demoiselle Lucius.)

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf sein, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine beredte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ich's jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dies nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ich's ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradoxe, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Verwunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann sein, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, Andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bei

---

*) Gellert's Correspondentin war eine Tochter des geh. Cabinetsregistrator L. zu Dresden: sie vermählte sich später mit einem Pastor Schlegel, durch welchen sie mit den G. so befreundeten Gebrüdern Schlegel in nähere Verwandtschaft trat. In ihrem 21sten Jahre (1760) wagte sie es, einen Briefwechsel mit G. anzuknüpfen, den dieser freundlich erwiederte und der nur durch Gellert's Tod unterbrochen wurde.

Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Zutrauens zu Ihnen) bei Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharfsinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weiß und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bei meinen siechen Stunden die schönen Psalmen eines Rousseau*) (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie in seiner Vorrede vorsagt, so habe ich doch zu den Grundsätzen einer gesunden und durch die Religion verbesserten und aufgeklärten Vernunft so vieler großen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Müßiges und nur im Gedanken Wahres mitgelehret hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre auf wenig Blättern mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen und alle meine Schriften und alle meine Freunde, daß, wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwei kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammelt und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesetzt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn sie den witzigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mir's alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer oder Freund, bei einer klugen Anwendung dieser und andrer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feierlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühnheit, als Nutzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses

---

*) Jean Batiste Rousseau, dem es (beiläufig gesagt) an üblem Rufe, und vielleicht mit mehrerm Rechte, nicht weniger fehlte, als dem ehrlichen Jean Jaques. E.

Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen ertheilet, nur darum ertheilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern Hand wieder zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten Hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetzte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin*) sehr rühmet.

Leipzig, den 26. October 1762.

Gellert.

Liebste Mademoiselle!

In dem Augenblicke, da Goedicke**) meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackrer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich", sprach er, „habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reizendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüssig zu sein scheint. Endlich erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfalt und Hoheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt." „Wer", setzte mein Freund hinzu, „wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Witze und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann." — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hat er's gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe, es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellert's versagen?

Leipzig, den 26. October 1762.

---

*) Ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte.

**) Gellert's Famulus.

Liebste Freundin! *)

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sei Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Kur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theile zu befreien, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frei vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bei meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief, für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor Andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freien getrunken, bald mit Diesem, bald mit Jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwei Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade ge-

*) Dieser interessante Bericht von Gellert's erster Reise nach Carlsbad ist auch in dessen Werken Th. 10. S. 136 ff. gedruckt, aber es sind dort alle Namen der hier vorkommenden Personen blos mit den Anfangsbuchstaben angegeben worden. Er erscheint hier zuerst völlig in der Gestalt, in welcher ihn G. ursprünglich schrieb. E.

nähert und Denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen Alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobei ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel Tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehn, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger, als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie Sie die Schlacht bei . . . . *) die Schlacht bei Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehn;

*) Hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen. E.

kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf Alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen sein. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und Niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Obersthofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bei hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch Nichts beleidigt hat, als daß schwer er hörte und ich sehr schreien mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bei ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bei dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade ging, schickte er mir vier Bouteillen Tockayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen sein würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß ich von dem Tockayer drei Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischem, die ich aus den guten Händen der Gräfin Bitzthum erhalten, auch zwo oder drei. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bei mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger, gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bei

mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich in's Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lüge; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viele kleine tägliche Dienste gethan, und Andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden könnte. Ich werde das Alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!" Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwei Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide gingen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat, mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bei der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und blos für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bei ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit. Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brot mehr, und Suppe und Wasser und Hoffmann'scher Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tags zwei- und dreimal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von Denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt und ohne drei und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten wer-

den konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreiundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden sein. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg? sagte er bei seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freilich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von Kayserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Kessel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bei dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünschet, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu sein, sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herrn Zeisen*), dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste.

Leipzig, den 25. August 1763.

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe ein, und Ihnen wird es wohl auch einfallen, was ich meine. Aber, wenn Sie zu Fräulein Schönfeld**) kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. — Den Augenblick fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem

*) Registrator Z., Gellert's Freund und Nachbar der Dem. L.

**) Eine Tochter der Gr. Vitzthum. S. den Briefwechsel S. 184.

Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre." — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?" Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden." — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bei dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn." — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel sein. Es dient auch zu unserm Besten"" u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!" küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als drei Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leibpage der Sächsischen Prinzessin Christine früh gegen neun Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Poststationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kommt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel sein, und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrak (denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte sie voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen putzen und die neuen Schuhe herbeibringen, und den Perückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe zurechte macht", eine Sache, die nicht geschehen ist, seitdem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe an; das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. — „Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhemde mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte es — „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie mir her." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus dem Ueberzuge nehmen, Sie haben es seit 1754 nicht getragen."" (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) —

Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen.

„Da kommt also der Professor Gellert", rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder).

„Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu lernen, und Ihm für Seine „schöne Schriften zu danken und Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen." — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes.

„Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?"

Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt sein, wenn das Schreiben siech machte.

„Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben."

Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln.

„Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die Welt sagt es, und ich „sage es auch. — Hat Er itzt nichts geschrieben?"

Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr, und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben.

„Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen."

Vielleicht das Meiste.

„Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie alle gelesen, und alle „Leute, und alle Höfe, wo ich gewesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine „Schriften verschenken müssen!"

So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin.

„Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig."

Wenigstens beklage ich's, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet.

„Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er mir Seine Schriften „zuerst, und sei Er ruhig. Das ist Alles, was ich von Ihm verlange. Welches „von Seinen Werken hat Er am liebsten?"

Das nützlichste, Ihro Hoheit.

„Also das jüngste, das letzte; die Lieder also? Ich denke es auch. Man „hat viel von Seinen Schriften übersetzt; aber sie verlieren. Gesner's Idyllen, „die sind gut übersetzt."

Es ist lange genug, gnädigste Prinzessin, das wir die Franzosen übersetzt haben. Die Reihe muß also an uns auch kommen.

„Er ärgert sich wohl an meinem Deutschen. Ich habe in achtzehn Monaten kein Deutsch gesprochen."

Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es besser, als ich und Andre.

„Das kann nicht sein; ich habe es aus Seinen Schriften gelernet."

Kurz, liebe Mademoiselle, sie hat mit so vieler Güte und so vielem Geiste, mit so vieler Leichtigkeit und Leutseligkeit gesprochen, als ich Ihnen nicht sagen und aus Armuth des Gedächtnisses auch nicht erzählen kann. Aber mein Bruder, der könnte Ihnen mehr sagen, wenn er wollte.

Gegen zwölf Uhr ging ich, und gegen halb zwo Uhr war ich wieder bei der Prinzessin Christine, begleitete sie auf die Rathsbibliothek, Universitätsbibliothek und in das Richter'sche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdame und dem Oberhofmeister in einer, und ich mit dem Herrn von Leipziger und dem Oberpostcommissair*) in der andern Kutsche. Am Markte, da sie sah, daß das Volk so begierig war, sie zu sehen, stieg sie aus, gab vor, daß sie Auerbach's Hof sehen wollte, und ließ sich von dem Markte an durch Auerbach's Hof über den neuen Neumarkt durch die Grimmaische Gasse bis wieder an den Markt, zur Rechten von mir, zur Linken von ihrem Hofmeister führen, grüßte alle Menschen freundlich, freute sich, sagte, die Sachsen wären gute Leute, und wünschte, daß ihr Herr Vater sie auf die Messe möchte wieder mit nach Leipzig nehmen. „Es gefällt mir hier, Herr Professor, Leipzig hat viel Vorzüge" u. s. w.

Gegen vier Uhr ging sie, von mir bis an ihren Wagen geleitet, fort. „Nun, so lebe Er recht gesund, recht wohl, und wenn ich wieder nach Leipzig komme, so komme Er freiwillig zu mir; denn heute ist Er doch nur gekommen, weil ich Ihn darum habe bitten lassen; wenn es Ihm nur nicht schadet, daß Er so lange mit mir gegangen ist." Das hat sie mir wohl dreimal gesagt. — „„Ich wünsche Ihrer Hoheit alle Wohlfahrt, die man der besten Prinzessin wünschen kann und muß, und empfehle"" — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Professor!" —

Gleich zu Anfange unsers Gesprächs fragte sie: „Was macht sein Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld?" Und den kennen Sie auch, gnädigste Prinzessin? Sie wissen also alle meine Geheimnisse? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder möchte es doch gern wissen. Hat Ihn kein Husarenlieutenant mehr besucht?" — — O, der böse Brief! — „Nein er ist nicht böse. Er hat den Franzosen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?" — Selten! aber an das Fräulein Schönfeld schreibe ich noch. Das ist ein gutes Kind.

Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzessin hat mich beschämt, durch ihre Güte sowohl, als durch ihren Geist. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, sagte sie zehn gute ungekünstelte Einfälle. Sie muß Sachsen sehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachsen kam, sagte sie, so erschrak ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was ist das für ein gesegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüsten können?" — Krieg und Brand, gnädige Prinzessin, segnet Gott mit reicher Hand. Dies alte Sprüchwort trifft

*) Gellert's Bruder.

sichtbar bei uns ein. — „Also denkt Er, daß beßre Zeiten kommen werden?“ — Ja, wenn beßre Leute kommen.

Ich will diesen Brief mit einer Anmerkung beschließen, die mein Herz angehn soll. Was mag bei dem Beifalle, den mir die Prinzessin erzeugte, wohl den meisten Eindruck auf mich gemacht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freilich darf uns der Beifall einer Prinzessin, wenn Alles auf beiden Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beifall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer heimlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wir's nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bei mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabei nicht würdiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dies Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug sein, mich deswegen zu loben.

O, was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bei der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Leipzig, den 3. September 1763.

Gellert.

P. S. Ich schreibe abscheulich; aber theils wird mir das Sitzen sauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir sie sonst schnitt, schickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen ergebenst von mir. Ich will ihm bald schreiben.

(Als Nachtrag zu diesem Briefe schalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpostcommissär Gellert an Demoiselle Lucius vom 9. September 1763 ein.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu sagen. Diese vortreffliche Prinzessin zeigte in ihren Fragen und Antworten, nebst dem ganz besonders gnädigen Betragen, viel Witz und Verstand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte sie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade spüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, sondern blos, weil es die Medici wollten, und also aus Pflicht, dahin gereist. — „Es sieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht ist?" — Gnädige Prinzessin, wenn man zwanzig Jahre schon krank ist, dann muß man sich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld ist wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder gesund werden kann. Ich bin seit meinem siebenten Jahre krank gewesen, und itzt Gottlob! recht wohl." — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz sachte, daß es die Prinzessin sehen konnte, in die Hände. Endlich sagte er: Es ist auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mir's nicht übel", fiel sie ihm in die Rede, „das ist ein Compliment. Ich muß Ihm sagen, daß Er mich in meiner Krankheit sehr getröstet hat. Ich hattte alle Seine Schriften gelesen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre? Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Pieçe: Trostgründe wider ein sieches Leben. Je, sagte ich, das schickt sich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es sogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgelesen." — Als mein Bruder sie wegen ihres guten Deutschredens lobte und sagte: Ihro Hoheit müßten es auch sehr gut schreiben, er wolle zur Ehre der deutschen Nation wünschen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete sie: „Ich bin den Autoren sehr gut, aber selbst mag ich keiner werden; indessen will ich's Ihm doch versprechen, wenn Er so lange recht gesund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja, ich will es Ihm sogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob sie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinführo ungeruft besuchen und so gesund und wohl wie Sein Bruder aussehen mag." Ihre Gegenwart des Geistes ist ungemein groß, und im ganzen Ernst, der Professor hatte vollauf mit ihr zu thun.

Liebste Correspondentin!*)

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn mich der Beifall und der Dank einer niedrigen Weibsperson, die mich weder durch einen scharfen Verstand, noch durch Feinheit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern blos durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich empfiehlt, wenn ihr Beifall und der Dank dafür, daß ich sie unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt, darum, weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich als eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet ist; wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Beifall und der Dank einer verständigen, tugendhaften und angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht und eine Ehre für unser Herz sein? Dieses habe ich sagen wollen. — Die Prinzessin kann mit mehr Verstand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige christliche Magd kann eben so gewiß wissen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß sie ihr genützt und sie erbaut haben (zumal geistliche und leichte Schriften), ob sie es gleich nicht sagen kann. Sollte mir also ihr Beifall von dieser Seite nicht eben so schätzbar sein? Denn wir wollen der Sicherheit wegen voraussetzen, daß der Beifall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiisch, nicht eigennützig sei; sonst findet gar keine Vergleichung statt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzessin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußi- „scher Feldwebel, habe drei und dreißig Jahre gedient, habe endlich meinen Ab- „schied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, „zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und „Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen."

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch „Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten, und zum Guten er- „muntert. Ach, das sei Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne Sie

*) Nur ein Stück dieses Briefes ist gedruckt in Gellert's Werken Th. IX. S. 85.

„dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. „Wenn Sie nur wüßten, wie gut ich's meine, und wie ich mich erfreue, Sie zu „sehen!"

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet, so will ich Gott danken und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts, als meine Freiheit zurück, aber ich finde noch soviel zu „Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller „meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege „sichtbar beschützet und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als „ich nach der Affaire bei Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, „habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte gar fünf Wochen) auf einem „Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, „und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der „Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das „Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten „und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Knie„kehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt „schreckliche Schmerzen) curirte und mir nachher einen freien Zutritt, während „meiner Gefangenschaft, in sein Haus verstattete, und damals habe ich Ihre „Schriften (er hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz außer „mir, daß ich Sie sehen nnd sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen „fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrak über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige, beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch", setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Sol„daten gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier werden, wenn „ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahre alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meinen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beifall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beifall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —

Die Versicherungen, die sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Der Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben;

warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mir's schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? Sobald so ein Brief gedruckt ist, so bekommt er, ich weiß nicht was für eine eitle und prahlerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freilich dabei gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun, liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. September 1763.

Gellert.

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drei Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und Jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen."

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet sein.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Itzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen bei Freiberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König; Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechet französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat Er Recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten nnd an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlet mir das Vermögen.

König: Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, den Maler:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er, bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

König: Und die Moral?

Gellert:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched.“ Und den andern Tag bei der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands.

Johann Joachim Winckelmann

wurde am 9. December*) 1717 zu Stendal in der Altmark geboren. Er war der einzige Sohn eines armen Schuhmachers, und sollte das Handwerk seines Vaters lernen, zeigte jedoch besondere Lust zum Studiren. Den ersten Grund seiner geistigen Bildung legte er in der Schule seiner Vaterstadt, wo er sich bald durch seinen Fleiß zu den oberen Klassen emporschwang. Als der damalige Schulrector Tappert, der ihn liebgewonnen hatte, fast erblindete, und eines Führers und Vorlesers bedurfte, nahm er Winckelmann zu sich in's Haus. Die unbeschränkte Benutzung der kleinen Schulbibliothek, deren Aufsicht Winckelmann anvertraut wurde, gab diesem außerdem Gelegenheit, seinen Lese- und Wissensdurst möglichst zu befriedigen. Hier lernte er u. a. in dem neu eröffneten adeligen Ritterplatze, den er mit großer Begierde las, zuerst die berühmtesten Werke der Maler- und Bildhauerkunst kennen. Insbesondre aber erwarb er sich in der lateinischen und griechischen Sprache ausgezeichnete Kenntnisse.

Im Jahre 1735 ging Winckelmann nach Berlin auf das Köllnische Gymnasium, dessen Rector Bake ihm gegen freie Kost und Wohnung die Aufsicht und den Unterricht seiner Kinder übertrug. Doch schon nach kurzer Zeit unterbrach er seine Studien durch eine Fußreise nach Hamburg, um aus der Bibliothek des berühmten Fabricius, die dort versteigert wurde, einige gute Ausgaben alter Klassiker zu kaufen. Das zur Reise wie zum Ankauf jener Bücher erforderliche Geld erbat er unterwegs bei Gutsbesitzern, Beamten und Pfarrern. Nachdem er etwas länger als ein Jahr das Gymnasium besucht hatte, kehrte er, ohne Bedauern der Lehrer, die einen Schüler von so unruhigem Geist gern ent-

*) Nach Fernow's Angabe in dessen Ausgabe der Winckelmann'schen Werke; dagegen wird in Gurlitt's Programm über W. (Nachtrag zu der biographischen und literarischen Notiz von W. Hamburg 1820) von Dr. Uhden, einem Schulfreunde Winckelmann's, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Stendal starb, der 12. December als Geburtstag angegeben.

ließen*), nach seiner Vaterstadt zurück. Ostern 1738 ging er nach Halle auf die Universität; allein das Studium der Theologie, zu welchem ihn der Wunsch seiner Eltern bestimmt hatte, zog ihn weit minder an, als das der alten Literatur und schönen Wissenschaften. Er besuchte daher fleißiger die Bibliotheken, als die Hörsäle, und zeigte überhaupt wenig Ordnung in seinen Studien. Ein halbes Jahr lang brachte er damit zu, die Bibliothek des Kanzlers von Ludewig zu ordnen; dann wollte er, 1740, eine Wanderung nach Paris und Rom antreten, aber der Krieg zwang ihn noch in Deutschland zur Umkehr; zweimal wurde er Hauslehrer, ging auf kurze Zeit nach Jena, um Medizin und höhere Mathematik zu studiren, und fand endlich 1743 in dem Konrektorat an der Schule zu Seehausen (in der Altmark) anscheinend eine dauernde Stätte.

Leider war diese Lehrstelle so schlecht besoldet, daß Winckelmann genöthigt war, sich bei den wohlhabenden Einwohnern der Stadt Freitische zu verschaffen. In so drückenden Verhältnissen bewährte sich jedoch die ganze Kraft und Ausdauer seines Geistes. Er setzte sein Studium der griechischen Klassiker unaufhörlich und mit solchem Eifer fort, daß er selbst in den kalten Winternächten, nachdem er bis Mitternacht studirt hatte, nicht zu Bette ging, sondern, in einen Pelz gehüllt, auf einem Lehnstuhle schlief, früh um 4 Uhr wieder erwachte, seine Lampe anzündete und bis 6 Uhr fortstudirte, wo die Stunden des Unterrichts wieder ihren Anfang nahmen. Neben der alten Literatur trieb er gleichfalls mit großem Fleiße das Studium der Geschichte und las daneben die vorzüglichsten Dichter und Prosaisten der Franzosen, Italiener und Engländer.

Fünf Jahre lang hatte Winckelmann in dieser ungünstigen Lage zugebracht, als er 1748 dem sächsischen Minister, Grafen von Bünau, seine Dienste anbot, und bei der reichhaltigen Bibliothek desselben, die sich in Nöthenitz bei Dresden befand, als Sekretair mit 80 Thalern Gehalt angestellt wurde. Sein Hauptgeschäft war hier, aus Geschichtschreibern und Chroniken für die deutsche Reichsgeschichte des Grafen Auszüge zu machen. Während er dieser Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit nachkam und mit gleicher Emsigkeit seine eignen Studien fortsetzte, führten die Kunstschätze Dresdens, deren Betrachtung er jeden freien Tag widmete, und welche die Liebe zur Kunst lebhaft in ihm entzündeten, ihn seinem eigentlichen Berufe zu. Der Kunstbetrachtung gesellte sich der lehrreiche Umgang mit Künstlern und Kunstfreunden, und ganz besonders war es der geistvolle Maler Oeser, der sein Auge auch für die technische Anschauung bildete und seinen Ansichten und Urtheilen eine sichere Grundlage gab. Als Winckelmann zu der Gewißheit gelangt war, daß seine Lebensaufgabe ihr Ziel nur in der Kunst finde, ward auch Italien, die große Kunstkammer des classischen Alterthums, sein einziges Verlangen. Der päpstliche Nuntius in Dresden, Cardinal Archinto, welcher die gründlichen Kenntnisse Winckelmann's und seine hohe geistige Bedeutung bei dem Besuch der Bünau'schen Bibliothek kennen gelernt hatte, ver-

---

*) Nach dem Abgange Winckelmann's fand sich in dem Albun der Schüler, neben seinem Namen, von der Hand des Rectors die Bemerkung: „homo vagus et inconstans."

sprach ihm eine Stelle an der Vaticanischen Bibliothek, woran sich freilich die Bedingung knüpfte, zur katholischen Religion überzutreten. Trotz der Gleichgültigkeit, mit welcher Winckelmann im Ganzen die Verschiedenheit des christlichen Cultus betrachtete, weil er, seiner Natur nach, niemals zu einer bestimmten Kirche gehört hatte, und jetzt sein religiöses Bedürfniß in der Kunst beinah aufgegangen und befriedigt war, erfüllte ihn doch der Entschluß eines öffentlichen Religionswechsels mit Unruhe und Besorgniß. Hierzu trug ganz besonders die Vorstellung bei, wie ungünstig seine Freunde und vor allen sein Beschützer, der Graf von Bünau, diesen Schritt beurtheilen könnten. Dagegen drängte ihn andrerseits seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die nur auf solchem Wege ihre mögliche Befriedigung sah. Von seiner leidenschaftlichen Erregtheit zeugen die Briefe, welche er damals an Berendis, seinen vertrautesten Freund, schrieb (s. die Proben). „Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand. Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdener Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andre geistliche Personen." (Goethe, W. Bd. 30.)

Die Unterhandlungen, welche der Nuntius dem Pater Rauch, Beichtvater Königs August III., aufgetragen hatte, zogen sich theils durch die Unentschlossenheit Winckelmanns, theils durch das Ungewisse der Versprechungen, mit denen man Winckelmann möglichst wohlfeil zu gewinnen suchte, wie noch durch andere Umstände über zwei Jahre hin. Endlich im Sommer 1754 trat Winckelmann förmlich zur römischen Kirche über, mit der Aussicht, ohne bestimmte Gegenverpflichtung in Rom eine kleine Pension zu empfangen, von der er leben könnte.

Winckelmann selbst bezeichnet diesen Schritt in einem Schreiben an Berendis als einen unglücklichen, und beklagt, daß er kein Mittel sehe, zu seinem Ziele zu gelangen, ohne einige Zeit zum Heuchler zu werden. Um keinen Anstoß zu erregen, kam er gewissenhaft den äußern Gebräuchen der neuen Kirche nach, er betrachtete sie aber als ein Maskenkleid, welches er umnahm, ja er gefiel sich in Spöttereien, die ihn später sogar in den Geruch eines Ketzers brachten und ihn von Seiten der Inquisition mit Verfolgung bedrohten. Nicht übergehen wollen wir hier, mit welcher Liebe Winckelmann fortdauernd an dem alten Liederschatze der lutherischen Kirche hing, so daß er sich mit großer Mühe und Gefahr ein protestantisches Gesangbuch aus Deutschland kommen ließ. Diese Vorliebe wird uns das Urtheil Goethe's, der ganz entschieden einen nur heidnischen Sinn in

ihm erkennt, (man vgl. den Abschnitt „Heidnisches" bei Goethe über W.) doch mit Beschränkung aufnehmen lassen.*)

Graf Bünau, dessen mißfällige Beurtheilung seines Religionswechsels Winckelmann so sehr gefürchtet hatte, benahm sich als ein aufgeklärter Weltmann und entzog ihm seine Gunst nicht. Zu Michaeli des nämlichen Jahres (1754) verließ Winckelmann seinen Dienst und ging nach Dresden, um sich gänzlich dem Studium der Kunst zu widmen. Die erste Frucht desselben waren die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke", die er während des Frühlings 1755 ausarbeitete und sie dem Könige August III. zueignete. Von dieser Schrift, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde, hatte Winckelmann nur 50 Abdrücke veranstalten lassen, die er verschenkte. Um ihre Wirkung noch vollständiger zu machen, griff er sie selbst in einem Sendschreiben an und vertheidigte sie in einer dritten Schrift.

Im Herbst des nämlichen Jahres reiste Winckelmann mit einem Jahrgehalt von 200 Thalern, das ihm der König unter der Hand bewilligte, auf zwei Jahre nach Rom ab. Hier bereitete ihm der Ruf klassischer Gelehrsamkeit die günstigste Aufnahme, und zu Anfang des Jahres 1756 gewährte ihm der selbst so kenntnißreiche Papst Benedict XIV. eine Audienz, in der er Winckelmann seines Schutzes versicherte. Auch die Vertrauten des Papstes, die Kardinäle Passionei und Albani, durch Geist und Kunstliebe ausgezeichnet, bewiesen ihm ihren Antheil. Sehr vortheilhaft wurde ihm andrerseits das freundschaftliche Verhältniß zu dem berühmten Maler Raphael Mengs, mit dem er täglich in einem regen geistigen Verkehr stand. Das erste Jahr seines Aufenthalts in Rom brachte Winckelmann größtentheils mit der Betrachtung älterer und neuerer Kunstwerke zu. Als eine Frucht dieser Betrachtungen beabsichtigte er ein Werk über den Geschmack der griechischen Künstler, und entwarf dafür seine berühmten Beschreibungen des belvederischen Apoll, des Laokoon, des Torso u. a., von denen die ersteren später in seine Geschichte der Kunst verschmolzen wurden.

Im Frühjahr 1758 führte Winckelmann den langgehegten Wunsch einer Reise nach Neapel aus, und verweilte fünf Wochen in Portici, ein Aufenthalt, dem die Berichte über die Herkulanischen Alterthümer ihren Ursprung verdanken. Im September des nämlichen Jahres reiste Winckelmann nach Florenz, um, nach dem Wunsch des 1757 verstorbenen, ihm befreundet gewesenen Barons v. Stosch, die vortreffliche Sammlung geschnittener Steine zu ordnen, welche dieser seinem Neffen Muzel-Stosch hinterlassen hatte. Diese Arbeit fesselte Winckelmann, welcher gleichzeitig ein beschreibendes Verzeichniß dieser Sammlung in französischer Sprache entwarf, neun Monate lang an Florenz. Inzwischen war der Kardinal Archinto gestorben, dessen Bibliothek W. in den letzten Jahren vorgestanden hatte, und bereitwillig ging er auf den Vorschlag des

*) Ein Programm von Krech (Erinnerungen an W., Berlin 1835) hebt mit gewissenhafter Sorgfalt Alles hervor, was die Goethe'sche Ansicht zu widerlegen, oder doch zu ermäßigen geeignet ist.

Kardinals Albani ein, der ihn als Bibliothekar und Aufseher seiner Alterthümer mit freier Wohnung und zehn Scudi monatlichen Gehalts anstellte.

Das Werk, welches Winckelmann unausgesetzt beschäftigte, war seine Geschichte der Kunst des Alterthums, die, während manche seiner andern Entwürfe unausgeführt blieben, sich immer reifer gestaltete. Im Jahre 1762 machte er in Gesellschaft des Grafen Brühl eine zweite Reise nach Neapel, und vervollständigte seine Herkulanischen Entdeckungen, die er in einem Sendschreiben an Brühl veröffentlichte. Auch seine „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" waren zu Anfang dieses Jahres im Druck erschienen. Eine größere Arbeit, welche die „Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern" beabsichtigte, erweiterte sich bei der Ausführung zu den fünf Jahre später in italienischer Sprache herausgegebenen Monumenti antichi inediti.

Im Jahre 1763 erhielt Winckelmann die durch den Tod des Abbate Venuti erledigte Stelle eines Antiquario della Camera Apostolica, oder Aufsehers aller Alterthümer in und um Rom, mit einem monatlichen Einkommen von zwölf bis funfzehn Scudi. Außerdem wurde ihm ein Jahrgehalt von funfzig Scudi von der Vaticanischen Bibliothek als Wartegeld, bis zur Erledigung eines Scrittorats an derselben, ausgesetzt. Als eine nicht geringe Auszeichnung, die sein Freund und Beschützer, der Kardinal Albani, vermittelte, durfte er die Erlaubniß ansehen, dem Papst im Beisein mehrerer Kardinäle und Prälaten eine Abhandlung aus seinen Monumenti inediti vorzulesen.

Zu Anfang des Jahres 1764 trat endlich die Geschichte der Kunst zu Dresden an's Licht, und als Ergebniß einer dritten Reise nach Neapel, die er in Gesellschaft Heinrich Füßly's aus Zürich machte, erschienen wiederum Nachrichten von den neuesten Herkulanischen Entdeckungen. Im nächstfolgenden Jahre vollendete er seinen Versuch über die Allegorie (1766 gedruckt), ein Werk, das schon in Dresden begonnen wurde. Ein Antrag, den ihm (1765) Oberst Guichard im Namen des Königs von Preußen machte, blieb erfolglos; denn Winckelmann, welcher die durch den Tod des Geh. Raths Gautier la Croze erledigte Stelle eines Aufsehers der Bibliothek und des Münz- und Antiken-Kabinets erhalten sollte, forderte ein Jahrgehalt von 2000 Thalern, während der König nur die Hälfte bewilligen wollte. Nicht geringen Verdruß bereitete Winckelmann die Entdeckung eines Betruges, den ihm der Maler Casanova, ein Schüler Mengs', mit zwei angeblich alten Gemälden gespielt hatte. Diese Gemälde nämlich, welche 1761 in Rom zum Vorschein kamen, und deren Abbildung und Beschreibung Winckelmann übereilt in seine „Geschichte der Kunst" aufnahm, waren von Casanova selbst, und zwar in der arglistigen Absicht verfertigt, Winckelmann's Kennerschaft in ein bedenkliches Licht zu stellen. Wahrscheinlich war auch Mengs der Sache nicht fremd gewesen, wodurch sich alle früheren freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Winckelmann allmählig lösten. Der Irrthum, welchen sich der Letztere hatte zu Schulden kommen lassen, und den er selbst durch Anzeigen in Frankreich und Deutschland öffentlich bekannt machte, ließ eine neue Ausgabe seiner Kunstgeschichte wünschenswerth erscheinen. Doch sollte diese

bei dem noch vorhandenen großen Vorrath der ersten Auflage in französischer Sprache veranstaltet werden. Inzwischen veröffentlichte er 1767 als Ergänzung der ersten Ausgabe seine „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst.“ Im September des nämlichen Jahres reiste er zum vierten Mal nach Neapel und bestieg den Gipfel des Vesuvs während eines Ausbruchs desselben. In Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi trat er am 10. April 1768 eine langersehnte Reise nach Deutschland an, zu der ihn außer dem Bedürfniß, seine Freunde wieder zu sehen, auch noch wissenschaftliche Zwecke veranlaßten. Denn hier hoffte er für einen Lieblingsplan, in Elis Grabungen nach alten Kunstwerken anstellen zu lassen, Unterstützung zu finden, und die beabsichtigte französische Uebersetzung seiner Kunstgeschichte sollte in Berlin zur Ausführung gelangen. Doch schon in Tyrol veränderte sich Winckelmann's heitere Stimmung auffallend. Er konnte die schroffen Felsenwände und weiterhin die spitzen Dächer nicht ertragen. Ihr Anblick versenkte ihn in eine düstre Schwermuth, und dieser Zustand verschlimmerte sich von Tage zu Tage. In Regensburg erklärte Winckelmann seinen festen Entschluß, allein nach Italien zurückzukehren, und Alles, was sein Reisegefährte von ihm erhalten konnte, war, daß er ihn bis Wien begleitete, um von da seine Rückreise anzutreten. Vergebens suchte ihn in Wien der Fürst von Kaunitz in seinem Entschluß wankend zu machen; aber Winckelmann's Gemüthsbewegung war so heftig und so bedenklicher Art, daß man nicht weiter in ihn zu dringen wagte. Gleichwohl verweilte er noch einige Wochen und erfreute sich der Auszeichnung, in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia, so wie der kaiserlichen Familie vorgestellt zu werden, die ihn huldreichst empfingen und reichlich beschenkt entließen. So überhäuft mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, reiste er Ende Mai nach Triest ab, um sich daselbst nach Ancona einzuschiffen.

In Triest traf Winckelmann im Gasthause mit einem gewissen Arcangeli zusammen, der einige Tage vor ihm eingetroffen war und neben dem von Winckelmann bezogenen Gemach ein kleines Nebenzimmer inne hatte. Dieser Arcangeli, aus dem Toscanischen gebürtig und seines Standes ein Koch, war erst vor einem Jahre, nach mehrjähriger Zuchthausstrafe, die er in Wien eines Diebstahls wegen abgebüßt hatte, aus dem Gefängniß entlassen und aus den kaiserlichen Erblanden verwiesen worden. Er hattte sich von dort nach Venedig begeben und war jetzt, jedenfalls in betrügerischer Absicht, nach Triest gekommen, wo er unter falschem Namen in dem vornehmsten Gasthofe einkehrte. Er fand Gelegenheit, sich Winckelmann, mit dem er an der Wirthstafel zusammenkam, dadurch gefällig zu erweisen, daß er ihm bei dem Suchen eines Schiffers, welcher Winckelmann nach Italien bringen sollte, behülflich war. Hieraus leitete sich ein freundschaftlicher Verkehr ab, der bei der Dienstfertigkeit Arcangeli's und der Unbekanntschaft Winckelmann's in Triest nichts Ueberraschendes hat. Leider gelang es dem schlauen Arcangeli, den arglosen Winckelmann so offenherzig zu machen, daß ihm derselbe nicht nur seinen Reisepaß und seine Empfehlungsschreiben vorwies, sondern ihm selbst erzählte, er sei eines wichtigen Geschäftes halber nach Wien geschickt worden, sei dort beim Fürsten Kaunitz und der

Kaiserin gewesen und habe zwei goldene und zwei silberne Schaumünzen zum Geschenk erhalten. Ja, nach Arcangeli's Aussage, hatte Winckelmann ihm diese Münzen sogar gezeigt.

Am Morgen des 8. Juni kam Arcangeli zu Winckelmann, der seine Oberkleider, Halsbinde und Perrücke abgelegt hatte und am Schreibtische saß. Freudig erzählte ihm Winckelmann, daß seine Abreise noch an demselben Abend bevorstehe, und lud ihn mit herzlichen Worten sogar nach Rom ein. Arcangeli entfernte sich unter dem Vorwande, ein Schnupftuch von seiner Stube zu holen, kehrte jedoch bald wieder zurück und fragte Winckelmann, ob er die Schaumünzen heut bei der Wirthstafel zeigen würde. Winckelmann verneinte dies mit den Worten: Ich will kein Aufsehn erregen. Jetzt fragte Arcangeli, warum er denn nicht sagen wolle, wer er eigentlich sei? Winckelmann, dem diese unerwartete Zudringlichkeit mißfallen mochte, entgegnete kurz: „ich will mich nicht zu erkennen geben", und setzte sich, ohne weiter auf ihn zu achten, an seinen Schreibtisch. Da warf Arcangeli ihm plötzlich von hinten einen Strang um den Hals und zog denselben, um sein Opfer zu erdrosseln, eng zusammen. Winckelmann sprang eben so plötzlich auf und stieß ihn kräftig von sich, als Arcangeli ein Messer zog und auf ihn losging. Muthig faßte Winckelmann mit einer Hand das Messer selbst bei der Klinge und mit der andern den Meuchelmörder bei der Brust. So eine Weile gegenseitig alle Kraft anstrengend, kamen beide der Thür nah, und wahrscheinlich würde es Winckelmann, der groß und stark war, gelungen sein, den Mörder zu überwältigen, wenn nicht die Ringenden ausgeglitten wären, und zwar so unglücklich, daß Winckelmann rücklings und zu unterst, Arcangeli dagegen nur auf ein Knie und auf ihn fiel. Nun blieb dem Mörder das Messer frei, und so konnte er leicht dem schon ermatteten und halb erdrosselten Winckelmann noch eine Menge Stiche versetzen, bevor er durch das Eintreten eines Kammerdieners, der das Stampfen der Ringenden und das Getöse ihres Falles in dem darunter liegenden Speisezimmer gehört hatte, an der Mordthat gehindert wurde. Als Arcangeli den hastig Eintretenden gewahr wurde, sprang er sogleich auf, ihm entgegen, stieß ihn mit Gewalt von der Thür, und lief, ohne Rock und Hut, die Treppe hinab und davon.

Es dauerte eine geraume Weile, eh' Winckelmann, der seiner Wunden ungeachtet, bis in den ersten Stock hinabstieg, ärztliche Hülfe, ja selbst nur den gewöhnlichsten Beistand empfing; so fassungslos machte sein schreckliches Aussehn die schwachen Gemüther seiner Umgebung. Von sieben Wunden, welche Winckelmann empfangen hatte, waren vier durchaus tödtlich; er starb, nach sieben schmerzenvollen Stunden, um 4 Uhr Nachmittags, nachdem er vorher noch ein Testament gemacht, und seinen Gönner, den Kardinal Albani, zum Universalerben eingesetzt hatte. Arcangeli ward auf der Flucht ergriffen und schon im folgenden Monat zu Triest hingerichtet.*)

---

*) Für die Darstellung von Winckelmann's Tode hab' ich ausschließlich folgende Schrift benutzt, welche die Fernow'sche Biographie wesentlich berichtigt: Joh. Winckelmann's

Man muß in Winckelmann vor Allem eine große Natur anerkennen, die sich in Kunst und Leben mit der gleichen Entschiedenheit ausprägt, und immer eins mit sich, in keinem Augenblick vom Ziele abweicht.

„Wenn bei sehr vielen Menschen", bemerkt Goethe in seinen trefflichen Skizzen über Winckelmann, „besonders aber bei Gelehrten, dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart."

„Winckelmann's antike Natur", wie sie Goethe bezeichnet, „legte gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ab, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte." Im Gegentheil, sie stand, wie durch den langen Druck gestählt, auf rechtem Boden nur um so freier und fester. Für Winckelmann war dieser Boden der Italiens. Hier gewann er das Gefühl einer Unabhängigkeit, die ihm bald über Alles werth wurde, und er sicherte sich dieselbe vornämlich durch die Bedürfnißlosigkeit, die er früher schon in so großartiger Weise an den Tag gelegt hatte. Er gefiel sich eben so in der freiwilligen Beschränkung äußerer Lebensgenüsse, wie er im geistigen Genuß des Schönen unersättlich war, Die Unabhängigkeit eines solchen Mannes, die ihm selbst als erstes Erforderniß seiner Tüchtigkeit erschien, konnte so leicht nicht gefährdet werden. Ja, er empfand dies Bedürfniß so lebhaft, daß er ihm gern jede Bequemlichkeit opferte, die dem Gebildeten beinahe zur Nothwendigkeit wird. „Ich bin mir selbst", schreibt Winckelmann, „Magd, Diener, Schreiber und Bote. Ich schätze mich glücklich, daß ich Niemand nöthig habe, mir mein Bett zu machen, meine Kammer auszufegen u. s. w., und überhaupt, ich bin fröhlich, wenn ich es sein will; denn der Weg dazu ist bei mir, wenn ich es sein will, sehr wohlfeil. Es kann mir nicht leicht etwas zustoßen, was mich beunruhigen könnte, und die Pedanten, die über die Zufriedenheit moralisiren, die sollen zu mir kommen und lernen."

So ward es ihm möglich, bei verhältnißmäßig geringen Einnahmen, das große und kostbare Werk der Monumenti inediti, von dessen Ertrag er ein sorgenfreies Alter hoffte, ganz aus eignen Mittrln herzustellen.

Auch das schärfste Urtheil über Winckelmann's Religionswechsel wird sich mildern müssen, wenn man betrachtet, wie Winckelmann die erkaufte Freiheit anwandte, wie redlich, wie unermüdet er in Erfüllung des Berufes war, den er

---

letzte Lebenswoche. Aus den gerichtlichen Originalacten des Kriminalprozesses seines Mörders, herausgegeben von Dr. Dom. v. Rosetti, mit einer Vorrede vom Hofrath Böttiger. Dresden 1818. — Der Herausgeber eines neueren bekannten Literaturwerkes, welches den Anspruch einer umfassenden Quellensammlung macht, empfiehlt dem Leser gleichfalls diese Schrift, während er — komisch genug! — für sich selbst von ihren Berichtigungen keinen Gebrauch macht, sondern treuherzig die alten Irrthümer nachdruckt.

als höchsten und einzigen für sich erkannt hatte, und dem er jenes Opfer der Gesinnung gebracht hatte.

Erfreulich ist es ferner, zu sehen, wie groß und würdevoll sich Winckelmann's Persönlichkeit, nachdem sie einmal von dem äußersten Druck entlastet war, allen Rang- und Machtverhältnissen gegenüber darstellt. Der große Sinn, der ihn die Abhängigkeit vom irdischen Lebensgenuß verachten ließ, behauptete ihm seine Stellung nicht unter, sondern neben den italienischen Großen, mit denen er in vertraulichster Weise verkehrte. Sein natürliches Gefühl vertrat sehr bald die Stelle der Erziehung und Gewohnheit. Doch welche Lust ihm auch ein solcher Umgang gewährte, welche Freude, welches Bedürfniß er gewissermaßen empfand, von vornehmen, reichen und berühmten Leuten geschätzt zu werden, so daß selbst einige Eitelkeit hier unverkennbar zum Vorschein kommt, so hat ihr Winckelmann doch nie ein Zugeständniß auf Kosten seines Charakters gemacht. Vortrefflich zeichnet ihn in dieser Hinsicht folgende Stelle aus einem seiner Briefe: „Ich schob meine Reise nach Neapel auf", schreibt W. unterm 18. März 1763, weil ich von zwei englischen Herren, dem Duke of Gordon nebst dessen Bruder, Lord Gordon, und Mylord Hope ersucht wurde, jeden insbesondere in Rom zu führen. Sie theilten sich in die Tage der Woche, und ich nahm es über mich, mehr dem Cardinal zu gefallen, als aus Neigung. Ich kündigte ihnen aber den Handel nach 14 Tagen auf, da keiner von ihnen Geschmack und Empfindung des Schönen hat. Der erstere gab kaum Zeichen des Lebens von sich, wenn ich ihm mit den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit den erhabensten Bildern von den Schönheiten der alten Werke redete. Nunmehr aber habe ich ein Gelübde gemacht, keinem Menschen in diesem Falle zu dienen, als dem, der mir gefällt und der es würdig ist.

Mit welcher innigsten Freude, mit welcher wahrhaften Dankbarkeit erfüllte ihn dagegen jede aufrichtige Kunstliebe. So wurde er nicht müde, seinen Freunden das Lob des Fürsten von Anhalt-Dessau zu wiederholen, der ihm von Allen, die er in Rom zu kennen und zu führen Gelegenheit gehabt hatte, seiner hohen Bestimmung am würdigsten zu entsprechen schien. *)

Wie sich Winckelmann's antike Natur in seinem Schönheitssinn und seiner Freiheitsliebe offenbart, so vollendet sie sich gleichsam durch das Bedürfniß der Freundschaft, welches Winckelmann in so hohem Grade zu eigen war, daß er, wie Goethe sagt, sein eignes Selbst nur unter dieser Form empfand, und alles Würdige, was ihm nahte, zu seinem Freund umbildete.

Am bezeichnendsten entfaltet sich der eigenthümliche, oft derbe, rückhaltlose heftige, doch immer edle Charakter Winckelmann's in dem reichen Schatz seiner freundschaftlichen Briefe.

---

*) Der Fürst trat eines Abends, ohne jede Begleitung, mit einem Stab in der Hand, in Winckelmann's Zimmer und sagte: Ich bin von Dessau, mein lieber Winckelmann; ich komme nach Rom, zu lernen und habe Sie nöthig! — Das freundschaftliche Verhältniß zu dem Fürsten wurde später brieflich fortgesetzt.

Was Winckelmann der deutschen Literatur geleistet hat, ist gleichbedeutend nach Form und Inhalt. „Der große Vorzug, welchen Winckelmann als Alterthumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenossen und berühmtesten Nachfolger behauptet, die Ursache, warum, ungeachtet einseitiger Anfechtungen seine Schriften ernst meinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben sind, besteht in dem Zusammenwirken gelehrter Kenntnisse mit lauterm Kunstsinn; Eigenschaften, die sich in solchem Maaße sonst nie vereinigt gefunden, und zugleich Eigenschaften, die keinem Alterthumsforscher zu erlassen sein dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuschreiten gedenkt.“ *)

Winckelmann's reformatorisches Verdienst ist eben so, wie Lessing's, zu einer Zeit, wo der französische Einfluß sich in jeder Richtung geltend machte, geradezu ein unendliches. Er darf den Anspruch machen, eine große und gereinigte Kunstanschauung nicht nur gefördert, sondern erweckt zu haben. Sein Geist, der sich von Jugend auf am griechischen Alterthum genährt hatte, und sich mit Widerwillen von dem kleinen und verderbten Geschmack der Zeit abwandte, fand dort die höchsten Muster classischer Schönheit, die er mit liebevoller Begeisterung der Gegenwart und Zukunft gleichsam wieder eroberte. Er war der Erste, dem sein großer und verwandter Sinn die geistige Bedeutung der griechischen Kunstwerke und den tieferen Gehalt einer Schönheit offenbarte, deren Heiligkeit er pries, weil ihm die Gottheit selbst als Urbild aller Schönheit vorschwebte.

In allen Schriften Winckelmann's lebt ein ursprünglicher Geist, der, immer eindringend und gedankenvoll, sich des Wesentlichen zu bemächtigen strebt. Am glänzendsten erscheint seine Befähigung, wenn er mit ganzer Liebe sich an ein einzelnes Kunstwerk hingiebt, dessen Innerstes entfaltet und mit mächtiger Phantasie die geisterfüllte äußere Erscheinung dem Leser vor Augen stellt.

Die Fülle feiner, lehrreicher und großer Gedanken, die uns bei Winckelman durchweg entgegentritt, mag für den Mangel einer klaren, durchgebildeten Kunsttheorie, die einer späteren Zeit vorbehalten war, wohl entschädigen. **) Auch die mannigfachen literarischen Berichtigungen, die selbst sein Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Alterthums, erfahren hat, werden das gerade, was den

*) Winckelmann und sein Jahrhundert. Tüb. 1805. S. 451.

**) „Wenn W. die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunst aufstellt, so ist dies eine Behauptung, welche allerdings wahr ist, so lange man sie auf den ganzen Begriff von der Kunst ausdehnt, und hingegen eine höchst schädliche Wirkung haben muß, sobald man sie engherzig auf die Formen allein einschränkt. Im Uebrigen ist es gar nicht unwahrscheinlich, Winckelmann selbst sei dieses Unterschiedes sich nicht mit völliger Klarheit bewußt gewesen, weil überall, wo er in seinen Schriften von der Schönheit der Theile spricht, es das Ansehn hat, als wäre er ausschließlich der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunstwerke überhaupt gehandelt, dann erglüht nicht selten sein großer, den Alten verwandter Geist, und verkündet mit poetischer Ergießung die hohen innern Schönheiren, die Idee, welche der Künstler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erscheinung gebracht hat.“ Winckelmann und sein Jahrhundert. S. 445.

Winckelmann'schen Schriften ihren bleibenden und eigenthümlichen Werth giebt, nicht beeinträchtigen. „Ernste, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winckelmann's Kunstgeschichte müssen jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete Unternehmung in wenigen Jahren für den Gelehrten sowohl, als für den Kunstkenner durchaus fleckenlos sollte vollenden können. Wäre demnach Jemand, der was Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; aber wir sagen, es sind große Grundlagen, welche unbeweglich fest stehen, und behaupten überdem laut, in den größten, wichtigsten Punkten, welche die Kunde der schönen alten Denkmale fördern können, mag man Winckelmann keck vertrauen, denn er hat, mehr als kein anderer im Geist mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahndet, wenn auch nicht allemal deutlich ausgesprochen." *)

Der würdevollen großen Kunstanschauung Winckelmann's entspricht die einfache, männliche und ausdruckvolle Darstellung, deren künstlerische Erhebung bis zu poetischem Reiz und Schwung um so bewunderungswürdiger erscheint, wenn man die lange Abgeschiedenheit von Deutschland erwägt. Auch hier war Winckelmann, wie überall, sein eigner Lehrer. Wie großen Werth er selbst auf eine musterhafte Ausdrucksweise legte, und welche Zeit und Mühe er ihr widmete, davon zeugt, daß er nicht weniger als fast drei Monate auf seine kurze Beschreibung des berühmten Torso verwandte. (S. die Proben.)

Winckelmann's Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze, nebst Registern von C. G. Siebelis. 8 Bände. Mit 63 Kpf. Dresden 1808—20.

Bd. 1: Abriß von W.'s Leben. Schriften über die Nachahmung der alten Kunstwerke. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst. Von der Grazie in den Werken der Kunst. Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom. Nachrichten von dem Stoschischen Museo in Florenz. Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girgenti in Sicilien. Anmerkungen über die Baukunst der Alten (vom Wesentlichen der Baukunst, von der Zierlichkeit in der Baukunst).

Bd. 2: Schriften über die Herkulanischen Entdeckungen 1758—63. Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst. Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst.

*) Winckelmann und sein Jahrhundert. S. 448.

Bd. 3, 4, 5 und 6: Geschichte der Kunst des Alterthums. Herausgeg. von H. Meyer und J. Schulze. Vom Ursprunge der Kunst, von der Kunst der Aegypter, Phönizier, Perser, Hetrurier. Die Kunst unter den Griechen. Von der Bekleidung. Von dem mechanischen Theile der griechischen Kunst: der Bildhauerarbeit, Arbeit in Erz und Malerei. Wachsthum und Fall der griechischen Kunst. Die Kunst nach den äußern Umständen der Zeit unter den Griechen. Von der griechischen Kunst unter den Römern. Anmerkungen zur Geschichte der Kunst.

(Das von Winckelmann zu der 2. vermehrten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst theils ausgearbeitete, theils entworfene Manuscript, welches er auf seiner Reise mit sich führte, gelangte nach seinem Tode in den Besitz der kais. Akademie der bildenden Künste in Wien, in deren Auftrage Riedel 1776 eine Ausgabe veranstaltete, die aber durch Nachlässigkeiten und Fehler aller Art entstellt ist. — Französische Uebersetzungen der Kunstgeschichte erschienen, außer einer verunglückten von Sellius und Robinet, von Huber, Leipzig 1781—84, und Jansen, letztere in der prachtvollen Ausgabe der Oeuvres complettes, Paris, 1790 ꝛc.; italienische von Amoretti, Mailand 1779, und Fea, Rom 1783 und 84.)

Bd. 7: Trattato preliminare, oder vorläufige Abhandlung von dem Werke Monumenti antichi inediti; aus dem Italienischen.

Bd. 8: Berichtigungen zu dem 3.—7. Bande, von den Herausgebern; nebst Sachregister und Verzeichnissen der in sämmtlichen Bänden erwähnten Künstler und Schriftsteller, von Siebelis.

In französischer Sprache schrieb Winckelmann: Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch. (W. beschreibt hier 3444 geschnittene Steine. Die Sammlung wurde später von Friedrich dem Großen angekauft.)

In italienischer Sprache gab W. heraus: Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da G. W. Vol. I. II. In Roma 1767, 1768. fol. (In's Französische übersetzt von Grainville 1788.)

Werke. N. Ausg. in 2 Bänden. 4. Dresden (Stuttgart) 1839—47.

— Ausg. v. J. Eiselein, in 12 Bdn. Donaueschingen 1825—30. (Nachdruck.)

Winckelmann's Briefe. (Anschließend an die Fernow'sche Ausg. in 8 Bdn.) Herausgeg. von Fr. Förster. 3 Bde. Berlin 1824. 25.

Vorher erschienen:

W.'s Briefe an Herrn H. (Heyne.) Frankfurt 1776.

W.'s Briefe an seine Freunde. Herausgeg. von Daßdorf. 2 Thle. Dresden 1777. 1780. (An Bünau, Franke, Heyne, Riedesel, Bianconi, Genzmer, Marpurg, Nicolai, Volkmann, Weiße, Wiedewelt, Walter und einen Ungenannten — den Fürsten von Dessau.)

W.'s Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. (1756—68) an C. Fueßli, Sal. Geßner, Mecheln, L. Usteri und P. Usteri.

W.'s Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde (Muzel-Stosch) in den Jahren 1756—1768. 2 Bde. Berlin und Stettin 1781.

W.'s Briefe an einen Freund in Liefland (v. Berg). Koburg 1784.

W.'s Briefe an Berendis (1752—1767), in Winckelmann und sein Jahrhundert.

Ueber Winckelmann's Leben und Werke vgl. außer den früher schon erwähnten Schriften:

Chr. G. Heyne, (gekrönte) Lobschrift auf W. Leipzig 1778.

J. G. Gurlitt, biographische und literarische Nachricht von W. Magdeburg 1797.

K. v. Morgenstern, W., eine Rede, Leipzig 1805.

Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausgeg. von Goethe. Tüb. 1805.

(Dies gehaltreiche Buch giebt noch immer das Bedeutendste, was über W. veröffentlicht wurde. Es enthält, außer den Briefen an Berendis, den Entwurf einer Kunstgeschichte des 18ten Jahrhunderts, Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's — von drei Verfassern — von denen bei weitem der größte Theil Goethe angehört und auch in dessen Werke übergegangen ist.)

Chr. Petersen, Erinnerung an W.'s Einfluß auf Literatur, Wissenschaft und Kunst. Eine Rede. Hamburg 1842.

O. Jahn, W., eine Rede. Greifswald 1844.

Proben.

Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst.

(Winckelmann's Werke, herausgegeben von Fernow. Bd. 1.)

Willst du über Werke der Kunst urtheilen, so siehe anfänglich hin über das, was sich durch Fleiß und Arbeit anpreiset, und sei aufmerksam auf das, was der Verstand hervorgebracht hat, denn der Fleiß kann sich ohne Talent zeigen, und dieses erblicket man auch wo der Fleiß fehlet. Ein sehr mühsam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer ist, blos als dieses, mit einem mühsam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn, wie gelehrt zu schreiben nicht die größte Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künstler. Was die ohne Noth gehäuften Stellen vielmals nie gelesener Bücher in einer Schrift sind, das ist in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten. Diese Betrachtung wird dich nicht erstaunen machen über die Lorbeerblätter an dem Apollo und der Daphne vom Bernini, noch über das Netz an einer Statue in Deutschland vom ältern Adam aus Paris. Eben so sind keine Kennzeichen, an welchen der Fleiß allein Antheil hat, fähig zur Kenntniß oder zum Unterschiede des Alten vom Neuen.

Gieb Achtung, ob der Meister des Werks, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmste Absicht der Kunst, die Schönheit, gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet; und ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind gespielet hat.

Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken; ich schließe von dem, was wirklich ist; ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künstlers, zu denken, aber kann sich nur in oft wiederholten Vorstellungen, so wie in eigenen Erfindungen, zeigen. Denn so wie ein einziger Zug die Bildung des Gesichts verändert, so kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher

sich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Gestalt geben, und die Würdigkeit des Künstlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen rühret nur den Finger, und er saget genug; und Figuren vom Zuccari sagen wenig mit allen ihren verdrehten Wendungen. Denn, wie es schwerer ist, viel mit wenigem anzuzeigen, als es das Gegentheil ist, und der richtige Verstand mit wenigem mehr, als mit vielem zu wirken liebet, so wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters sein können. Aber es würde den mehresten Künstlern ein eben so hartes Gebot sein, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen, als es einem Scribenten sein würde, zum Versuch eine ganz kurze Schrift aus eigenem Stoff abzufassen, denn hier kann beider Blöße erscheinen, die sich in der Vielheit verstecket. Eben daher lieben fast alle angehende und sich selbst überlassene junge Künstler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zusammengestellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nun das wenige, mehr oder geringer, den Unterschied unter Künstlern machet, und das wenige Unmerkliche ein Vorwurf denkender empfindlicher Geschöpfe ist; das viele und handgreifliche aber schlaffe Sinne und einen stumpfen Verstand beschäftiget, so wird der Künstler, der sich Klugen zu gefallen begnüget, im Einzelnen groß und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erscheinen können. Ich rede hier wie aus dem Munde des Alterthums: Dieses lehren die Werke der Alten, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, wenn ihre Schriften wie ihre Bilder betrachtet und untersuchet würden.

Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Haupts wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bei der Empfindung unvermischet und rein, wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laocoon siehest du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homerus; nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Glaube gewiß, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher lieget der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrentheils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Waare ausstellen. Homerus giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheinet, als Callimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung, viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon.

Gegen das eigene Denken setze ich das Nachmachen, nicht die Nachahmung;

unter jenem verstehe ich die knechtische Folge; in dieser aber kann das Nachgeahmete, wenn es mit Vernunft geführet wird, gleichsam eine andere Natur annehmen, und etwas eigenes werden. Domenichino, der Maler der Zärtlichkeit, hat die Köpfe des sogenannten Alexander's zu Florenz, und der Niobe zu Rom, zu Mustern gewählet; sie sind in seinen Figuren zu erkennen (Alexander im Johannes zu St. Andrea della Valle in Rom, und Niobe in dem Gemälde des Tesoro zu St. Gennaro in Neapel), aber doch sind sie nicht eben dieselben. Auf Steinen und Münzen findet man sehr viele Bilder aus Poussins Gemälden; Salomon in seinem Urtheil ist der Jupiter auf macedonischen Münzen; aber sie sind bei ihm wie eine versetzte Pflanze, die sich verschieden vom ersten Grunde zeiget.

Nachmachen, ohne zu denken, ist, eine Madonna vom Maratta, einen H. Joseph vom Barocci, und andere Figuren anderswo nehmen und ein Ganzes machen, wie eine große Menge Altarblätter auch in Rom sind: ein solcher Maler war der kürzlich verstorbene berühmte Masucci zu Rom. Nachmachen nenne ich ferner, gleichsam nach einem gewissen Formular arbeiten, ohne selbst zu wissen, daß man nicht denket. Von diesem Schlage ist derjenige, welcher für einen Prinzen die Vermählung der Psyche, die ihm vorgeschrieben wurde, verfertigte. Er hatte vermuthlich keine andere gesehen, als die vom Raphael in klein Farnese; die seinige könnte auch eine Königin aus Saba sein. Die mehresten letzten großen Statuen der Heiligen in St. Peter zu Rom sind von dieser Art: große Stücke Marmor, welche ungearbeitet jedes 500 Scudi kosten. Wer eine siehet, hat sie alle gesehen.

Das zweite Augenmerk bei Betrachtung der Werke der Kunst soll die Schönheit sein. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheinet, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaß fällt. Eben daher ist das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner, als die Kenntniß des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmet werden, welches man wünschet und suchet, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versaget hat, nicht helfen. Das Schöne bestehet in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen wenige finden; nur der verstehet die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemachet hat. Die Linie, die das Schöne beschreibet, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung; denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden, und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieses ist leicht gesaget, und schwer zu lernen: welche Linie, mehr oder weniger elliptisch, die verschiedenen Theile zur Schönheit formet, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kenneten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Ge-

fäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

Wenn von mir verlanget würde, sinnliche Begriffe der Schönheit zu bestimmen, welches sehr schwer ist, so würde ich, in Ermangelung alter vollkommener Werke oder deren Abgüsse, kein Bedenken tragen, dieselbe, nach einzelnen Theilen von den schönsten Menschen genommen, an dem Orte, wo ich schriebe, zu bilden. Da nun dieses itzo im Deutschen nicht geschehen kann, so müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungsweise mich anzudeuten begnügen; ich müßte mich aber, aus Mangel der Zeit, auf das Gesicht einschränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochene Theile. Auf diesen Satz gründet sich das Profil der alten jugendlichen Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes ist; aber es ist selten in der Natur, und scheinet sich noch seltener unter einem rauhen, als glücklichen Himmel zu finden: es bestehet in der sanftgesenkten Linie von der Stirn bis auf die Nase. Diese Linie ist der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Gesicht, welches, von vorne gesehen, schön scheinet, von der Seite erblicket, vieles verlieret, je mehr dessen Profil von der sanften Linie abweichet. Diese Linie hat Bernini, der Kunstverderber, in seinem größten Flor nicht kennen wollen, weil er sie in der gemeinen Natur, welche nur allein sein Vorwurf gewesen, nicht gefunden, und seine Schule folget ihm. Aus diesem Satze folget ferner, daß weder das Kinn noch die Wangen, durch Grübchen unterbrochen, der Form der wahren Schönheit gemäß sein können; es kann also auch die Mediceische Venus, die ein solches Kinn hat, keine hohe Schönheit sein, und ich glaube, daß ihre Bildung von einer bestimmten schönen Person genommen ist, so wie zwo andere Venus in dem Garten hinter dem Pallast Farnese offenbare Portraitköpfe haben.

Die Form der wahren Schönheit hat die erhobenen Theile nicht stumpf, und die gewölbeten nicht abgeschnitten; der Augenknochen ist prächtig erhaben, und das Kinn völlig gewölbet. Die besten Künstler der Alten haben daher dasjenige Theil, auf welchem die Augenbraunen liegen, scharf geschnitten gehalten, und in dem Verfalle der Künste im Alterthume, und in dem Verderbniß neuerer Zeiten ist dieses Theil rundlich und stumpf vertrieben, und das Kinn ist insgemein zu kleinlich. Aus dem stumpf gehaltenen Augenknochen kann man unter andern urtheilen, daß der berühmte, fälschlich sogenannte, Antinous im Belvedere zu Rom nicht aus der höchsten Zeit der Kunst sein kann, so wenig wie die Venus. Dieses ist allgemein gesprochen von dem Wesentlichen der Schönheit des Gesichts, welches in der Form bestehet: die Züge und Reizungen, welche dieselbe erhöhen, sind die Grazie, von welcher besonders zu handeln ist. Aber ich merke, daß ich meinen Vorsatz überschreite, welchen mir die Kürze der Zeit und meine überhäufte Arbeit setzen; ich will hier kein System der Schönheit, wenn ich auch könnte, schreiben.

Eine männliche Figur hat ihre Schönheit wie eine jugendliche; aber da alles einfache Mannigfaltige in allen Dingen schwerer ist, als das Mannigfaltige an

sich, so ist eben deswegen eine schöne jugendliche Figur groß zu zeichnen (ich verstehe, in dem möglichen Grade der Vollkommenheit), das schwerste. Die Ueberzeugung ist für alle Menschen auch von dem Kopfe allein. Nehmet das Gesicht der schönsten Figur in neueren Gemälden, so werdet ihr fast allezeit eine Person kennen, die schöner ist: ich urtheile nach Rom und Florenz, wo die schönsten Gemälde sind.

Ist ein Künstler mit persönlicher Schönheit, mit Empfindung des Schönen, mit Geist und Kenntniß des Alterthums, begabet gewesen, so war es Raphael; und dennoch sind seine Schönheiten unter dem Schönsten in der Natur. Ich kenne Personen, die schöner sind, als seine unvergleichliche Madonna im Pallast Pitti zu Florenz, und als Alzibiades in der Schule von Athen: die Madonna des Correggio ist keine hohe Idee, noch die vom Maratta in der Gallerie zu Dresden, ohne Nachtheil von den ursprünglichen Schönheiten in der Nacht des erstern zu reden: die berühmte Venus vom Tizian in der Tribune zu Florenz ist nach der gemeinen Natur gebildet. Die Köpfe kleiner Figuren vom Albano scheinen schön; aber vom Kleinen ins Große zu gehen, ist hier fast, als wenn man, nach Erlernung der Schiffkunst aus Büchern, die Führung eines Schiffes im Ocean unternehmen wollte. Poussin, welcher das Alterthum mehr als seine Vorgänger untersucht, hat sich gekannt, und sich niemals ins Große gewaget.

Die Griechen aber scheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedrehet wird, denn fast alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener sind von Form, als was wir in der Natur kennen, und diese Schönheit bestehet in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht scheinen, den Zug dieser Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern ist von derselben abgewichen. Hätte nicht Raphael, der sich beklagte, zur Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten Syracusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laocoon, zu seiner Zeit noch nicht entdecket waren? Weiter, als diese Münzen, kann der menschliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leser wünschen, den Kopf des schönen Genii in der Villa Borghese, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchsten Schönheit, zu sehen: außer Rom müssen ihn die Abgüsse oder die geschnittenen Steine lehren. Zween der schönsten jugendlichen Köpfe sind die Minerva vom Aspasius, itzo zu Wien, und ein jugendlicher Herkules in dem Stoschischen Museo zu Florenz. Wer die besten Werke des Alterthums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wissen, was wahrhaftig schön ist; unsere Begriffe werden außer dieser Kenntniß einzeln und nach unserer Neigung gebildet sein; von Schönheiten neuerer Meister kann ich nichts vollkommeners angeben, als die griechische Tänzerin vom Herrn Mengs, groß wie die Natur, halbe Figur, in Pastel auf Holz gemalet, für den Marquis Croimare zu Paris.

Daß die Kenntniß der wahren Schönheit in Beurtheilung der Werke der Kunst zur Regel dienen kann, bezeugen die mit großem Fleiße nach alten geschnittenen Steinen gearbeiteten neueren Steine. Natter hat sich gewaget, den

angeführten Kopf der Minerva in gleicher Größe und kleiner zu copiren, und dennoch hat er die Schönheit der Form nicht erreichet: die Nase ist um ein Haar zu stark, das Kinn ist zu platt, und der Mund schlecht; und eben so verhält es sich mit anderen Nachahmungen in dieser Art. Gelinget es den Meistern nicht, was ist von Schülern zu hoffen, und was könnte man sich von selbst entworfenen Schönheiten versprechen? Ich will nicht die Unmöglichkeit sogar der einfachen Nachahmung alter Köpfe daraus zu erkennen geben; aber es muß solchen Künstlern irgend wo fehlen: Natter's Buch von geschnittenen Steinen zeiget nicht viel Einsicht der alten Kunst auch in der einzigen Art, die er allein getrieben, welches künftig kann dargethan werden.

Die eigene Ueberzeugung von der schwer zu erreichenden Schönheit der Alten ist daher eine der vornehmsten Ursachen von der Seltenheit untergeschobener griechischer Münzen in der besten Zeit: eine falsche neue Münze, die in griechischen freien Staaten gepräget ausgegeben würde, wäre gegen eine jede ächte zu entdecken. Unter den Kaiserlichen Münzen ist der Betrug leichter gewesen: die zu alten Münzen geschnittenen Stempel des berühmten Padovano sind im Museo Barberini zu Rom, und die vom Michel, einem Franzosen, der diese Kunst zu Florenz getrieben, sind in dem Stoschischen Museo.

Was zum dritten die Ausarbeitung eines Werks der Kunst im engern Verstande, nach dessen geendigtem Entwurfe, betrifft, so ist der Fleiß in derselben zu loben, aber der Verstand zu schätzen. Die Hand des Meisters erkennet sich, so wie in der Schreibart an der Deutlichkeit und kräftigen Fassung der Gedanken, also in der Ausarbeitung des Künstlers an der Freiheit und Sicherheit der Hand. Auf der Verklärung Christi vom Raphael siehet man die sicheren und freien Züge des großen Künstlers in den Figuren Christi, St. Peters und der Apostel zur rechten Hand, und an der mühsam vertriebenen Arbeit des Giulio Romano an einigen Figuren zur Linken. Bewundere niemals, weder am Marmor die glänzende sanfte Oberhaut, noch an einem Gemälde die spiegelnde glatte Fläche; jene ist eine Arbeit, die dem Tagelöhner Schweiß gekostet hat, und diese dem Maler nicht viel Nachsinnen. Der Apollo des Bernini ist so glatt, wie der im Belvedere, und eine Madonna vom Trevisano ist noch viel fleißiger, als die vom Correggio gemalet. Wo Stärke der Arme und Fleiß in der Kunst gilt, hat das Alterthum nichts vor uns voraus; auch der Porphyr kann eben so gut bearbeitet werden, wie vor Alters, welches viele unwissende Scribenten läugnen, und zuletzt Clarençás in einem Buche, dessen Uebersetzung den Deutschen keine Ehre machet.

Die größere Glätte an Figuren tiefgeschnittener alter Steine ist nicht das Geheimniß, welches Maffei der Welt zum Besten mittheilend entdecken will, wodurch sich die Arbeit eines alten Künstlers im Steinschneiden von den Neuern unterscheidet: unsere Meister in ihrer Kunst haben die Glätte so hoch, als die Alten getrieben; die Glätte der Ausarbeitung ist wie die feine Haut im Gesichte, die allein nicht schön machet.

Ich tadle dadurch nicht die Glätte einer Statue, da sie zur Schönheit viel

beiträgt, ohneracht et ich sehe, daß die Alten das Geheimniß erreicht haben, eine Statue blos mit dem Eisen auszuarbeiten, wie am Laocoon geschehen ist. Es ist auch in einem Gemälde die Sauberkeit des Pinsels ein großer Werth desselben; dieses muß aber von Verschmelzung der Tinten unterschieden werden; denn eine baumrindenmäßige Fläche einer Statue würde so unangenehm sein, als ein blos mit Borstpinseln ausgeführtes Bild, sowohl in der Nähe, als in der Ferne.

Man muß mit Feuer entwerfen und mit Phlegma ausführen. Meine Meinung geht auf solche Arbeiten, deren größtes Verdienst der Fleiß allein ist, wie dies aus der Berninischen Schule in Marmor, und die von Denner, Seybold und ihres Gleichen auf Leinewand.

Mein Leser! Es ist diese Erinnerung nöthig. Denn da die mehresten Menschen nur an der Schale der Dinge umhergehen, so ziehet auch das Liebliche, das Glänzende, unser Auge zuerst an, und die bloße Warnung für Irrungen, wie hier nur geschehen können, machet den ersten Schritt zur Kenntniß.

Ich habe überhaupt in etlichen Jahren meines Aufenthalts in Italien eine fast tägliche Erfahrung, wie sonderlich junge Reisende von blinden Führern geleitet werden, und wie nüchtern sie über die Meisterstücke der Kunst hinflattern.

Von der Grazie in Werken der Kunst.

(Werke. Bd. 1.)

Die Grazie ist das vernünftig Gefällige. Es ist ein Begriff von weitem Umfange, weil er sich auf alle Handlungen erstrecket. Die Grazie ist ein Geschenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit, denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchten Witze; aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines Jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrschet sie mit großer Gewalt. Xenophon war mit derselben begabet, Thucydides aber hat sie nicht gesuchet. In ihr bestund der Vorzug des Apelles, und des Correggio in neueren Zeiten, und Michel Angelo hat sie nicht erlanget; über die Werke des Alterthums aber hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Die Kenntniß und Beurtheilung der Grazie am Menschen und in der Nachahmung desselben an Statuen und auf Gemälden, scheinet verschieden zu sein,

weil hier vielen dasjenige nicht anstößig ist, was ihnen im Leben mißfallen würde. Diese Verschiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenschaft der Nachahmung überhaupt, welche desto mehr rühret, je fremder sie ist, als das Nachgeahmete, oder mehr an ungeübten Sinnen und am Mangel öfterer Betrachtung und gründlicher Vergleichung der Werke der Kunst. Denn was bei Aufklärung des Verstandes und bei Vortheilen der Erziehung an neueren Werken gefällt, wird oft nach erlangter wahren Kenntniß der Schönheiten des Alterthums ekelhaft werden. Die allgemeine Empfindung der wahren Grazie wäre also nicht natürlich; da sie aber erlanget werden kann, und ein Theil des guten Geschmacks ist, so ist auch dieser so wie jene zu lehren, wider den Verfasser der Briefe über die Engländer, weil sogar die Schönheit zu lehren ist, obgleich noch keine allgemeine deutliche Erklärung derselben bestimmet worden.

Im Unterricht über Werke der Kunst ist die Grazie das Sinnlichste, und zur Ueberzeugung von dem Vorzuge der alten Werke vor den Neuern giebt sie den begreiflichsten Beweis; mit derselben muß man anfangen zu lehren, bis man zur hohen abstrakten Schönheit gehen kann.

Die Grazie in Werken der Kunst geht nur die menschliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und Gebehrden, sondern auch in dem Zufälligen, dem Schmucke und der Kleidung. Ihrer Eigenschaft ist das eigenthümliche Verhältniß der handelnden Personen zur Handlung: denn sie ist wie Wasser, welches desto vollkommener ist, je weniger es Geschmack hat; alle fremde Artigkeit ist der Grazie, so wie der Schönheit nachtheilig. Man merke, daß die Rede von dem Hohen, oder Heroischen und Tragischen der Kunst, nicht von dem komischen Theile derselben, ist.

Stand und Gebehrden an den alten Figuren sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecket und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges feines Geblüt und mit einem sittsamen Geiste zu geschehen pfleget; nur allein die Stellung der Bacchanten auf geschnittenen Steinen ist der Absicht bei denselben gemäß, das ist: gewaltsam. Was von stehenden Figuren gesaget wird, gilt auch von liegenden.

Im ruhigen Stande, wo ein Bein das tragende ist, und das andere das spielende, tritt dieses nur so weit zurück, als nöthig war, die Figur aus der senkrechten Linie zu setzen; und an Faunen hat man die ungelehrte Natur auch in der Richtung dieses Fußes beobachtet, welcher, gleichsam unmerksam auf Zierlichkeit, einwärts stehet. Den neuern Künstlern schien ein ruhiger Stand unbedeutend und ohne Geist; sie rücken daher den spielenden Fuß weiter hinaus, und um eine idealische Stellung zu machen, setzen sie ein Theil der Schwere des Körpers von dem tragenden Beine weg, und drehen den Oberleib von neuem aus seiner Ruhe, und den Kopf wie an Personen, die nach einem unerwarteten Blitze sehen. Diejenigen, welchen dieses, aus Mangel der Gelegenheit, das Alte zu sehen, nicht deutlich ist, mögen sich einen Ritter einer Comödie, oder auch einen jungen Franzosen in seiner eigenen Brühe, vorstellen. Wo der Raum

diesen Stand der Beine nicht erlaubete, um nicht das Bein, welches nicht träget, müßig zu lassen, setzet man es auf etwas Erhabenes, als ein Bild eines Menschen, welcher, um mit Jemand zu reden, das eine Bein allezeit auf einen Stuhl setzen wollte, oder, um fest zu stehen, sich einen Stein unterlegete. Die Alten waren dergestalt auf den höchsten Wohlstand bedacht, daß nicht leicht Figuren mit einem Beine über das andere geschlagen stehen, es sei denn ein Bacchus in Marmor, ein Paris oder Nireus auf geschnittenen Steinen, zum Zeichen der Weichlichkeit.

In den Gebehrden der alten Figuren bricht die Freude nicht in Lachen aus, sondern sie zeiget nur die Heiterkeit vom inneren Vergnügen; auf dem Gesichte einer Bacchante blicket gleichsam nur die Morgenröthe von der Wollust auf. In Betrübniß und Unmuth sind sie ein Bild des Meers, dessen Tiefe stille ist, wenn die Fläche anfängt, unruhig zu werden; auch im empfindlichsten Schmerzen erscheinet Niobe noch als die Heldin, welche der Latona nicht weichen wollte. Denn die Seele kann in einen Zustand gesetzt werden, wo sie von der Größe des Leidens, welches sie nicht fassen kann, übertäubet, der Unempfindlichkeit nahe kommt. Die alten Künstler haben hier, wie ihre Dichter, ihre Personen gleichsam außer der Handlung, die Schrecken oder Wehklagen erwecken müßte, gezeiget, auch um die Würdigkeit der Menschen in Fassung der Seele vorzustellen.

Die Neuern, welche theils das Alterthum nicht kennen lernen, oder nicht zur Betrachtung der Grazie in der Natur gelangt sind, haben nicht allein die Natur gebildet, wie sie empfindet, sondern auch, was sie nicht empfindet. Die Zärtlichkeit einer sitzenden Venus in Marmor zu Potsdam, vom Pigalle aus Paris, ist in einer Empfindung, in welcher ihr das Wasser aus dem Munde, welcher nach Luft zu schnappen scheint, laufen will; denn sie soll vor Begierde schmachtend aussehen. Sollte man glauben, daß ein solcher Mensch in Rom einige Jahre unterhalten gewesen, das Alterthum nachzuahmen! Eine Charitas von Bernini an einem der päpstlichen Grabmäler in St. Peter zu Rom soll liebreich und mit mütterlichen Augen auf ihre Kinder sehen; es sind aber viel widersprechende Dinge in ihrem Gesichte; das Liebreiche ist ein gezwungenes satyrisches Lachen, damit ihr der Künstler seine ihm gewöhnliche Grazie, die Grübchen in den Wangen, geben konnte. In Vorstellung der Betrübniß gehet er bis auf das Haarausreißen, wie man auf vielen berühmten Gemälden, welche gestochen sind, sehen kann.

Die Bewegung der Hände, welche die Gebehrden begleiten, und deren Haltung überhaupt, ist an alten Statuen wie an Personen, die von Niemand glauben beobachtet zu werden; und ob sich gleich wenig Hände an denselben erhalten haben, so siehet man doch an Richtung des Arms, daß die Bewegung der Hand natürlich gewesen ist. Diejenigen, welche die mangelnden oder zerstümmelten Hände ergänzet, haben ihnen vielmals, so wie an ihren eigenen Werken, eine Haltung gegeben, die eine Person vor dem Spiegel machen würde, welche ihre vermeinte schöne Hand denen, die sie bei ihrem Putze unterhalten, so lange und so oft sie kann, im völligen Lichte wollte sehen lassen. Im Ausdrucke sind die

Hände insgemein gezwungen, wie eines jungen Anfängers auf der Kanzel. Fasset eine Figur ihr Gewand, so hält sie es, wie Spinnewebe. Eine Nemesis, welche auf alten geschnittenen Steinen gewöhnlich ihr Peplum von dem Busen sanft in die Höhe hält, würde es in neuern Bildern nicht anders thun können, als mit zierlich ausgestreckten drei letzten Fingern.

Die Grazie in dem Zufälligen alter Figuren, dem Schmucke und der Kleidung, lieget, wie an der Figur selbst, in dem, was der Natur am nächsten kommt. An den allerältesten Werken ist der Wurf der Falten unter dem Gürtel fast senkrecht, wie sie an einem dünnen Gewande natürlich fallen wird. Mit dem Wachsthume der Kunst wurde die Mannigfaltigkeit gesuchet; aber das Gewand stellete allezeit ein leichtes Gewebe vor, und die Falten wurden nicht gehäufet, oder hier und da zerstreuet, sondern sind in ganze Massen vereiniget. Dieses blieben die zwo vornehmsten Beobachtungen im Alterthume, wie wir noch an der schönen Flora (nicht der Farnesischen) im Campidoglio, von Hadrians Zeiten, sehen. An Bacchanten und tanzenden Figuren wurde das Gewand zerstreueter und fliegender gearbeitet, auch an Statuen, wie eine im Pallast Riccardi zu Florenz beweiset; aber der Wohlstand blieb beobachtet und die Fähigkeit der Materie wurde nicht übertrieben. Götter und Helden sind wie an heiligen Orten stehend, wo die Stille wohnet, und nicht als ein Spiel der Winde, oder im Fahnenschwenken vorgestellet; fliegende und luftige Gewänder suche man sonderlich auf geschnittenen Steinen, an einer Atalanta, wo die Person und die Materie es erforderte und erlaubete.

Die Grazie erstrecket sich auf die Kleidung, weil sie mit ihren Geschwistern vor Alters bekleidet war, und die Grazie in der Kleidung bildet sich wie von selbst in unserem Begriffe, wenn wir uns vorstellen, wie wir die Grazien gekleidet sehen möchten; man würde sie nicht in Gallakleidern, sondern wie eine Schönheit, die man liebete, im leichten Ueberwurf kürzlich aus dem Bette erhoben, zu sehen wünschen.

In neueren Werken der Kunst scheinet man, nach Raphaels und dessen bester Schüler Zeiten, nicht gedacht zu haben, daß die Grazie auch an der Kleidung Theil nehmen könne, weil man, statt der leichten Gewänder, die schweren gewählet, die gleichsam wie Verhüllungen der Unfähigkeit, das Schöne zu bilden, anzusehen sind; denn die Falten von großem Inhalt überheben den Künster der von den Alten gesuchten Andeutung der Form des Körpers unter dem Gewande, und eine Figur scheinet öfters nur zum Tragen gemachet zu sein. Bernini und Peter von Cortona sind in großen und schweren Gewändern die Muster ihrer Nachfolger geworden. Wir kleiden uns in leichte Zeuge, aber unsere Bilder genießen diesen Vortheil nicht.

Wenn man geschichtmäßig von der Grazie nach Wiederherstellung der Kunst reden sollte, so würde es mehr auf das Gegentheil gehen. In der Bildhauerei hat die Nachahmung eines einzigen großen Mannes, des Michel Angelo, die Künstler von dem Alterthume und von der Kenntniß der Grazie entfernet. Sein hoher Verstand und seine große Wissenschaft wollte sich in Nachahmung der

Alten nicht allein einschränken, und seine Einbildung war zu feurig zu zärtlichen Empfindungen und zur lieblichen Grazie. Seine gedruckten und noch ungedruckten Gedichte sind voll von Betrachtungen der hohen Schönheit; aber er hat sie nicht gebildet, so wenig wie die Grazie seiner Werke. Denn da er nur das Außerordentliche und das Schwere in der Kunst suchete, so setzete er diesem das Gefällige nach, weil dieses mehr in Empfindung als in Wissenschaft bestehet; und um diese allenthalben zu zeigen, wurde er übertrieben. Seine liegenden Statuen auf den Grabmalen in der Großherzoglichen Capelle zu St. Lorenzo in Florenz haben eine so ungewöhnliche Lage, daß das Leben sich Gewalt anthun müßte, sich also liegend zu erhalten, und eben durch diese gekünstelte Lage ist er aus dem Wohlstande der Natur und des Orts, für welchen er arbeitete, gegangen. Seine Schüler folgten ihm, und da sie ihn in der Wissenschaft nicht erreicheten, und ihren Werken auch dieser Werth fehlete, so wird der Mangel der Grazie, da der Verstand nicht beschäftiget ist, hier noch merklicher und anstößiger. Wie wenig Guglielmo della Porta, der beste aus dieser Schule, die Grazie und das Alterthum begriffen hat, siehet man unter andern an dem Farnesischen Stier, an welchem die Dirce bis auf den Gürtel von seiner Hand ist. Johann Bologna, Algardi und Fiamingo sind große Künstler, aber unter den Alten, auch in dem Theile der Kunst, wovon wir reden.

Endlich erschien Lorenzo Bernini in der Welt, ein Mann von großem Talent und Geiste, aber dem die Grazie nicht einmal im Traume erschienen ist. Er wollte alle Theile der Kunst umfassen, war Maler, Baumeister und Bildhauer, und suchte, als dieser, vornehmlich ein Original zu werden. Im achtzehnten Jahre machte er den Apoll und die Daphne, ein wunderbares Werk für ein solches Alter, und welches versprach, daß durch ihn die Bildhauerei auf ihren höchsten Gipfel kommen würde. Er machte hierauf seinen David, welcher jenem Werke nicht beikommt. Der allgemeine Beifall machte ihn stolz, und es scheinet, sein Vorsatz sei gewesen, da er die alten Werke weder erreichen noch verdunkeln konnte, einen neuen Weg zu nehmen, den ihm der verderbte Geschmack selbiger Zeit erleichterte, auf welchem er die erste Stelle unter den Künstlern neuerer Zeit erhalten könnte, und es ist ihm gelungen. Von der Zeit an entfernte sich die Grazie gänzlich von ihm, weil sie sich mit seinem Vorhaben nicht reimen konnte. Denn er ergriff das entgegengesetzte Ende vom Alterthum: seine Bilder suchte er in der gemeinen Natur, und sein Ideal ist von Geschöpfen unter einem ihm unbekannten Himmel genommen; denn in dem schönsten Theile von Italien ist die Natur anders, als an seinen Bildern gestaltet. Er wurde als der Gott der Kunst verehret und nachgeahmet; und da nur die Heiligkeit, nicht die Weisheit Statuen erhält, so ist eine Berninische Figur besser für die Kirche, als der Laocoon. Von Rom kannst du, mein Leser, sicher auf andere Länder schließen, und ich werde künftig Nachrichten dazu ertheilen. Ein gepriesener Puget, Girardon und wie die Meister in ong heißen, sind nicht besser. Was der beste Zeichner in Frankreich kann, zeiget eine Minerva in einem Kupferleisten zu Anfang der geschnittenen Steine von Mariette.

Die Grazien standen in Athen beim Aufgang nach dem heiligsten Orte zu; unsere Künstler sollten sie über ihre Werkstatt setzen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um sich diese Göttinnen hold zu machen.

Ich habe mich in dieser kurzen Betrachtung vornehmlich auf die Bildhauerei eingeschränket, weil man sie über Gemälde auch außer Italien machen kann, und der Leser wird das Vergnügen haben, selbst mehr zu entdecken, als ich gesaget habe; ich streue nur einzelne Körner aus zu einer größeren Aussaat, wenn sich Muße und Umstände dazu finden werden.

Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom.

(Werke, Bd. 1.)

Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Aesten entblößet worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken; vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehöret haben, hat der Künstler angefangen: Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher noch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empöreten, und in den phlagräischen Feldern von ihm erleget wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem

Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen That, und man siehet, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jedes Theil gedienet hat.

Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wächset die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen sein, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzet wird, eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet und ihre Bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächset zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Gränzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzücket, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführet würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von Neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landschaft, über welche die Natur den mannichfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannichfaltig, prächtig und schön er- erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen, vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammlet sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen und wirket gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführet haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind, und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolget und erreichet haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist blos wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Iole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen

Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllet zu sein.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing, die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet, so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelanget bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegen setzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück, und zeiget uns, wie viel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

Die Gruppe des Laocoon.

(Geschichte der Kunst des Alterthums. Bd. 4.)

Das gütige Schicksal, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewachet, hat, aller Welt zum Wunder, nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus der Zeit der höchsten Blüthe derselben das schätzbarste Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke in der Statue des Laocoon erhalten, wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebet haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber machet es wahrscheinlich. Denn Plinius giebt dieselbe als ein Werk an, welches allen anderen, sowohl der Malerei, als der Bildhauerei, vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athenodorus aus Rhodus, von welchen der dritte der Sohn des ersten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athenodorus aus Rhodus ein Sohn des Agesander gewesen, beweiset die Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laocoon machet wahrscheinlich, daß auch Polydorus ein

Sohn des Agesander gewesen sei, weil widrigenfalls sich nicht begreifen läßt, wie sich drei Künstler, ich will nicht sagen, in der Arbeit an einer und eben derselben Statue theilen können, sondern wie sie sich verglichen, da Laocoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur ist, als die beiden Söhne desselben. Agesander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und seine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laocoon.

Die Statue des Laocoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und eben daselbst (nicht aber, wie Nardini und andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen, als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdecket in dem Gewölbe eines Saals, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheinet, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeiget, als welches mit den Bädern vereiniget war. Hier stand Laocoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten ausgemalten Saals, von dessen Gemälden sich noch itzo der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laocoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht, daß es wirklich so gewesen: denn ein paar Tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdecket, welche zeiget, daß der älteste von den zween Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laocoon, welcher fehlet und von gebrannter Erde gemacht, angesetzet ist, hat bereits Michel Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Gröbsten gehauen, entworfen, aber nicht geendiget; es lieget daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüber beugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens im Laocoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in zween verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen, hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheinet aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlanget, zertheilet haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangen-Gewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestrecket, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. — Die zwo Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Haupt-Figur sitzet, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellet ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen Tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzet worden: so verdienet dieselbe bei der niedrigern

Nachwelt, die nichts vermögend ist, hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeuget werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdecket, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch, als sein Werk, gewesen.

Laocoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinaustritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut.*)

---

*) Man vergleiche mit der Winckelmann'schen Darstellung Lessing's Ansichten im „Laocoon" und Goethe's vortrefflichen Aufsatz über den Laocoon (Werke. Bd. 30, zuerst in den Propyläen).

Die Statue des Apollo im Belvedere.

(Geschichte der Kunst des Alterthums. Bd. 4.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondeen ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie in's Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich

vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Hayne, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrete, denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

B r i e f e.

An

Berendis.*)

Einziger Freund und Bruder!

Niemals ist mir ein Brief saurer, als dieser geworden. Ich befürchte endlich, nach so vielfältigem Widerrathen, Deinen Zorn und Ungnade, theuerster aller Freunde!

Du hast mir gerathen als ein Freund, als ein Vater seinem Kinde rathen kann. Deine Gründe, die Dir ein Herz voll Zärtlichkeit, voll wahrer Treue dictiret, haben mich mehr, als mir selbst lieb war, überzeugt, daß meine Veränderung sehr sorglich sei.

Gott ist mein Zeuge, wie sehr mich die Erinnerung, meines Herrn Gnade auf immer zu verscherzen, martert.

Erinnere Dich aber jetzo, mein Bruder, daß Du es an keiner Vorstellung gesparet, mich in Seehausen zu behalten: es war fast nicht weniger gewagt, als nach Rom zu gehen. Ich war mir selbst nicht unbekannt, ich wußte, ich hatte

*) H. D. Berendis, geb. zu Seehausen im J. 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem k. preuß. sogenannten schwarzen Husaren-Regiment. Nachdem er jene Stellung aufgegeben hatte, setzte er seine Studien noch eine Zeitlang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalt in Seehausen wurde er mit W. befreundet und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt. Er starb 1783 als weimarischer Kammerrath.

nichts, was großen Herren gefallen konnte; sola virtute armatus ging ich zuversichtlich aus meinem Vaterlande. Gott ließ mich Gnade vor den Augen meines Herren finden.

Ich gebe mir gern eine Liebe zur Veränderung Schuld, die Du mir nur gar zu oft in allen Deinen Briefen vorwirfst. Nullum magnum ingenium — und das ist nur allzu wahr (illud *magnum* praefiscini dixerim, nec mihi arrogem.) Man muß die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. Die Weisen des Alterthums durchzogen unzählige Länder, Wissenschaften zu suchen.

Mein Schatz! Du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt, und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. Du weißt, wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in Allem bin ich mein eigner Führer gewesen.

Die Liebe zu Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben.

Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen, und mich zu formiren.

Dieses Letzte fehlet mir, nebst der Fertigkeit, mich in ein paar fremden Sprachen gut auszudrücken. Kann es aber ohne Umgang mit Menschen und außer der grand monde erhalten werden?

Du würdest dazu nicht Rom zuerst wählen, und ich vielleicht auch nicht, wenn ich meinem Triebe widerstehen könnte.

Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen.

Nunmehro habe ich nichts vor mir, worinnen ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter, und wenn es sein könnte, auf's höchste zu treiben.

Es ist bei allem Diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren größeren Glücks angesehen.

Ich wollte nach ein paar Jahren meiner Pilgrimschaft mit unendlichem Vergnügen meine itzige Station wiederum antreten. Ich würde mich alsdann in gewissen Vorzügen, die ich erlanget (denn man muß sich doch durch etwas, das in die Augen fällt, erheben) beruhigen, und was sonst den gemeinen Wahn der Menschenkinder beunruhigt, infra me halten.

Die Gnade des Herrn wird bei mir ein ewiges Denkmal bleiben.

Du kannst Dir aber wohl einbilden, daß der Antrag des Pater Rauch nicht sine conditione sine qua non geschehen. Das ist der wichtigste Punct.

Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bei mir: aber die Partei der letzten ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Fall thun sollte,

tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen: der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.

Ich will hier die Stimme der Vernunft unterbrechen; ich will hernach sagen, was ich selbst gedenke.

Du wirst mich, glaube ich, wohl verstehen: ich habe nicht das Herz, deutlicher zu reden, ohne Deinen Unwillen zu erregen.

Hast Du das Herz, es seiner Excellenz vorzutragen, so muß es alles geradezu geschehen.

Ich wünschte Dir die Minerva in der Gestalt des Mentors, zu der Du, wie Telemach beim Homer, sagen könntest:

Mentor! wie bringe ich es an; wie rede ich ihn an?

Sage ihm, was ich Dir geschrieben habe. Die Wahrheit soll leben, wie er sie auch anhören möchte.

Ich glaube, daß ich weder Gott noch Menschen betrügen zu wollen, scheinen könnte, ich mag mich gegen die conditionem sine qua non verhalten, wie ich will.

Ich handle mit dem P. R. als mit einem ehrlichen Mann, der mein Bestes zu suchen vorgiebt: ich würde tüchtiger, der Welt zu dienen, folglich vollkommener, und als ein Christ, ein vollkommener Christ.

Wohlthaten müssen wahrhaft reelle Endzwecke zum Grunde haben: ich glaube, daß ich berechtiget bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten, und so bei mir und nicht anders anzunehmen. An Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, halte ich mich nicht gebunden. Also glaube ich nicht, den P. durch meine reservationes mentales zu betrügen; ich kann dieselben durch der Jesuiten eigne Lehren von diesem Punct, welche bekannt sind, vertheidigen.

Gott aber kann kein Mensch betrügen: wir schlössen denn von Gott auf uns und wechselsweise.

Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct: demselben mußt Du und ich, aller Widersetzlichkeit ohngeachtet, folgen. Dieses ist die offne Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben: wir würden, wie Phaeton, Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren.

Pflichten, welche aus diesem Principio fließen, vereinigen alle Menschen in eine Familie zusammen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und die Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte.

Da hast Du mein wiederholtes Glaubensbekenntniß.

Man kann nicht leugnen, daß gewisse andere Obliegenheiten, wodurch sich Menschen in viele Haufen sondern, Heuchler zu machen fähig sind (ne quid gravius dicam.)

Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie Du weißt,

unsträflich (menschlich zu reden) gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten; ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit: Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben.

Ich habe mein Gewissen rein gehalten, wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthiget, ihm und seinen Glaubensgenossen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten?

Ich glaube, ich würde eben so wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubet, der die Formulam Concordiae unterschreibet, ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger.

Wie müßte man thun, wenn man ein Comödiant geworden wäre, eine Profession, die man bei zunehmenden Jahren verdammen würde, und dieselbe um's Brod nicht verlassen könnte. Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte so viel Geschick, ein paar Jahre eine lächerliche Person zu spielen.

Glücklich wäre ich, wenn ich könnte und dürfte, noch so wie ich geschrieben, und was ich sonst noch gedenke, gegen den Herrn erklären. Ich glaube, er würde mich nach seiner Menschenliebe wenigstens ertragen können.

Bisher habe ich nicht eigentlich gewußt, was es in Rom werden würde. Nunmehro ist mir's eröffnet; mir wird Angst und bange. Mein Trieb, Freundschaft und Dankbarkeit sind in mir grausam wider einander empört. Oft verwerfe ich, was ich verlanget; dann verlange ich wieder, was ich verwerfe. Ich bin in großer Unruhe. Die Sache ist zu weit gekommen.

Freund! den meine Seele liebt, Du hast gefehlet; ich bin ohne Freund gewesen, dem ich mich vertrauen können. Was ist zu thun? Alea jacta est.

Man hat mir die Stelle eines Bibliothecarii bei dem Cardinal Passionei angetragen; er hat meine griechische Hand gesehen, die man vor einiger Zeit, ich wußte nicht, wozu, verlanget. Sie hat ihm gefallen, und er hat dem Herrn Nuntius geschrieben. Meine Reisegelder soll ich hier erhalten.

Von der Religion hat man mit mir, doch nur weitläufig gesprochen; ich muß bekennen, ich habe keinen Widerwillen merken lassen.

Man giebt mir den Rath, vor dem Frühling zu reisen, wegen der terriblen Wege in Welschland um diese Zeit.

Der Cardinal Passionei ist ein alter Herr: er ist anno 1682 geboren. Wenn er stirbt, und es gefällt mir nicht länger, so komme ich heraus.

Den letzten Entschluß werde ich nach Deiner Antwort fassen. Meine Arbeit ist mehrentheils geendigt: ich weiche nicht vor Endigung derselben, ich habe nachzutragen, und ich glaube, daß sie gefallen wird.

Sehen aber muß ich Dich. Wenn Se. Excellenz (Graf Bünau) mich noch sehen könnten und wollten, so wollt' ich den Umweg nicht achten, um mich wenigstens acht Tage noch mit Dir zu letzen, und Rechnung von meiner Zeit abzulegen. Ich würde von meiner Arbeit, auf Befehl des Herrn, beträchtliche Stücke

mitbringen. Das ganze Werk ist zu groß, es ist ein ganzer Schiebkarren voll. Die Scriptores der sächsischen Geschichte allein machen etliche 80 Lagen aus.

Mich verlanget mehr als jemals nach Deiner Antwort, welche ich mit bebenden Knochen erbrechen werde. Lebe wohl. Ich ersterbe

Nöthenitz, den 6. Jänner 1753.

Dein ganz eigener

W.

An

den Grafen von Bünau.

Nöthenitz, den 17. Sept. 1754.

Ich kann und darf es Ew. Excellenz nicht verschweigen; ich habe mein letztes Vorhaben von Neuem ergriffen, und habe leider den letzten Schritt gethan.

Hochgeborner Graf! ich habe mich Dero ferneren Geduld mit mir unwürdig gemacht; ich flehe aber Dero Herz voll Güte und Gnade an, mich wenigstens zu hören. Gott, der Gott aller Zungen, Völker und Secten, lasse Ew. Excellenz wiederum Barmherzigkeit erfahren!

Zu Ende des Winters fingen sich verschiedene besorgliche Umstände in meinem Körper an zu äußern, und mein altes Uebel, fast unerhörte Nachtschweiße, fanden sich mit solcher Heftigkeit von Neuem ein, daß mir Alles eine gänzliche Verzehrung zu drohen schien, und nur neulich bin ich zweimal mit Schwindeln befallen worden, welche einige Stunden anhielten.

Dieses veranlassete mich, an meine künftigen Umstände mehr, als sonst geschehen, zu gedenken. Ich fühle wohl, daß die bisherige Art meiner Arbeit und meines Studirens mit meiner Gesundheit nicht bestehen kann; gleichwohl kann ich in der Einsamkeit nur allein in der Arbeit Ruhe finden.

Eine gewisse Art aber zu denken und zu handeln, von welcher ich schwerlich abgehen möchte, verbietet mir gleichsam, denen in der gewöhnlichen Ordnung nur zuträglichen Wegen zu folgen. Ich glaube, daß Ew. Excellenz in diesem Punkt von mir unterrichtet sind.

Außer diesen Grundsätzen (ich muß hier mit Ew. Excellenz als wie mit meinem besten Freund sprechen) habe ich die Freundschaft, die größte aller menschlichen Tugenden, als das größte Glück, wohin die Menschheit nach meiner Einbildung streben kann, sehr zeitig zu schätzen angefangen; nicht die Freundschaft, die Christen üben sollen, sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Alterthums bekannt ist.

Dieses Glück ist den Großen in der Welt unbekannt, weil es nicht anders, als durch Verläugnung alles Eigennutzes und aller fremden Absichten kann er-

rungen werden; es erfordert eine Philosophie, welche Armuth und Noth, ja den Tod selbst nicht scheuet:

> Non ille pro caris Amicis
> (Aut patria) timidus perire.

und ich halte mein Leben vor nichts ohne Freund, der mir ein Schatz ist, welcher nicht theuer genug kann erkaufet werden. Auf diesen großen Grundsatz zielet meine Veränderung ab, und hierüber rufe ich die ewige Wahrheit zum Zeugen.

Sollte mich Jemand, außer meinen Freunden, bis auf diesen Punkt haben kennen lernen, so glaubte ich, daß er überzeugt sein könnte, ich rede die Wahrheit, und ich wünschte, daß Ew. Excellenz, da ich blos und allein Deroselben Gnade zu danken habe, daß ich fähiger geworden bin, mein eingebildetes Glück künftig zu erreichen, dieses als Wahrheit, aus meiner folgenden weitern Erklärung, zu einiger Rechtfertigung meiner unanständig und undankbar scheinenden Unbeständigkeit anzunehmen geruhen möchten.

Nächst dem sind die Kürze unsers Lebens und die sehr engen Grenzen unserer Erkenntniß zwei Stücke, die wenigstens einen Menschen, wie ich bin, der seine Jugend in Armuth, und die Jahre, wo man am fähigsten ist, zu empfinden, in anhaltender Arbeit und langer Einsamkeit zugebracht hat, und der endlich das Glück gehabt hat, diejenigen Schriften, in welchen die gesunde Vernunft, ohne heutige weitgesuchte Gelehrsamkeit, welche jene unterdrücket, und die wahre Weltweisheit den Menschen zuerst aufgekläret worden, kennen zu lernen; diese doppelte Betrachtung, sage ich, sollte einen Menschen, wie ich bin, dem weder Geburt noch Stand im Wege stehet, mächtig unterrichten, daß das Leben zu kurz sei, um in der letzten Hälfte desselben allererst einen Entwurf zu seinem künftigen sogenannten Glücke zu machen, und daß es in Betrachtung unserer Vernunft, die uns zu einem weit edlern Gebrauch, als gewöhnlich, verliehen worden, eine fast strafbare Eitelkeit sei, dieselbe bis in's Alter fast blos mit Dingen, die nur das Gedächtniß in Bewegung erhalten, zu beschäftigen. Ich glaube, daß diese Betrachtungen, da ich schon das 36ste Jahr zurückgeleget, reif und beständig bei mir geworden sind.

Ew. Excellenz geruhen, mich noch auf ein paar Worte zu hören, um mich über meine eigentliche Absicht zu erklären:

Ich habe seit vielen Jahren gesuchet, zween Freunde zu cultiviren, von denen einer oder der andere mich künftig gewiß aufnehmen wird. Auf der einen Seite gründet sich diese Hoffnung mit auf Ew. Excellenz Gnade; auf der andern Seite auf ähnliche Empfindungen von einer gewissen Art, und auf die Erkenntlichkeit, die ich, ich will nicht sagen, fordern, doch hoffen kann.

Meinen Freunden diesen Weg zu erleichtern und so lange es dem Schicksale oder mir selbst gefällt, für meine wenigen Bedürfnisse auf eine meiner Freunde künftigen Stand gemäße, oder, wenn Alles fehlschlagen sollte, für mich leichtere Art zu sorgen, könnte ich Gelegenheit suchen, junge Leute von Stande zu unterrichten. Denn mit Leuten, welche Bücher um's Brod schreiben, ist die Welt mehr als zu viel angefüllet.

Dieses kann ohne mehrere Fertigkeit in den zwei gangbaren fremden Sprachen nicht füglich geschehen. Die Kenntniß der Alten, sonderlich der Griechen, scheinet der Jugend ein Weg, der mit Dornen und Disteln verwachsen ist, wie er es denn in der That ist.

Wäre es möglich, den bei mir überschwenglich gewordenen Begriff der Freundschaft zu unterdrücken, oder hätten meine Freunde bereits ihr bestimmtes Glück, so glaubte ich bei mir selbst zu finden, was ich nöthig hätte. Pauperiem sine dote quaero. Gegenwärtig aber muß ich suchen, mich auf einige mögliche Fälle gefaßt zu machen, als ein Mensch, der sagen muß: Dextra mihi Deus!

Die schuldige Vorsorge für meine Gesundheit verlanget hernach, mich von der Arbeit und den Büchern auf eine Zeitlang zu entfernen und Gelegenheit zu mehreren Gemüthsveränderungen zu suchen.

Ich ging einige Zeit nach den neuen Anfällen, die meine Gesundheit erlitten, zu dem gewesenen Nuntio, Herrn *Archinto*, den ich in Jahr und Tag nicht gesprochen, blos in der Absicht, mich über meinen Rücktritt zu entschuldigen und Abschied zu nehmen, ja, wenn es, ohne weiter zu gehen, möglich sein können, mir den Weg nach Rom offen zu erhalten. Sein Bezeigen gegen mich war gütiger als es mir selbst lieb war; er suchte mich durch Bitten und Versprechen zu bewegen, ihm zu folgen. Er sahe meinen ausgezehrten Körper und machte mir keine Hoffnung zur Genesung, als durch eine Veränderung der Lebensart und eine Erholung von der Arbeit.

Ihm zu folgen, schlug ich rund ab und wandte, wie billig, vor, daß ich meine Arbeit unmöglich ungeendiget könnte liegen lassen, und was die Sache überhaupt betraf, bat ich mir Bedenkzeit aus. Des Nuntii Abreise wurde aufgeschoben, und innerhalb dieser Zeit, ehe ich mich erklärte, brachte ich den Catalogum Juris publici mehrentheils zum Stande, und machte den Anfang mit dem Catalogo Historicornm Italiae, welcher auch beinahe geendiget ist, und ich suchte gewisse Nachrichten von dem einen meiner Freunde einzuziehen, die mir aber noch zur Zeit nichts versprechen konnten. Endlich erklärte ich mich, aber so, daß ich mir vorbehielt, bis künftige Ostern in Sachsen zu bleiben.

Seine Königliche Majestät erklärten sich, da dieses geschehen, zu den Reisekosten, und der Beichtvater versichert mich, daß es mir außerdem an nichts fehlen sollte.

Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen. Ich lasse mir nicht einfallen, mich Denenselben persönlich zu zeigen; allein ich hoffe dennoch, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehen, werde noch zuletzt wenigstens menschlich über mich urtheilen. Wo ist der Mensch, der immer weise handelt? Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft.

Der Entwurf, den ich mir gemacht, kann, von einer andern Seite betrachtet, thöricht, verwegen, ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Ein erleuchtetes Auge, womit Ew. Excellenz, nach dem Bilde der Gottheit, das Ganze der Dinge anzusehen pflegen, wird mich leicht zu entschuldigen finden können.

Schaam und Betrübniß erlauben mir nicht mehr zu schreiben. Ich glaube, eine ewige Vergeltung, die sei Ew. Excellenz großer Lohn. Hier habe ich eigentlich erst angefangen zu leben, und erlange ich künftig das Glück, in dem Schooße der Freundschaft mein Leben zu beschließen: so habe ich die bestärkte Einsicht und die Mittel dazu der Gnade des größten Wohlthäters, den mir Gott in Ew. Excellenz hohen Person erwecket, zuzuschreiben. Ich bin

Ew. Excellenz

unterthänigster Knecht
W.

An

Berendis.

Ich fange also an, Dir zu berichten, daß ich mich sehr vergnügt und gesunder als jemals befinde. In dem weitläuftigen Pallaste, den ich bewohne, genieße ich eine Stille, wie auf dem Lande, welches sich mitten in der Stadt, wo ich lebe, Niemand rühmen kann, daher habe ich gelernet, wenn ich will, 9 Stunden, und zuweilen ohne aufzuwachen, zu schlafen. Es ist zu wissen, daß der Cardinal, Minister Archinto nicht in der Cancellarie, sondern auf dem päbstlichen Pallaste a Monte Cavallo wohnet. Ich habe eine zahlreiche Bibliothek unter Händen, ohne darin zu arbeiten, und was ich sonst nöthig habe, lasse ich mir aus andern Bibliotheken holen. Ich bin im Geschrei, nebst einem Prälaten, Giacomelli, welcher für den größten Gelehrten in Italien gehalten wird und ist, der größte Grieche in Rom zu sein, und diese Meinung, welche auf jenes Zeugniß beruhet, ist der Grund zu meiner Achtung. Das erste Jahr lebte ich vergessen, selbst vom Archinto, welcher aus Empfindlichkeit gegen mich, wegen verworfener Dienste des Passionei, mich für halsstarrig hielt und sich vielleicht nicht getrauete, von meinem Wissen viel zu sagen. Ich habe mich also in dieser Zeit ganz allein mit der Kunst beschäftiget, habe sehr viel entworfen, welches zum Theil unnütz, zum Theil aber den Stoff gegeben hat zu dem Werke, auf welches ich nunmehro ein ganzes Jahr gedacht habe, nämlich ein Versuch einer Historie der Kunst. Meine Absicht ist, ein vollkommenes Werk zu liefern und das Denken und die Schönheiten der Gedanken und der Schreibart auf's Höchste zu treiben.

Um wiederum in mein Gleis zu kommen. Ein alter Maler und ein Mann allgemeiner großer Kenntniß machte mich mit Giacomelli bekannt, dieser führte mich zu des Passionei Tafel, und ich wurde unter die wenigen auserlesenen Freunde des Cardinals aufgenommen. Ich besuchte den Cardinal Archinto sehr selten, und er sahe mich nicht anders, als mit dem Passionei im Wagen. Dieses

machte jenen eifersüchtig, und er beklagte sich, daß ich ihn vernachlässigte. Er wollte mir zu verstehen geben, daß es ihm lieb sein würde, wenn ich bei ihm zuweilen essen wollte, und da ich seine Geschäfte vorschützte, so verlangte er mich um die Mittagszeit zu sprechen. Ich speisete vorher beim Passionei und ging alsdenn zu ihm, welches er endlich als eine Beleidigung aufnahm, und ich bin also einer von denen geworden, die auch beim Archinto essen können, welches nur Prälaten sind. Meine Haupt-Maxime ist gewesen, mich nicht wegzuwerfen und keine Kleinigkeiten anzunehmen, nach versicherter Achtung eine große Bescheidenheit anzunehmen, wenig zu reden, aber wo man mich nöthigen und dringen würde, den Zügel fahren zu lassen. Dieses erfuhr ein französischer Abbé, welcher als ein großer Gelehrter von dem französischen Abgesandten bei Passionei, der ein passionirter Franzose ist, eingeführet wurde. Die große Stille, die ich gegen ihn beobachtete, machte ihm Herz, sich an mich zu wagen, in der Meinung, vom Cardinal unterstützt zu werden. Aber er blieb wie von einem Strom weggerissen, und ich sagte ihm in des Cardinals Gegenwart, daß er ein Ignorant und ein Esel sei, und da er mich gesucht, aus dem Wege zu bringen, so habe ich es ihm gethan.

Seit einiger Zeit habe ich beschlossen, mein Leben mehr zu genießen, und ich esse niemals mehr zu Hause, sondern allezeit bei Cardinälen und guten Freunden. Dieses kann Dir einen Begriff geben von der Nation und von der Achtung der Gelehrten in diesem Lande.

Seit dem October habe ich die Kleidung eines Abbate angeleget, welche keinen andern Unterschied hat, als einen über eine schwarze Binde geschlagenen blauen Streifen, mit einem weißen Rändchen und einem seidenen Mantel, nur so lang wie der Rock. Unterkleid ist von Sammt.

Itzo habe ich mir ein Campagne-Kleid, einen Caffeebraunen Drap d'Abbeville-Rock, mit güldenen Brandebourgs und ein Reisekleid von englischem Mollettone machen lassen, zur Reise nach Neapel, wohin ich in 3 Tagen abgehen werde. Auf diese Reise ist ein Theil meines künftigen Glückes gebauet, und diese Reise ist das Allerwichtigste, was ich in meinem Leben unternommen habe. Das Vergnügen, ein so wollüstiges Land zu genießen, wird sehr gemindert durch die große Behutsamkeit, die ich nöthig habe, meine Person wohl vorzustellen. Ich bin von dem Churprinzen aus eigenem Betrieb an die Königin recommendiret, ich soll den Churprinzen von Allem unterrichten, ich komme mit einem großen Ruf nach Neapel, an alle große Häuser als ein Freund empfohlen, und was das Vornehmste ist, ich gehe mit der Absicht hin, vielleicht ein Mitglied der Gesellschaft zu werden, die über die Alterthümer schreibet. Ich finde einen der größten Griechen Msgre. Mazocchi, aber es ist auch der einzige, vor dem ich mich fürchte, und zum Glück ist er über 70 Jahre. Ich habe zu dieser Reise meinen Wechsel richtig erhalten, und weil ich außer dem, was ich ohne Hoffnung, wieder zu haben, ausgeliehen, immer übrig habe, so daß ich neulich 6 Ducaten unter meiner Wäsche fand, wovon ich nichts wußte, hiernächst ein Geschenk von etlichen 60 Thalern vom Cardinal Archinto annehmen mußte, so

bin ich hinlänglich versorgt. Denn in Neapel werde ich nicht viel zu Hause essen. Meine Wohnung wird sein in einem Kloster Augustiner Mönche, von der Spanischen Nation, welches mir der General des Ordens, mein guter Freund, ausgemacht.

Nach den ersten Complimenten, welche ich in Neapel zu machen habe, welches die ersten 14 Tage erfordert, werde ich nach Portici gehen, am Gestade des Meeres, wo die Schätze von Herkulan stehen, und daselbst werde ich etliche Wochen bleiben, bis der Hof dahin gehet, gegen die Mitte des März von da zurück nach Neapel und die farnesische Mss. der königlichen Bibliothek, das berühmte Münzkabinet von Parma ꝛc, durchsehen, weil mir auf Befehl der Königin Alles wird müssen geöffnet werden. Von Neapel aus werde ich eher Gelegenheit haben, zu schreiben. Du siehest also, daß einige Monate dazu gehören. Mengs wird mich besuchen, und nach geendigter Arbeit werde ich eine kleine Reise nach Sicilien thun. Habe ich Zeit, wegen der Sommerhitze eine Reise nach Florenz zu thun, so geschieht es von Neapel aus zur See bis Livorno. Geschiehet dieses nicht, so suche ich im Mai zurück in Rom zu sein und die Villegiatura auf der Villa Camaldoli bei meinem Cardinal Passionei zu genießen. Dieses sind weite Aussichten, aber keine Luftschlösser.

Ich muß bekennen, ich habe mehr Glück, als Witz; aber wer sein Glück erkennet und nutzet, der ist es werth. Es fehlet nichts an meinem Glück, als Jemand von denen hier zu haben, die mir theils übels gewünschet, theils doch weissagen wollen. Durch den Tod des Herrn von Stosch habe ich einen großen Freund und unendlich viel Nachrichten eingebüßet. Denn ob er gleich niemals das Schöne in der Kunst kennen lernen, weil ihn die Seuche der übrigen Antiquitäts-Krämer zu zeitig verdorben, so hatte er das größte Cabinet fast in der Welt, und es ist nur 70,000 Scudi taxiret worden, d. i. gerichtlich wegen der Abgabe von Sachen, die etwa außer Florenz gehen werden. Sein Erbe ex asse ist ein Muzel aus Berlin, der vordem in französischen Diensten gewesen. Er war hier und ich bin mit ihm Rom ziemlich durchgefahren. Ich könnte, wenn ich nicht nach Neapel gehen müßte, mich ohne alle Kosten in Florenz divertiren; denn er hat mir Alles, was man zum Leben nöthig hat, angeboten. Einen einzigen Landsmann habe ich hier, einen jungen Maler aus Berlin, Reklam; sein Vater ist, glaube ich, Hofjuwelier gewesen. Weil er aber einige Jahre in Paris gewesen, so ist er verdorben, und wir sehen uns daher selten. Er wurde an mich von Paris aus recommendiret, und ich habe ihm sogar freies Quartier bei mir angeboten.

Vor meiner Abreise werde ich an den Herrn Geheimen Rath, meinen gnädigen Herrn, schreiben. Mich wundert, daß er dem Cardinal Passionei nicht geantwortet hat. Unseren theuersten, werthesten Herrn Grafen wollte ich wie einen Engel, der den Erzvätern erschienen, empfangen, wenn ich ihn hier sehen sollte, und mein Herz wallet in mir über das, was Du mir schreibst. Der würdigste Sohn des würdigsten Vaters, der mich glücklich gemacht! er genieße künftig die Frucht von dessen Verdiensten, die nicht genug erkannt und belohnet

sind. Sage ihm, ich denke auf Gelegenheit, ihm öffentlich zu bekennen, wie sehr ich ihn liebe; und da ich nichts habe, was seinem großen Vater würdig wäre, so will ich wenigstens gegen den liebenswürdigsten Sohn sagen, was ich dem Vater schuldig bin. Ich küsse ihn tausendmal: seine Wege, die er gehen wird, müssen mit Blumen bestreuet sein, und ein langer Frühling kröne seine Jahre. Wollte Gott, ich könnte wünschen, ihn, Dich und mein Vaterland (das ist Sachsen, ich erkenne kein anderes, und es ist kein Tropfen Preußisches Blut mehr in mir) wieder zu sehen. Aber es wird auch schwer sein, es so, wie ich will, wieder zu genießen. Denn in einer Zeit von einem Jahre müssen sich meine Umstände merklich verbessern, in, oder durch Neapel, und alsdenn würde ich in Dresden gewisse Dinge voraussetzen.

Mit dem Bianconi weiß ich nicht, wie ich stehe: denn er schreibt mir sehr selten und läßt mir Alles durch seinen Bruder in Bologna wissen. Ich thue aber desgleichen, denn ich bin von des Königs Gnade aus dessen Mund versichert, und er erkennet mich für seinen Pensionair. Du hast also auf den Brief zu setzen: Pens. de S. M. etc. etc. Biblioth. de S. E. le Card. d'Arch., sonderlich, wenn Du mir in Neapel antwortest. Deinen Brief sollst Du an den Bianconi schicken, denn er kann ihn mit dem Courier fortbringen. Ich werde dieses Alles ausmachen. Du wirst Dich nicht zu beschweren haben, daß ich für einen theuern Brief zu wenig geschrieben, das Lesen aber wird Dir mehr Mühe kosten, als mir das Schreiben.

Du verlangest zu wissen, was ich für eine Sprache rede. Was anders als Italienisch; aber mein vieles Studiren und der wenige Umgang hat mich sehr zurückgehalten. Diese Sprache ist schwerer, als man sich's aus Büchern einbildet. Sie ist so reich als die griechische, und die römische Aussprache ist schwer zu erreichen. Unterdessen da ich mit Prinzen und Cardinälen rede, so kannst Du leicht glauben, daß ich das Nothwendigste weiß. Es ist mein Glück, daß ich mich mit nichts zu übereilen habe, und kann also mit Muße lernen und sehen. Das Schwerste ist überstanden: dieses war, sich bei dieser feinen Nation, die kein Geschwätz leiden kann, in Achtung von besonderer Gelehrsamkeit zu setzen, ohne sich öffentlich gezeigt zu haben. In Neapel habe ich diese Sorgen nicht nöthig.

Seit einiger Zeit habe ich das Münz-Studium angefangen, doch nur in so fern es zum Schönen der Kunst, zur Zeichnung und zum Stil der Zeiten gehöret. Blos dieser wegen wünschte ich Paris zu sehen, weil dort das größte Cabinet ist. Alles mit Zeit und Gelegenheit. Itzo ist ein Russischer Prinz Galiczin mit seiner Gemahlin hier, welche nach geendigtem Carneval nach Neapel gehen werden. Ingleichen ein Holländer Kalkoen, welcher mit an mich recommendirt ist, von Florenz aus; bei demselben pflege ich zuweilen zu essen. Er macht einen großen Aufwand.

Den 19. Jenner hat es Tag und Nacht geschneiet, welches der erste Schnee ist, den ich in Rom selbst gesehen (denn die Gebirge in der Ferne siehet man noch gegen Himmelfahrt mit Schnee bedecket, welches Dir außerordentlich scheinen wird:) und die Nacht darauf fiel eine Kälte ein, daß die Fenster überall

gefroren waren. Dieser Winter ist überhaupt stärker, als der vorige, und die Kälte ist in Rom für uns Deutsche viel empfindlicher, als in unserem Vaterlande, theils wegen plötzlicher Abwechselung der Witterung, theils wegen der ungleichen Wirkung derselben auf unsere Körper. Die Kleidung, die mir in Deutschland genugsam war, ist es nicht in Rom, und ich trage 2 Brusttücher von wollenem Zeuge, und gehe im Zimmer in Pelzstiefeln. Der Kopf sonderlich verlanget viel Wärme und ich stecke 3 Mützen eine in die andere. Diejenigen Welschen in Deutschland, die das Gegentheil sagen, sind als arme Canaille aus dem Lande gegangen und haben die Bequemlichkeiten des Lebens nicht schmecken können; denn der gemeine Mann lebet schlecht und elend, in Vergleichung mit einem Bürger in Dresden. Eine welsche Bürger-Küche ist mager und elend, und ein großer römischer Buchhändler und Buchdrucker Pagliarini, bei dem ich fast alle Wochen esse, will gerne auf englische Art essen, weil er mehr als einmal in England gewesen ist, aber weil seine Küche durch Welsche bestellt wird, so schmecket sie nach ihnen. Mit den Tafeln der Cardinäle ist es ein anders; unterdessen ist des Archinto Tafel raffinirter, als des Passionei, mit diesem Unterschied, daß dieser auf dem Lande viel prächtiger speiset und speisen muß wegen der Besuche.

Die große Kälte hatte mir alle Lust benommen, den Brief zu endigen Den 4. Februar hat sie nachgelassen, und mit einem Mal haben wir Frühlingswetter. Nach der gewöhnlichen Observanz müssen die Mandelbäume in etlichen Tagen blühen, wenigstens gegen den 12ten dieses Monats Februar. Den künftigen Sonnabend, als den ersten Sonnabend in der Fasten, gehe ich endlich, ohngeachtet der erschrecklichen Wege, nach Neapel ab.

Ich gedachte Herr Franken meine Beschreibung des Apollo zu schicken: ich habe mich aber bedacht und will sie von neuem umarbeiten. Lebe wohl und sei mein Freund. Ich küsse Dich und ersterbe

Roma
al Palazzo della
Cancelleria Apostolica
alli
5 di Febraro
1758.

Dein ewiger Joh. Joach.
W.

An

Herrn von Berg.*)

Nach Florenz. Rom, den 9. Juni 1762

So wie eine zärtliche Mutter untröstlich weint um ein geliebtes Kind, welches ihr ein gewaltthätiger Prinz entreißt und zum gegenwärtigen Tod in das Schlachtfeld stellt; eben so bejammere ich die Trennung von Ihnen, mein süßer Freund, mit Thränen, die aus der Seele selbst fließen. Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs allein erweckt, ließ mir von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe geht, und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird. In 40 Jahren meines Lebens ist dieses der zweite Fall, in welchem ich mich befunden, und es wird vermuthlich der letzte sein. Mein werther Freund, eine gleich starke Neigung kann kein Mensch in der Welt gegen Sie tragen; denn eine völlige Uebereinstimmung der Seele ist nur allein zwischen zweien möglich, alle andere Neigungen sind nur Absenker aus diesem edlen Stamme. Aber dieser göttliche Trieb ist den mehrsten Menschen unbekannt, und wird daher von vielen übelverstanden gedeutet. Die Liebe in dem höchsten Grad ihrer Stärke muß sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern

I thee both as Man and Woman prize
For a perfect love implies
Love in all capacities. —
Cowley.

und diese ist der Grund, worauf die unsterblichen Freundschaften der alten Welt, eines Theseus und Pirithous, eines Achilles und Patroklus gebaut sind. Freundschaft ohne Liebe ist nur Bekanntschaft. Jene aber ist heroisch und über Alles erhaben; sie erniedrigt den willigen Freund bis in den Staub und treibt ihn bis zum Tod. Alle Tugenden sind theils durch andere Neigungen geschwächt, theils eines falschen Scheines fähig; eine solche Freundschaft, die bis an die äußersten Linien der Menschlichkeit geht, bricht mit Gewalt hervor, und ist die höchste Tugend, die jetzt unter den Menschenkindern unbekannt ist, und also auch das höchste Gut, welches in dem Besitze derselben besteht. Die christliche Moral lehrt dieselbe nicht; aber die Heiden beteten dieselbe an, und die größten Thaten des Alterthums sind durch dieselbe vollbracht.

Ein einziger Monat Ihres verlängerten Aufenthalts in Rom und mehr

*) Winckelmann hatte den Herrn v. Berg, einen jungen Liefländer, in Rom kennen gelernt und war ihm mit schwärmerischer Neigung zugethan. Er widmete ihm später eine „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst," Werke Th. 2.

Muße, mit Ihnen, mein Freund, besonders zu sprechen, würden diese Freundschaft auf unbeweglichen Grund gesetzt haben, und alle meine Zeit wäre Ihnen gewidmet gewesen. Demohngeachtet hätte ich mich in starken und schriftlich unaussprechlichen Worten erklären müssen, wenn ich nicht gemerkt, daß ich Ihnen in einer ungewöhnlichen Sprache reden würde. Sie können also glauben, daß ich nicht bezahlt sein wolle; Ihre gütige Meinung aber behält, ohne dieselbe statt finden zu lassen, allen ihren Werth, und ich küsse Ihnen die Hände, wie für einen großen Schatz, welchen Sie mir hätten schenken wollen. Der Genius unserer Freundschaft wird Ihnen von ferne folgen bis Paris, und Sie dort in dem Sitze der thörichten Lüste verlassen; hier aber wird Ihr Bild mein Heiliger sein. —

Dem theuern Herrn Grafen von Münnich, welcher aller Menschen Achtung und Liebe erweckt und verdient, werden Sie mich bestens empfehlen. Meine Wünsche folgen demselben nach auf der großen Bahn der Ehre, die er offen sieht, einst ein großer tugendhafter Mann zu sein, von dessen Bekanntschaft ich in meinem Alter mit Ruhm sprechen kann.

Sie mein Edler, Geliebter, küsse ich mit Herz und Geist, und ersterbe ꝛc.

W.

An
Berendis.

Ich kann ferner nicht mehr anstehen, Dir wenigstens ein Zeichen meines Lebens und Wohlbefindens zu geben, welches ich auch von Deiner Seite zu haben wünsche, wie ich hoffe, daß Du nicht weniger als ich vergnügt sein werdest. Ich kann mich nicht entsinnen, seit welcher Zeit ich Dir nicht geschrieben, und weiß also nicht, wo ich den Faden des Berichts meiner Umstände anknüpfen soll. Bekannt wird es Dir sein, daß mich beinahe vor zwei Jahren der König von Preußen rief, und mir die durch den Tod des Geh. Raths Gautier la Croze erledigte Stellen antragen ließ, nämlich die Stelle des Ober-Bibliothecarii und die Aufsicht über die Kunst- und Münzkammer; und da die Besoldung nur 500 Thlr. ist, sollte dieselbe durch 1000 Thlr. Pension auf meine Person erhöhet werden. Da ich aber einen Gehalt von 2000 Thlr. forderte, zerschlug sich dieser Handel, welcher durch den Obersten Quintus getrieben wurde, und es hat mich nicht gereuet, denn ich hätte sehr viel Vergnügen, wenigstens meine Zufriedenheit eingebüßet; der Freiheit nicht zu gedenken, die ich im höchsten Grade genieße, und ich lebe völlig, wie es mir immer einfallen mag.

Der Hauptgrund aber, welcher mich veranlaßte, mir selbst diese Veränderung, zu welcher ich übrigens einen nicht geringen Hang hatte, schwer zu machen, und die Saiten über mein Verdienst hinaus hoch zu spannen, war mein großes Italienisches Werk, dessen Vollendung würde unterbrochen worden sein. Dieses

ist nunmehro vor Ostern in 2 Bänden Fol. an das Licht getreten, und zwar auf eigene Kosten gedrucket, wie auf beiden Titelblättern angezeiget wird (a spese dell' autore). Es sind Exemplare für den König und auch für den würdigen Prinzen Heinrich, welcher es verlanget hat, abgegangen, und ich habe Friedrichen, dem Besondern, einen kurzen, aber deutschen Brief beigeleget. Ich habe also ein Capital von 10,000 Scudi gemacht; denn ich bin der Verleger und Verkäufer, und bin für den Abgang nicht bange, da ich sogar für baar Geld 16 Stücke nach Copenhagen geschicket. Die mehresten werden nach England gehen. Sogar nach Constantinopel habe ich einige abgefertigt. Itzo arbeite ich an einem dritten Bande dieses Werks.

Die Anmerkungen über die Geschichte der Kunst werden Dir vermuthlich bekannt sein. Die Geschichte der Kunst selbst arbeite ich von neuen um, zu einer neuen Ausgabe, und vornehmlich zu einer englischen Uebersetzung, die ein gewisser Schweizer Füeßli, welcher einige Jahre zu London lebet, unternehmen will, da er bereits meine erste Schrift, nebst der von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, Brittisch übersetzet drucken lassen.

Nach geendigtem Drucke des großen Werks ging ich auf einige Wochen mit der Prinzessin Albani auf meines Cardinals Landhaus am Meere zu Porto d'Anzio, um mich zu erholen, da ich wegen meiner Gesundheit besorgt war, und von da that ich eine Reise zu meinem Freund, Herrn Hamilton, Gevollm. Groß-Britannischen Minister zu Neapel, und itzo wohne ich mit meinem Herrn seit einem Monate auf dessen prächtiger Villa vor Rom.

Es wird Dir ferner bekannt sein können, daß ich hier drei deutsche durchlauchtige Prinzen gehabt, von welchen der Erbprinz von Braunschweig der letzte war, mit welchem ich in großer Vertraulichkeit gelebet habe, und der Briefwechsel unter uns wird fortgesetzet. Noch vertrauter aber und ein ganzes Jahr habe ich mit dem liebenswürdigen jungen Prinzen von Meklenburg gelebet, welche Gesellschaft einige Monate nach dessen Ankunft verstärkt wurde, durch den würdigsten aller Fürsten, ja, ich möchte sagen, aller Menschen, den regierenden Fürsten von Anhalt-Dessau. Ich kann ihn den aus Gott gebornen nennen: denn alle menschliche Tugenden sind im höchsten Grade in dessen edler Seele vereinigt; und Jedermann wünschte einen solchen Freund. Daher wird hier und wo er gewesen ist, sein Andenken ewig erneuert werden. Außerdem hat er hier keinen Augenblick verloren zugebracht, so und nicht anders, als wenn er den strengsten Aufseher über sich gehabt hätte. Durch dessen Exempel gereizt, that sein jüngerer Bruder Prinz Hans Jürgen und beider Gefolge desgleichen.

Diesen göttlichen Mann wiederum zu sehen und zu genießen, ist einer von den Gründen, die mich reizen, eine Reise nach Deutschland zu thun, welches gegen künftiges Frühjahr, so Gott will, und zwar von Wien aus, in Gesellschaft meines Prinzen von Meklenburg nach Dessau geschehen wird, wo ich einige Wochen werde Halte machen. Von da werde ich auf Berlin gehen, und mit meinem Stosch vermuthlich nach Rheinsberg. Kann es dieser möglich machen mit mir, wie er meinet, nach England zu gehen, so wird diese Fahrt den folgenden

Herbst von Berlin aus geschehen; wo nicht, werde ich über Brüssel nach Paris reisen, und von da durch die Schweiz zurück nach Rom. Bei dem Erbprinzen werde ich zu Salzdalen einige Tage anhalten, und wenn mir Weimar nicht zu weit aus meinem Wege ist, werden wir uns in diesem Leben alsdenn zum letzten Male sehen. Unterdessen kann es geschehen, daß ich nach dem Tode meines Herrn und Freundes Land und Leben ändere.

Viel mehr könnte und wollte ich schreiben; aber ein einziger Brief kann nicht Alles fassen; und wenn ich gezögert habe, bin ich einigermaßen zu entschuldigen: denn ich bin mit Briefwechsel über alle Deine Vorstellung überhäuft, und ich glaube, daß ich mehr Briefe abfertige, als eine ganze deutsche Universität in Corpore. Das Schreiben gehet in alle Länder von Europa; ja nach Alexandrien, Smyrna und Constantinopel. Itzo werden in Paris einige Briefe gedruckt, die der Ritter Montagu aus Egypten an mich abgehen lassen. Mit diesem außerordentlichen Menschen fing ich an die arabische Sprache zu studiren vor dessen Reise: itzo gehet derselbe als ein Araber mit einem langen Barte und lebet zu Venedig.

Grüße Deine geliebte Ehegenossin und mache meine große Empfehlung dem Herrn Geh. Rath von Fritsch.

Rom, den 1. Juli 1767.

Dein

getreuer Freund und Bruder

Winckelmann.

Eben diesen Augenblick bekomme ich ein Schreiben von meinem alten würdigen Münchhausen aus Hannover, in welchem er vier Exemplare meines Werkes verlanget.

Ich wollte Dir eine meiner letzten Thorheiten verschweigen; allein man kommt oft mit der Thorheit weiter als mit der Weisheit, der die Menschheit nicht fähig ist. Da ich ein ungebundener Mensch bin, so erwecket sich itzo, da ich mehrentheits 50 Jahre auf dem Nacken habe, die alte Lust Griechenland und den Orient zu sehen, und ich kämpfe mit mir zwischen der Reise nach Deutschland und jener. Mein Freund, der Freiherr von Riedesel, welcher zum zweitenmal in Italien und itzo in Neapel ist, nachdem er ganz Sicilien durchreiset ist, würde auf gleiche Kosten mein Gefährte sein. Der leidige böse Feind könnte mich reiten, und da ich im Herbste nach Neapel zurückgehen werde, wird der Entschluß pro oder contra gemacht werden; große Dinge würde ich machen, wenn ich nur 10 Jahre weniger hätte. Unterdessen bin ich fröhlich, wie ich irgend gewesen bin, und ich setze mit an, wo getrunken wird.

Se in Ciel, benigne stelle. — Ich entsetze mich vor eurer deutschen Cathedral-Ernsthaftigkeit; ich hätte sonst noch Verschiedenes geschrieben.

Grüße Deinen Bruder. Von Bülau seinem Bruder, der des Herzog Ferdinands General-Adjutant war, ist viel zwischen mir und dem Erbprinzen gesprochen. Addio Carissimo.

Abraham Gotthelf Kästner

wurde den 27. September 1719 zu Leipzig geboren, wo sein Vater an der dortigen Universität Professor und Doctor der Rechte war. Als das einzige Kind seiner Eltern genoß Kästner eine zwar einfache, doch sehr sorgfältige Erziehung. Er besuchte keine öffentliche Schule, sondern empfing den nöthigen Unterricht großentheils von seinem Vater, der hierin durch den Bruder seiner Frau, einen Rechtsanwalt Pommer, auf's liebevollste unterstützt wurde. Lebhafte Lernbegierde, verbunden mit einer ungemein leichten Fassungsgabe und einem glücklichen Gedächtniß kamen der zweckmäßigen Lehrmethode entgegen. Wie Kästner selbst erzählt, wurde er nie zu einem Auswendiglernen ohne Verstand angehalten, sondern allezeit geleitet, nach dem jedesmaligen Maaße seiner Einsichten mit Begriff und Ueberlegung zu lernen. Die Uebung eigner Geistesthätigkeit wurde nie aus dem Auge gelassen. Am wichtigsten, sagt Kästner, sei ihm diese Art des Unterrichts in den Lehren der Religion gewesen, von denen sein Vater nicht nur eine gründliche sondern auch lebendige Kenntniß besessen und ihm gleichfalls beizubringen bemüht gewesen sei. Von seinem Oheim wurde Kästner in neueren Sprachen unterrichtet und in der Liebe zu Büchern auf das Freigebigste unterstützt. So entwickelten sich die vorzüglichen Anlagen des Knaben zu einer bewundernswürdigen Frühreife; denn schon von seinem zehnten Jahre an besuchte er die juristischen Vorlesungen seines Vaters, vom elften an nahm er Theil an einem Collegium disputatorium und mit zwölf Jahren wurde er als Student der Rechte immatriculirt. Seine juristischen Studien beschäftigten ihn aber nicht allein, denn er hörte noch mathematische, physikalische, historische und philosophische Vorlesungen und übte sich außerdem unter Gottsched's Leitung in Poesie und Beredsamkeit. Im Jahre 1733 wurde Kästner Notarius; 1735 ernannte ihn die philosophische Facultät zum Baccalaureus und 1737 zum Magister. Dennoch setzte er mit gleichem Eifer seinen akademischen Fleiß fort und vervollständigte sein universales Wissen durch Collegia über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Chemie u. s. w. Seinem anfänglichen Beruf, der Juris-

prudenz, wurde er durch die stärkere Neigung zur Mathematik und Philosophie entfremdet. 1739 erwarb er sich durch eine Disputation über die Theorie der Wurzeln in den Gleichungen das Recht an der Universität lehren zu dürfen, und hielt von dieser Zeit an mathematische Lehrstunden, las über Logik und Naturrecht und veranlaßte praktische Uebungen der Logik im Ausarbeiten und Disputiren. Nebenbei befriedigte er seine Liebe zu den schönen Wissenschaften durch verschiedene kleine Aufsätze, die in den Schwabeschen Belustigungen des Verstandes und Witzes abgedruckt wurden. Eben so wurde die Uebung in der deutschen Beredsamkeit durch die Theilnahme an einer dies bezweckenden Leipziger Gelehrten-Gesellschaft fortgesetzt. Der große Beifall, den sich Kästner als akademischer Lehrer erwarb, verschaffte ihm 1746 eine außerordentliche Professur der Mathematik mit einem Gehalt von hundert Thalern. Arbeiten für Buchhändler, Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Schwedischen, Holländischen u. s. w., mußten ihm den nöthigen Zuschuß liefern, um nach dem Tode seines Vaters und seines Oheims auch für seine Mutter sorgen zu können.

Ostern 1756 folgte Kästner einem Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik und vermählte sich ein halbes Jahr darauf mit einer Leipzigerin, Joh. Rosine Baumann, deren Frömmigkeit, Kenntnisse und Wißbegierde, nach Kästner's eignem Zeugniß, ganz geeignet waren, ihn vollkommen glücklich zu machen. Doch diese ausgezeichnete Frau, welcher J. M. Geßner sogar Namens der Universität ein Ehrengedächtniß widmete, starb schon nach einer kaum zweijährigen Ehe. Später vermählte sich Kästner zum zweitenmale mit der Wittwe eines französischen Offiziers.

Vierundvierzig Jahre wirkte Kästner an der Göttinger Universität als einer ihrer berühmtesten Lehrer und erfreute sich von allen Seiten der ehrenvollsten Auszeichnungen. 1765 wurde er zum Königl. Großbrittannischen und Herzogl. Braunschweigschen Hofrath ernannt, fast alle gelehrten Gesellschaften Europa's wählten ihn zu ihrem Mitgliede, und sein literarischer Briefwechsel zeigt ihn in naher Verbindung mit Männern wie Cardinal Quirini, Maupertuis (Präsident der Berliner Akademie), Euler, Lalande, Bernouilli, C. Niebuhr*), Haller, Lessing, Reiske, J. E. Schlegel, Weiße, Nicolai u. s. w. Card. Quirini hatte sogar den Anfang einer 1751 von der Berliner Akademie gekrönten Preisschrift Kästner's**) in lateinische Verse übersetzt — zur Andachtsübung! Kästner's glänzendste und wirksamste Epoche als Universitätslehrer fällt in die sechziger und siebziger Jahre, und der große Ruf seiner Vorlesungen, zu denen sich nicht blos

*) Carsten Niebuhr war Kästner's Schüler und wurde von ihm zu der Reise nach Arabien, welche damals auf Kosten des Königs von Dänemark veranstaltet wurde, in Vorschlag gebracht. Eine Frucht dieses Unternehmens war bekanntlich Niebuhr's vortreffliches Reisewerk.

**) Der Titel dieser Schrift (Ges. W. IV. 58.) lautet: „Abhandlung von den Pflichten, wozu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall stattfinde, sondern Alles von der göttlichen Vorsehung regiert werde." Sie war ursprünglich lateinisch geschrieben; Kästner selbst hatte eine französische Uebersetzung beigefügt.

Studenten seiner Facultät drängten, wurde durch Kästner's zahlreiche mathematische und physikalische Lehrbücher, welche die Wolfischen allmählig verdrängten, noch erhöht. Daß uns der Fortschritt der Wissenschaft auch die Kästner'schen Lehrbücher veralten ließ, kann das unsterbliche Verdienst ihres Autors nicht beeinträchtigen. K. überlebte sein funfzigjähriges Magisterjubiläum (1787) noch dreizehn Jahre und genoß das seltne Glück, bis an sein Ende den Besitz voller Geisteskraft zu bewahren. Ein sanfter Tod beschloß am 20. Juni 1800 seine rastlose Thätigkeit. Für die religiöse Gesinnung, in welcher er sein ganzes Leben hindurch mit ausgesprochener Entschiedenheit beharrte, ist die Grabschrift bezeichnend, welche er selbst achtzehn Tage vor seinem Tode auf sich machte:

Von Müh' und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht,
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Kästner's schriftstellerischer Fleiß ist bewunderungswürdig. Das Verzeichniß seiner einzelnen Werke füllt in Meusels Lexikon nicht weniger als neun Seiten. Noch im hohen Alter sogar schrieb er eine Geschichte der Mathematik (4 Bde., 1796—1800), die freilich den Erwartungen nicht entsprach und, trotz des reichen und schätzbaren Materials, den historischen Ueberblick vermissen läßt. Die ungemeine Thätigkeit, welche Kästner dem besonderen Gebiet seiner Wissenschaft widmete, hinderte ihn indeß nicht, sich auch durch zahlreiche poetische und prosaische Arbeiten einen Platz in der Nationalliteratur begründen zu wollen. Daß Kästner im Bewußtsein seiner wissenschaftlichen Bedeutung die schönwissenschaftliche überschätzte, war wohl natürlich, und man wird ihn um so eher entschuldigen müssen, wenn selbst ein Lessing bei Beurtheilung seiner vermischten Schriften, 1755,*) in folgendes Lob ausbrach: „Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltner der Philosoph und der Meßkünstler, am seltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kommt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt, und nicht blos für einzelne Theile desselben geschaffen zu sein fühlt. Der Herr Prof. Kästner — doch die formellen Lobsprüche sind ekelhaft, und ohne Zweifel haben die meisten unsrer Leser schon längst von selbst die Bemerkung gemacht, daß sich auch noch Mehrere als ihrer Vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermischte Schriften könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte, und den er, mehr erschlichen als verdient zu haben, sich nicht vorwerfen dürfte. Daß man sie lesen wird, daß man sie, auch ohne Anpreisung, häufig lesen wird, ist gewiß." Ja so viel später (1771) schreibt ihm Voß, indem er Kästner zum Richter seines Gesanges erwählt: „Ihre Verdienste, und besonders Ihre Einsicht bei Werken

*) Lessing's Schr., Lachmann'sche Ausg. Bd. 5. S. 54. Die Rezension stand zuerst in der Berlinischen Zeitung.

des Genies sind zu sehr die Bewunderung Deutschlands, als daß sie hier meines Lobes bedürften: welches Urtheil könnte mehr Gewicht haben?"*) Es ist heut zu Tage nicht schwer, im Rückblick auf die große Vergangenheit, die uns einen ganz andern Maßstab an die Hand giebt, das Ueberschwengliche einer solchen Anerkennung auf das rechte Verhältniß zurückzuführen. Kästner's ästhetisch-literarische Bildung wurzelte viel zu tief in der Gottsched'schen Schule, um jenen geistigen Umschwung, der sich während der letzten dreißig Jahre seines Lebens vorbereitete und vollendete, billigen oder nur fassen zu können. Kästner's mathematischer Verstand, dem selbst die unbestreitbare Liebe zur Poesie keine poetische Empfänglichkeit einflößen konnte, war viel zu nüchtern, um sich innerlich an dem neuerschlossenen Reichthum der Gemüths- und Phantasiewelt betheiligen zu könnnen. Auch war die Kluft zwischen dem Alten und Neuen, wenn man zumal die Frühreife Kästner's in Anschlag bringt, allzu groß, und das Genie nur hätte sie ausfüllen können. Von Interesse ist es, daß sich dennoch Kästner des jugendlichen Göttinger Dichter (Hain)-bundes, trotz aller Abenteuerlichkeiten, die ihm mit Recht und Unrecht nachgesagt wurden,**) mit vieler Wärme annahm, zum Göttinger Musenalmanach Beiträge lieferte und Anfangs selbst für den eigentlichen Redacteur desselben gehalten wurde.

Das Verhältniß zu Dichtern, die ganz entschieden mit der poetischen Vergangenheit gebrochen hatten, konnte freilich nur ein äußerliches sein. — Kästner's eigene literarische Berühmtheit gründet sich vorzugsweise auf seine Epigramme. Scharf und schonungslos, den persönlichen Angriff bis auf die Spitze treibend, oft von glücklichstem Witz, um so seltner von humoristischer Gemüthstiefe, sind sie gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zu seiner eignen Charakteristik. Der allzeit fertige Witz, dem nicht so leicht eine günstige Gelegenheit entschlüpfte, war eine furchtbare Waffe für Alle, die mit Kästner in Berührung kamen, um so furchtbarer durch die außerordentlichr Popularität, die seine Sinngedichte rasch zu erlangen pflegten. Die Lust witzig zu sein war eine Versuchung, der Kästner zu keiner Zeit, auch nicht zur Unzeit, zu widerstehn vermochte, und dieser Schwäche gesellte sich ein Auge, das von der Natur besonders organisirt schien menschliche Verkehrtheiten zu beobachten. Nimmt man hierzu die Maaßlosigkeit, zu welcher Kästner's reizbares Temperament und sein Selbstgefühl ihn oft verleiteten, so ist seine allmählig vereinsamte Stellung in Göttingen, trotz seines achtungswerthen und im Ganzen doch wohlwollenden Charakters, leicht begreiflich. Manches werthe, freundschaftliche Verhältniß fiel als das Opfer eines Einfalls. Seine Collegen, deren Pedanterie oder gelehrte Unwissenheit er gelegentlich verspottete, mieden mit der Person die Gefahr und selbst der treffliche Minister von Münchhausen, dem Kästner seine Berufung nach Göttingen verdankte, entzog ihm endlich sein Vertrauen***).

*) Briefe von J. H. Voß. Halberstadt 1829. Bd. 1 S. 54.

**) Voß a. a. O. S. 93. 144. 180.

***) In Heyne's Biographie von Heeren (Göttingen 1813) ist folgender Brief

Dennoch würde man Unrecht thun, sein Herz für seine Zunge durchaus verantwortlich zu machen, und bei dem sonderbaren Gemisch des Wohlwollens und der Laune auf die letztere ausschließlich Gewicht zu legen. Wird doch andrerseits die Treue gerühmt, mit welcher Kästner den ihm näher stehenden Freunden und Verwandten seine Zuneigung bewahrte, und wie Viele, besonders Studirende, fanden nicht Grund, seiner großen Dienstfertigkeit, seinem liebreichen Entgegenkommen dankbar verpflichtet zu sein! Auch die Neidlosigkeit, mit welcher er fremdes Verdienst anerkannte, wird seinem Herzen ein besseres Zeugniß ausstellen, als dies die Rücksichtlosigkeit einzelner Ein- und Ausfälle erwarten lassen dürfte. Eben so muß man den anstößigen Inhalt mancher Epigramme von seinem sittlichen Lebenswandel durchaus trennen. Sein Privatleben, um noch auf dieses einen kurzen Blick zu werfen, war von der einfachsten Art und wurde großentheils durch wissenschaftliche Beschäftigungen ausgefüllt. Er selbst, obgleich er gern Besuche empfing, und angeregt ein angenehmer und geistreicher Gesellschafter war, besuchte Niemanden. Nur Sonntags sah man ihn regelmäßig in die Kirche wandern, wo er sein griechisches neues Testament zur Hand hatte und nachlas. In seiner scharf hervortretenden Eigenthümlichkeit, die sich körperlich schon in einer kleinen sehr beweglichen Gestalt und in dem ausgezeichneten Bau des Kopfes mit einer großen niederwärts gewölbten Stirn ausdrückte, gehörte auch die steife gläubige Beharrlichkeit für alte Formen in Kleidung, Hausgeräth und Sitte.

Wenn schon der wirklich poetische Gehalt der Kästner'schen Epigramme, weil sie eben nur witzig sind, nicht allzuhoch veranschlagt werden darf, so sind die übrigen kalten und steifen Gedichte, seine Oden, Lieder, Fabeln, Erzählungen,

---

Münchhausens an Heyne abgedruckt: „Hannover 10. April 1768. Der satyrische Geist des H. Kästner kann von allen Denjenigen, die es mit der Universität wohl meinen, nicht anders als beklagt werden. Ich sehe, daß in dem dortigen Wochenblatt schon mit Satyren gedroht wird; folglich wird H. Kästner auch daran arbeiten. Wenn ich wüßte, was derselbe dort vor Leute hat, in welche er Vertrauen setzt, so wollte ich gern versuchen, ob nicht durch solche er auf bessere Wege zu bringen sei." — In einem folgenden Briefe heißt es: „Wäre es doch möglich, daß der so geschickte Herr Kästner könnte auf andere Wege gebracht werden! Die Satyren thun nichts zur Wahrheit, sondern erwecken lauter odia, und hindern das Band der Freundschaft, welche doch vor eine Societas, wie die dortige Universität ist, unentbehrlich ist." (Ueber das Leben der damaligen Göttinger Professoren, auch mit Bezug auf Kästner, vgl. man Pütters Selbstbiographie, so wie dessen Versuch einer akad. Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen).

Ich füge hier noch folgenden charakteristischen Zug aus einem Briefe von Voß vom J. 1772 bei (I. S. 90). „So liebreich Kästner sonst im Umgange ist und so edel seine Denkungsart, so viele Feinde macht er sich durch seine Satyren. Wegen des Epigramms auf B—s Gemahlin und H—s Physik hat ihn H. in Hannover verklagt. Kästner bekommt Befehl, Abbitte zu thun, und thut's auf folgende Art: Er geht ganz frühe zu H., da er weiß, daß er noch im Bette liegt. Er läßt sich durch den Bedienten melden, folgt ihm aber sogleich in's Schlafzimmer nach. „Um Vergebung, um Vergebung," sagt er, als er H. im Bette sieht, und geht schnell wieder zur Thür hinaus."

Elegieen, Lehrgedichte u. s. w. großentheils beinahe werthlos. Auch das bekanntere und seiner Zeit belobte philosophische Gedicht von den Kometen (1744 in den Schwabeschen Belustigungen) macht keine Ausnahme. Ueberschriften wie „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein"; „der Nutzen der schönen Wissenschaften beim Vortrage philosophischer Lehren"; „Ob eine Gesellschaft die Sprache zu verbessern durch öffentliches Ansehn müsse berechtigt werden" u. s. w., bezeichnen hinlänglich die Poesielosigkeit ihres Dichters. Weit erfreulicher als diese poetischen Versuche sind Kästner's zahlreiche prosaische Aufsätze. Man erstaunt über die Fülle des verschiedenartigsten Materials, welches der allseitig regsame und belesene Gelehrte in Bemerkungen, Einfällen, Anekdoten, Abhandlungen, Kritiken, Gedächtnißreden u. s. w. verarbeitet hat. Der epigrammatische Zug der Kästner'schen Natur hat auch die Prosa mit seiner Eigenthümlichkeit bezeichnet. Man wird in Menge treffenden Bemerkungen, glücklichen Einfällen, geistreichen Einzelheiten, selten einem ausgeführten und zusammenhängenden Ganzen begegnen, denn der Witz, auf welchen Kästner allezeit hinzielt, liebt das Sprungartige. Dem ganz entsprechend ist die Schreibart, die, bei theilweiser Vernachlässigung und Incorrectheit, sich eines bündigen und schlagenden Ausdrucks dennoch mächtig zeigt. Am sorgfältigsten ausgearbeitet sind die Abhandlungen und Reden, welche Kästner in den deutschen Gesellschaften zu Leipzig und Göttingen vortrug. Inhalt und Darstellung werden noch immer den größeren Theil seiner prosaischen Schriften mit Interesse lesen lassen, und ohne Ueberschätzung wird man Kästner, wenn nicht den unbedingt guten, doch denbedeutenderen Prosaikern seiner, d. i. der vorgoethischen Zeit, beizählen dürfen.

Kästner's zur schönen Literatur gehörige Werke erschienen in folgenden Sammlungen:

Vermischte Schriften. 2 Thle. 3. Aufl. Altenburg 1783. (Th. 1 zuerst 1755, Th. 2 zuerst 1772.)

Einige Vorlesungen in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten 2 Sammlungen. Altenburg 1768 und 1773.

J. A. Kästner's zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. 1. Samml. (von Höpfner) Frankfurt und Leipzig 1800 (zuerst 1782), 2. Samml. (von Justi) Marburg 1820 (zuerst 1800).

Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte; herausgeg. von Amalie v. Gehren geb. Baldinger. Darmstadt 1810.

Eine gute, ziemlich vollständige Ausgabe, welche die früheren Einzelausgaben überflüssig macht (nur die Lobschrift auf Leibnitz, Altenb. 1769, vermißt man), erschien in neuerer Zeit unter dem Titel:

Abraham Gotthelf Kästner's gesammelte Poetische und Prosaische Schönwissenschaftliche Werke. 4 Thle. Berlin 1841.

Th. 1: Sinngedichte (382), Epigramme und andere Gedichte in fremden Sprachen. Parodien. Kleine prosaische Aufsätze: Erzählungen. Anekdoten, Bemerkungen, Einfälle. Samml. 1 (87).

Th. 2: Oden und Lieder. Fabeln und Erzählungen. Elegieen. Lehrgedichte, Vermischte Gedichte. Kleine prosaische Aufsätze. Samml. 2 (21). Größere prosaische Aufsätze und Abhandlungen.

Th. 3: Größere prosaische Aufsätze und Abhandlungen (Fortsetzung). Größere Aufsätze, welche Kästner nicht in die Vermischten Schriften aufgenommen hat.

Th. 3: Briefe (an Zimmermann, Lessing, Weiße, Voß, Bürger u. s. w.). Kleine prosaische Aufsätze: Gelegentliche Bemerkungen. Einzelne Gedanken. Einfälle. Sammlung 3. Einige von den in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen. Nachlese von Epigrammen. Biographie des Verfassers.

Ueber Kästner's Leben vergleiche man noch Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800 Bd. 2. Derselbe enthält auch die bis 1756 reichende Selbstbiographie, welche K. für Baldingers Biographie jetzt lebender Aerzte und Naturforscher schrieb, die von Campe mitgetheilten Anekdoten aus Kästner's Jugendzeit und eine Uebersetzung des lateinischen Elogiums, welches Heyne in der Göttingischen Societät der Wissenschaften hielt.

Ein Aufsatz über Kästner's literarische Leistungen, von A. Bock, steht im 6. Jahrg. des literarhistorischen Taschenbuchs von Prutz, Hannover 1846.

Proben.

Betrachtungen über Gottsched's Charakter.

(In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 12. September 1767.)

Gottsched's Name ist in der neuen deutschen Literatur einer der bekanntesten; bekannt mag nun berühmt oder berüchtigt heißen. Da ich diesen Gelehrten lange Zeit genau gekannt und selbst seinen Unterricht genossen habe, so wird man villeicht einigen Betrachtungen, die ich über ihn anstellen will, eine kurze Aufmerksamkeit gönnen. Ich verspreche blos einzelne Betrachtungen, keine vollständige Ausführung weder seines Lobes noch seines Tadels.

Er selbst glaubte, und Andere mit ihm, er habe große Verdienste um den guten Geschmack in der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit. Man kann sagen, daß Deutschland eine Zeitlang ihm diesen Ruhm ziemlich einstimmig gegeben hat, daß nach und nach die Meinungen über ihn sind getheilt, und endlich beinahe auch ziemlich einstimmig das Gegentheil von ihm ist gesagt worden.

Diese Widersprüche lassen sich vereinigen. Gottsched machte sich zu einer Zeit bekannt, da Deutschlands Geschmack im höchsten Grade verderbt war. Der schwülstige Lohenstein, der Ziebeth- und Ambrareiche Hofmannswaldau, der politische Weise, waren die Muster der deutschen schönen Geister, und wenn diese Muster bei ihren Fehlern auch noch ein und das andere Gute hatten, so wurden doch nur ihre Fehler nachgeahmt. Galante Leute redeten ein Deutsch, davon die Hälfte französisch war, oder doch sein sollte, und die Gelehrten — ja! die redeten damals noch Latein. Von so viel Wuste die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst zu reinigen, das war ja wohl eine Herkulische Arbeit! Wem dieser Ausdruck zu stolz vorkömmt, dem kann ich versichern, daß mein Held noch zu einer andern Arbeit des Herkules, zu der dreizehnten, stark war.

Durch Satyren, die uns jetzt zum Theil weniger belustigen, weil sie ganz vergessene Gegenstände betreffen, durch Schriften, die für ihre Zeiten keinesweges verwerflich sind, brachte Gottsched es dahin, daß die Deutschen wieder anfingen

deutsch und vernünftig zu schreiben. Ich möchte den unter unsern großen Genies und feinen Geistern sehen, der es in eben den Umständen sogleich viel weiter gebracht hätte. Denn wie Horaz sagt:

„Der Weisheit erster Grad ist frei von Thorheit sein."

Die Thorheit erinnert mich an den Harlekin, oder wie es in unserer deutschen Uebersetzung lautet, den Hans Wurst. Gottsched verbannte ihn von unsern Schauplätzen, und führte die französische Regelmäßigkeit ein. Darinnen allein bestehen Gottsched's eigene Verdienste um das deutsche Theater, wie sehr richtig bemerkt wird. Nun kann man aber wohl erwarten, daß derjenige, der dieses bemerkt hat, das deutsche Theater nach desselben jetzigen Verfassung durch seine dramatischen Arbeiten um eben so viel verbessert, um so viel es Gottsched damals verbessert hat.

Von denen, die Gottsched's kritische Dichtkunst verächtlich nennen, ohne sie je gelesen zu haben, hätte einer wohl was Bessers zu der Zeit geschrieben, da Hübner's poetisches Handbuch und Uhsens wohl informirter Poet klassisch waren? da Neukirch, nachdem er lange als ein Dichter berühmt gewesen war, den man Opitzen vorzog, mit Betrübniß ausrufte:

Ach grausamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns solche Last im Dichten aufgelegt?
Seit dem, daß ich dein Buch mit Nutz und Ernst gelesen,
Ist bei mir alle Lust zum Dichten hin gewesen.

Zu diesen Zeiten war es wirklich ein Beweis von nicht gemeiner Einsicht, und ein Verdienst, den Deutschen zu sagen, daß sie aus den Alten und aus den Franzosen was anders als die Sprache lernen könnten, und ein Buch, das aus diesen Vorgängen gänzlich gesammelt war, und Alles auf den Grundsatz brachte: Poesie sei Nachahmung der Natur, das kann schwerlich den Geschmack verderbt haben, sonst haben ihn auch Horaz und Boileau verderbt. Denn was in beiden zur Kritik der Dichtkunst gehörte, ist in dieses Buch völlig eingerückt.

Aber so vollkommen machte es den Geschmack vielleicht nicht, als er werden konnte. Dieses scheint der Fehler zu sein, der das Meiste zu Gottsched's Falle beigetragen hat. Er blieb bei den Einsichten stehen, die er sich in seinen jüngern Jahren erworben hatte. Um 1730, als die kritische Dichtkunst zuerst herauskam, gaben ihm die Einsichten vielleicht einen Vorzug; allein diesen zu behalten, sollte er sie beständig erweitern, und selbst das nicht aus der Acht lassen, daß es in Künsten, die zum Putze der Gelehrsamkeit gehören, veränderliche Moden geben muß. Diese natürlichen Betrachtungen anzustellen war er so weit entfernt, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie seiner Schüler Arbeiten jetzo besser als die seinigen gefielen, da er doch zwanzig Jahre vor seinen Schülern mit allgemeinem Beifall geschrieben hatte. Er hatte doch im Hagedorn gelesen;

Ein freies Weib von zwanzig Jahren
Spricht zwar von Vielem unerfahren,
Doch was sie sagt, gefällt:
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber,
Das ist der Lauf der Welt.

Diese Nachlässigkeit und Unbiegsamkeit begehre ich nicht zu vertheidigen. Vielleicht ist sie aber auch durch die Art, wie man mit ihm verfahren hat, oft vergrößert worden. Er dachte ohne Zweifel zu vortheilhaft von sich, aber seine Gegner dachten auch viel zu schlecht von ihm; und wenn man es unpartheiisch beurtheilen will, so war er nur heftig, und sie vielmals grob und ungerecht. Zwischen ihm und seinen ersten Bestreitern, den Zürchern, ward offenbar, aus Seckendorf's Lucan zu reden, der Bund um's Reich getrennt. Bodmer wäre gar zu gern Cäsar gewesen, wenn sich die Deutschen so leicht einen Dictator aufdringen ließen, als die Römer. Dieser Krieg, den einige Historici ganz unrichtig als einen helvetischen Krieg beschreiben, da doch der Kanton Bern in der Streitigkeit viel billiger gedacht hat, und die katholischen Eidgenossen gar nicht daran gedacht, haben; dieser Krieg, sage ich, entbrannte am heftigsten zu den Zeiten der Belustigungen. Ich habe in dieser Monatsschrift sehr viele Aufsätze einrücken lassen, die Gottscheden höchst mißfällig waren. Ich billigte nebst vielen Mitarbeitern die Beiträge dazu gar nicht, in denen über die Zürcher gelacht ward, aber bei diesen Gesinnungen konnte ich doch nichts anders sehen, als daß man über sie nur lachte (gerecht oder ungerecht, davon entscheide ich jetzo nichts) und sie dagegen schimpften. In dieser Monatsschrift haben sich Gellert, Rabener, Gärtner, Ebert, Zachariä, die Schlegel, Giesecke, Spalding, Cramer, Schmidt so gewiesen, daß Deutschlands Beifall sie ermunterte, das zu werden, was sie nachgehends geworden sind. Diese Alle nun, und mehr, nicht sogar verächtliche Schriftsteller, die ein frühzeitiger Tod, oder andere Geschäfte dem deutschen Witze entrissen haben, wie z. E. Pitschel, Zernitz, Mylius, Hommel, Straube, waren nichts weniger als Gottschedianer; aber weil sie eine periodische Schrift unterstützten, die den Zürchern verhaßt war, hießen sie so inter ceteros: Belustiger. Wenn in den kritischen Beiträgen von Gottscheden und seinen Gehülfen ein elender Schriftsteller verurtheilt ward, so fand er seine sichere Zuflucht in Zürich. An einem Beispiel hiervon habe ich selbst Theil gehabt. Ein witziger Kopf in Dresden hatte aus Neukirch's Telemach eine Tragödie gemacht, und, dieses auszuführen, Neukirch's Verse mit seinen eigenen untermengt, die noch viel! viel! schlechter waren. Ich züchtigte ihn dafür in den kritischen Beiträgen. Der ehrliche Mann forschte nicht nach der Hand, von der die Schrift kam, er hätte es sonst leicht erfahren. Denn ich habe es allemal für niederträchtig gehalten, etwas zu schreiben, dazu ich mich nicht bekennen wollte. Statt dessen schickte er eine Schmähschrift auf Gottscheden nach Zürich, und sie ward da mit Beifall bekannt gemacht. Die Zürcher richteten sich in allen solchen Fällen nach dem Rechtsgutachten jenes

römischen Juristen, der gefragt ward: an nux pinea pomum sit? Er verstand die Absicht und sagte: si in vatinium ieceris.

So viel wird wohl genug sein, Jemanden vorsichtig zu machen, der Gottsched's Verdienste lediglich aus dem, was die Zürcher von ihm gesagt haben, beurtheilen wollte. Jetzo stehen die beiderseitigen Streitschriften in den Büchersälen ruhig beisammen voll Staub.

Von seinen übrigen Gegnern waren ihm viele, nicht nur für seinen Unterricht, sondern auch für andere Gefälligkeiten verbunden. Seine Empfehlungen, den Gelegenheiten, die er ihnen verschafft hatte, bekannt zu werden, hatten sie oft den Anfang ihres Glückes zu danken. Sie mußten deswegen nicht seine Meinungen annehmen, sie mochten solche selbst widerlegen, aber seine Person mehr zu schonen, wäre möglich und anständig gewesen.

Noch eine Art von Gegnern, die dergleichen Verbindlichkeiten nicht hatten, kannten ihn nur aus seinen letzten Schriften, bei deren Verfassung er lange zu studiren aufgehört hatte, und nach Gemüthsbewegungen schrieb, die Leute, welche so viel klüger sein wollten als er, nicht so viel hätten reizen sollen. Wer eine vollständige Bibliothek von den Schriften wider Gottsched sammeln wollte, würde darin ungemein wenig Lehrreiches für den Liebhaber der schönen Wissenschaften, fast lauter persönliche Satyren haben.

Ihre sinnreichen Verfasser glaubten, ganz Deutschland bewundere ihren Witz, und ganz Deutschland las sie nur, weil es Gottscheden kannte. Schon in den letzten Jahren seines Lebens kam er in Vergessenheit, und mit ihm die Schriften wider ihn. Was für eine Demüthigung für diese Schriftsteller! Sie hatten ihren Ruhm nur dem zu danken, den sie verspottelen.

Man wird mich hoffentlich für keinen Anhänger von Gottscheden halten. Wer sich so irrte, den würde ich durch eine Sammlung von gedruckten und ungedruckten Aufsätzen widerlegen, die wenigstens zwei Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit füllen könnten. Weil ich aber von Anderer Aufsätzen auf die nur erwähnte Art urtheilte, so habe ich aus den meinigen nichts weiter gemacht, als Belustigungen guter Freunde, oder Züchtigungen für Thorheiten, die mit dem Andenken dieser Thorheiten zugleich vergehen sollten. Auch befand ich mich zu unbequem in dem Gedränge der witzigen Jugend, die über Gottscheden herfiel. Es erinnerte mich an eine Gewohnheit bei dem Stiergefechte. Wenn der Stier in letzten Zügen liegt, eilt eine Menge beherzter Spanier hinzu, an ihm die Schärfe ihrer Klinge zu zeigen.

Nach dieser Erklärung wird man mich wohl wenigstens nicht ungehört verdammen, wenn ich behaupte, daß Gottsched der deutschen Literatur viel Nutzen gebracht hat. Er hat die Schriften der Alten und der Ausländer durch Anpreisen und durch Uebersetzungen bekannt gemacht: freilich nicht allemal auf das vollkommenste. Allein, statt einer Haupt- und Staatsaction die vergottschedete Iphigenia auf das Theater zu bringen, war doch schon eine Verbesserung.

Gottsched machte Deutschland von Neuem auf die schönen Wissenschaften und auf die Ehre der deutschen Sprache und des deutschen Witzes aufmerksam.

Er bereitete es vor, die schönen Geister zu verehren, die seinen Ruhm verdunkelt haben. Die Sprache selbst bekamen sie von ihm regelmäßiger, zierlicher, biegsamer. Aus der Menge junger Schriftsteller, die er unmittelbar oder mittelbar aufmunterte, erhoben sich viele, die Deutschland Ehre machen; wer der übrigen wegen Gottscheden gänzlich verurtheilt, der denkt nicht, daß große Künstle rallemal aus einem Haufen mittelmäßiger und schlechter emporsteigen, daß Nürnberg keine Preißler und Tyroffe hätte, wenn es nur Preißler und Tyroffe haben wollte.

Dichtergluth fühlte er nicht, aber gute Gedanken in fließenden Versen vorzutragen, diese Geschicklichkeit hätte er zur Ausbreitung nützlicher Wahrheiten mehr ausbessern können. Er hätte Gedanken und Auszierungen eben so gut zusammenschreiben können, als sein Gegner, und seine Reime hätten sich immer noch besser lesen lassen, als des Andern Hexameter. Hätte er aber vollends so viel Selbsterkenntniß gehabt, daß er sich nur mit Kritik und Literatur beschäftiget hätte, und zufrieden gewesen wäre, daß die Carmina, die er vordem um die Gebühr gemacht hatte, einmal bezahlt, gedruckt und verbraucht waren, o! so wäre er weiser gewesen, als der Schöpfer der Patriarchaden.

Gottsched's Verdienste schränken sich nicht auf deutsche Sprache, Literatur und, wenn man es mir in der erklärten Bedeutung zu sagen verstattet, Beredtsamkeit und Dichtkunst ein; auch ernsthafte Wissenschaften haben ihm, wohl nicht Vermehrung, aber Ausbreitung zu verdanken. Sein philosophisches Handbuch hieß bei vielen Gelehrten eine Frauenzimmerphilosophie: es kann wohl sein, daß ein Frauenzimmer dieses Buch mit mittelmäßiger Aufmerksamkeit und Geduld versteht, und daraus viel Vernünftiges lernt, wenn die Schüler manches tiefsinnig redenden Weltweisen nur seine Töne nachsprechen. Auch hat man, lange, nachdem Gottsched's Philosophie vergessen ist, ein und das andere philosophische Lehrbuch bekommen und bewundert, das in Vergleichung mit dem Gottschedischen gar eine Kleinemädchenphilosophie heißen möchte.

Den deutschen Philosophen zeigte Gottsched, glaube ich, zuerst, daß man Philosophie und schöne Wissenschaften verbinden könne. Denn weil die damaligen Philosophen nur dachten, oder eigentlich: zu denken glaubten, und nicht empfanden, so hatten sie diese Wahrheit in Leibnitzens Schriften nicht gefühlt, und in Wolf's Metaphysik entdeckte erst lange darnach ein scharfsinniger Geist die Anfangsgründe der Aesthetik. Diese Verbindung der strengern und angenehmen Wissenschaften war unsern Vätern so neu, daß Gottsched der deutsche Fontenelle hieß, ob er wohl dem Secretair der Akademie weder an tiefsinniger Kenntniß, noch am Witze glich, und nur einige seiner leichtern Schriften übersetzt hatte. Nachdenkliche Wahrheiten faßlich und selbst angenehm vorzutragen, ist seit ihm gewöhnlicher geworden. Auch in andern Theilen der Gelehrsamkeit änderte sich die Einkleidung, selbst der Canzleistil ward deutscher; und geistliche Reden, die es sind, und die es sein sollen, würden wir schwerlich jetzo so viele haben, wenn nicht Gottsched, unbesorgt, ob die Homileten ihn verketzerten, behauptet hätte, daß der Lehrer der Beredtsamkeit den Prediger bilden müsse.

Endlich hat man ihm nicht nur für seine eigenen Arbeiten zu danken, sondern auch für solche, die er veranstaltete, unterstützt, dazu angetrieben hat. Ich kenne keinen Gelehrten, der Anderer Fleiß zu befördern so eifrig gewesen wäre, und dieser Eifer schien mir, so viel ich ihn habe beurtheilen können, keine unedlen Bewegungsgründe zu haben. Er war Aeltester der Leipziger deutschen Gesellschaft, die seinen Bemühungen gewiß das Ansehen zu danken hatte, in welchem sie damals stand. Man hat mir erzählet (denn ich war damals noch in keiner Verbindung mit ihr), unter den Verdrüßlichkeiten, die ihn veranlaßten, sich von ihr abzusondern, wären die meisten daher gekommen, daß er die Mitglieder zu mehrerem Fleiße anstrengen wollen, als ihnen gefällig gewesen: ein Beispiel, an dem sich jeder Aeltester einer deutschen Gesellschaft spiegeln mag. In den Kritischen Beiträgen und den Sammlungen der Gesellschaft der freien Künste finden Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit allemal viel Unterrichtendes, deswegen sie dem Herausgeber das Schlechte verzeihen, das er vielleicht nicht allemal billigte, aber da er sich vorgesetzt hatte, viel drucken zu lassen, nicht entbehren konnte. Seine Neuen Monatsschriften sind ohne Zweifel auch mit deswegen viel schlechter, als die alten, weil er bei so sehr gefallener Achtung keine gute Gehülfen mehr bekam, — und doch sein Wappen nicht ändern wollte: es war ein redendes Wappen, ein Pegasus, den der Gott der Handlung leitete. Ich kenne einige berühmte schöne Geister, die es jetzo, da es von Niemand mehr geführt wird, wohl für sich nehmen möchten, und die, wenn sie auch sonst nichts von Gottscheden zu lernen haben, doch gewiß aus seinen Fehlern viel nützliche Warnungen ziehen könnten.

Ueber den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 26. März 1768.

Zu unserer Väter Zeiten hat man sehr darüber gestritten, ob sich die mathematische Methode außer der Mathematik anbringen ließe. Von diesem so berühmten Zwiste erfährt jetzt nur die geringe Zahl der Studirenden etwas, die vor ihrem unablässigen Fleiße in höhern Wissenschaften auch noch Zeit übrig behält, die Vernunftlehre zu hören. Wenn man die Wahrheit gestehen soll, so schienen der Bejahung der Frage nicht alle davon gegebene Proben vortheilhaft, am allerwenigsten der Umstand, daß man Lehrbücher von unterschiedenen Glaubensbekenntnissen und rechtliche Deductionen für entgegengesetzte Partheien von beiden Seiten in der strengen mathematischen Methode verfaßt hat.

Soll aber auch die Wahrheit nicht nur halb gesagt werden, so muß man hinzusetzen, daß es zottige Hündchen giebt, die um die Hälfte des Hinterleibes

geschoren werden und alsdann Löwen vorstellen; daß ein sechsjähriger Knabe mit gelben Stiefeln, einem Mantel, einer steifen Mütze und einem hölzernen Säbel, den Husaren bis auf den Knebelbart macht; daß es indessen sehr ungerecht sein würde, mit diesen beiden Nachahmungen viele von den Schriftstellern zu vergleichen, welche die mathematische Methode außer der Mathematik angebracht haben: denn das Hündchen und der Knabe sind kurzweilig, die Schriftsteller aber meistens langweilig.

An dem Freiherrn von Wolf, der die mathematische Methode so fleißig empfohlen hat, liegt es nicht, wenn sie schlecht ist gebraucht worden. Er hat es genugmal erinnert, daß Stiefel, Mütze und Figur des Säbels den Husaren nicht ausmachen, daß man selbst die mathematische Methode strenge beobachten könne, ohne Grundsätze, Lehrsätze und Beweise zu nennen. Auch wie man das Verfahren der Mathematikverständigen nachahmen solle, hat er deutlich genug gewiesen, so deutlich, als irgend in unsern ästhetischen Zeiten die Vorzüge großer Dichter von Kunstrichtern entwickelt werden, und doch entstehen haufenweise Dichter, gegen die Wolfens scientifische Schüler noch lesbar sind.

Strenge Beobachtung der Regeln, mühsame Nachahmung großer Muster, ersetzen den Mangel des Geistes nicht, und machen ihn oft nur kenntlicher.

Ein Uebersetzer von des Aristoteles Dichtkunst*) machte eine Tragödie, die vollkommen regelmäßig und vollkommen elend war. Er hatte unter allen Regeln eine einzige vergessen: daß zum Dichten Geist gehört, und den so mühsamen Beobachtern der mathematischen Methode fehlte größtentheils auch der mathematische Geist.

Zu Beschäftigungen, wo man nicht schlechterdings bekannten und vollkommen deutlichen Vorschriften nur gehorchen darf, wo man, zu seinem Ziele zu gelangen, neue Wege sich machen, oder wenigstens bahnen muß, wird Geist erfordert, oder Genie, wenn Jemanden das französische Wort energiquer ist.

Daß in dieser Bedeutung zur Mathematik ein eigener Geist erfordert werde, brauche ich den Gelehrten, welche die Mathematik kennen, oder kennen lernen wollen, nicht zu beweisen, und denen, welche sie nicht kennen lernen wollen, auch nicht, weil von ihnen, gewöhnlichermaßen, Mangel des zur Mathematik gehörigen Geistes statt Trägheit, sich wichtige Erkenntnisse zu erwerben, genannt wird.

Die Geschicklichkeit, Größen mit einander zu vergleichen, wahrzunehmen, wie sich durch die Menge der Theile ein Ganzes von dem andern, durch ihre Lage, Ordnung und Gestalt ein Zusammengesetztes von dem andern unterscheidet, das macht ohne Zweifel das Wesentliche desjenigen Geistes aus, der von der Wissenschaft der Größen seinen Namen erhalten soll; man ist aber bei dem Worte Mathematik schon so gewohnt, an deutliche und unwidersprechliche Einsichten zu denken, daß ich das Bestreben nach einer solchen Art der Erkenntniß auch sicher mit zu den Merkmalen des mathematischen Geistes setzen darf.

---

*) Der Abt Aubignac.

Wollte man ihm dieses letztere Merkmal nur deswegen zugestehen, weil er auch ein philosophischer Geist ist, so würde ich damit ganz wohl zufrieden sein, die Mathematik für die Philosophie der Größen zu erkennen; ich würde aber doch fragen, warum, nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die die Mathematik achten, und die sie nicht achten, deutliche und gewisse Erkenntnisse in ihr, und bei weitem nicht so häufig in der übrigen Philosophie zu finden sind? Man mag nun die Philosophie verstehen, der man noch diesen Namen giebt, oder diejenige, die nach ihrer mannigfaltigen Anwendung so vielerlei Namen erhalten hat, so viel es Theile der Gelehrsamkeit giebt. Wenn man von einem dieser Theile ein Beiwort nehmen soll, die deutlichste Erkenntniß, die gewisseste Ueberzeugung anzudeuten, wird man wohl: metaphysische? moralische? historische? medicinische? juristische? wählen?

Daß zu diesem Beiworte mathematische ist gewählet worden, davon kommt die Ursache ohne Zweifel zum Theil mit auf die Beschaffenheit des Gegenstandes der mathematischen Erkenntniß an. Nicht eben, als wäre dieser Gegenstand vorzüglich deutlicher, und sicherer Einsichten fähig, wie man öfters vorgiebt, sondern weil man bei Untersuchungen der Größen leichter, als bei andern Untersuchungen wahrnimmt, ob man gefehlt hat, und dadurch zu einer Vorsichtigkeit gewöhnt wird, die überhaupt unsere Einsichten zuverlässiger macht.

Vielleicht möchte aber selbst diese Zuverlässigkeit unserer Einsichten immer auf Etwas beruhen, das sich ohne Zwang als eine Größe ansehen ließe. Ist nicht ein Begriff deutlich, wenn wir Alles, was zu ihm gehört, alle Merkmale, die seinen Gegenstand von jedem andern unterscheiden, vollständig zu erzählen wissen? Ist er also nicht eine Summe, die wir nur alsdann recht wissen, wenn wir alle Zahlen, aus denen sie entsteht, anzugeben im Stande sind, und die wir uns desto vollkommener vorstellen, je weiter wir selbst diese Zahlen in kleinere, aus denen sie wieder entstehen, bis auf ihre ersten Einheiten zerlegen können? Ist nicht ein Satz bestimmt, wenn wir die Grenzen, wie weit er sich erstreckt, genau anzugeben wissen? Dieses aber die Größe des Satzes zu nennen, berechtiget mich wohl die Sprache aller Vernunftlehrer, bei denen allgemeine und besondere Sätze der Größe nach (quantitate) unterschieden werden.

Eine Sache mit einer andern verwechseln, weil man beider Kennzeichen nicht gehörig durchgezählet hat, einen Satz über seine Gränzen ausdehnen, sind mathematische Fehler. Wer sich mit der Wissenschaft, wo sie nie begangen werden, bekannt gemacht hat, den beleidigen sie, wie das Ohr des Musikverständigen durch einen Uebelklang in der gemeinen Rede, das Auge des Zeichners durch einen ungestalten Körper beleidigt wird.

Gelehrte, welche der Mathematik gerne zugestehen, daß sie uns gewöhne, auch in andern Wissenschaften, von der Gewißheit richtig zu denken, zweifeln doch oft, ob sie, die sich nur mit der gewissen Erkenntniß beschäftige, uns gleiche Dienste bei der Wahrscheinlichkeit, oder auch bei der historischen Gewißheit, leiste, nach der wir den größten Theil unserer Handlungen einrichten. Dieser Zweifel schließt wahrscheinliche und historische Kenntniß ohne Grund von der Mathematik

aus. In der That hat man in ihr Manches, das Anfangs unglaublich war, zur Gewißheit erhoben; die kopernikanische Weltordnung ist ein Beispiel davon. In andern Wissenschaften geschieht das Gegentheil, man schämt sich Sätze zu sagen, die vor Kurzem allgemein angenommen wurden. Allein auf eben die Art, wie die Wahrscheinlichkeit und historische Gewißheit in allen menschlichen Handlungen und Kenntnissen beurtheilt werden soll, muß sie auch bei den mathematischen Untersuchungen beurtheilt werden, die auf eignen Erfahrungen, oder auf Zeugnissen Anderer beruhen. Wer eine astronomische Beobachtung gemacht zu haben vorgiebt, wird geprüft, wie man einen Erzähler prüfen soll? Ich sage, prüfen soll, nicht wie man außer der Mathematik manchmal geprüfet hat. Hätte man in der Geschichte der Menschen Zeugnisse nur sehr oft so geprüft, wie man stets in der Geschichte des Himmels gethan hat, so wäre die Historie nicht, nach dem Geständnisse ihrer größten Kenner, eine Gelehrsamkeit, wo ein erhabenes Verdienst darinnen besteht, alte Märchen zu widerlegen, die kein Geist, den die Mathematik aufgekläret hatte, jemals für etwas Anders, als für Märchen würde nacherzählt haben. Sie hätten bei mathematisch denkenden Geschichtschreibern ein Glück gemacht, wie der Komet, den der K. Poln. Ch. S. Hofastronomus Kindermann in einer Nacht ganz allein gesehen hatte.

Nicht nur die Astronomie, die ganze angewandte Mathematik beruhet auf Erfahrungen, von denen ein großer Theil angenommen wird, ohne daß man sich allemal die Mühe nimmt, sie zu wiederholen, viele nicht von Jedem können wiederholet werden, und doch alle sichere Gründe der Erkenntniß werden.

Die Fehler der Vorgänger dienen nicht, wie in andern Wissenschaften, durch ihre Widerlegung berühmt zu werden, sondern durch gehörigen Gebrauch dessen, was in ihnen wahr ist, den Weg zu einer vollkommenen Erkenntniß zu bahnen. Daher gleicht die Mathematik einem Pallaste, der immer nach einem festgesetzten Plan zusammenstimmend erweitert, erhöhet, verschönert wird, wenn in andern Häusern bei jedem starken Winde eine Wand einfällt, oder von jedem neuen Bewohner ein Stück eingerissen wird, etwas Anders eben so Schlechtes dahin zu setzen. Ohne Zweifel hätten die Baumeister dieser Häuser, in Absicht auf dir Anordnung, Wahl des Bauzeuges, und Alles, was zur Festigkeit und Schönheit gehört, sehr viel von der Mathematik zu lernen.

Die Gewohnheit, nicht anders als deutlich, ordentlich und zusammenhängend zu denken, verstattet nicht, übereilte Urtheile von Sachen zu fällen, die wir nicht zulänglich untersucht haben. Behutsamkeit und Bescheidenheit sind also natürliche Folgen von ihr. Sie verhindert uns, einem Vortrage Beifall zu geben, der uns nicht überführt, aber sie erlaubt uns nicht, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir nicht einsehen. So verwahrt sie uns vor Leichtgläubigkeit und ungerechtem Tadel, und befiehlt uns, dem Verstande und Fleiße Anderer auch alsdann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn er auf Gegenstände angewandt ist, mit denen wir uns selbst nicht beschäftiget haben. Wer sich in der Mathematik die Gewohnheit erworben hat, von der ich diese

Folgen erzähle, dem werden ohne mein Erinnern Erläuterungen hiezu beifallen, die ich übergehe, weil ich nicht sowohl von den mathematischen Lehren an sich selbst rede, als von der Denkungsart, zu der sie uns gewöhnen.

Das muß ich doch wegen der Gegenstände erinnern, bei denen wir diese Denkungsart erlangen, daß ihrer so viele sind, als die Welt unsern Sinnen und unserm Verstande darstellet, und daß diese Mannigfaltigkeit den Mathematikverständigen gewöhnen muß, von mehr Sachen richtig zu denken, als der Gelehrte gewöhnt wird, der sich nur mit einer geringen Anzahl gewisser Arten von Gegenständen beschäftiget. Daraus wird begreiflich, warum Mathematici insgemein von andern Wissenschaften Etwas verstehen, und andere Gelehrte von der Mathematik meistens gar nichts verstehen.

Damit man mir nicht ein allzugroßes Vorurtheil für meine Wissenschaft zuschreibe, so gestehe ich, daß es große Mathematikverständige giebt, die außer der Mathematik ziemlich schlechte Proben des mathematischen Geistes gewiesen haben; sie haben doch aber vortreffliche Proben davon in der Mathematik gegeben, und sind also noch nicht so unerwartet, als große Rechtsgelehrten, denen der Geist der Gerechtigkeit mangelt; berühmte Schriftausleger, ohne den Geist der Religion; Geschichtschreiber, ohne die Gabe zu erzählen.

Diejenigen aber, welche auf diese Art gefehlet haben, verletzten insgemein die erste Vorschrift, nach welcher der mathematische Geist handelt, sie urtheilten von Sachen, von denen sie nicht die gehörigen Begriffe hatten, so wie Jemand, der gut Geometrie verstünde, von der Astronomie urtheilen würde, ohne jemals den Himmel betrachtet zu haben. Etwas, das zum Wachsthume der Mathematik sehr Vieles beiträgt, kann dergleichen veranlaßt haben. Man hat mit großem Vortheile für die Entdeckung neuer Wahrheiten beinahe die ganze Mathematik in Rechenkunst verwandelt, in die Fertigkeit, durch Verbindung der Zeichen Folgerungen leicht zu erhalten, und zu übersehen, die oft unüberwindliche Mühe machen würden, wenn man stets die Begriffe der Sachen selbst gegenwärtig haben müßte. Man darf sich nur der geringsten Rechnungen, ihrer Anwendungen auf die gewöhnlichsten Fälle erinnern, und sich vorstellen, wie man nur eine schlechte Regel Detri machen würde, wenn man nicht Ziffern gebrauchen, sondern die Menge der Thaler, Groschen, Pfennige, Pfunde, Loth, Quentchen, unabläßig selbst denken sollte. Rechnen ist eigentlich eine Sprache, wo sich die Verbindung der Sachen aus der Verbindung der Wörter herleiten läßt, die Syntax eine Syllogistik ist. Es ist von der Sprache, die in dem Reiche der Philosophie gewöhnlich sein sollte, die Mundart für das Land der Meßkunst. Leibnitz hatte an eine solche philosophische Sprache schon als Jüngling gedacht, aber alte Philosophen können sich noch jetzo keinen Begriff davon machen. Nun werden aber viele Sprachen, die an sich vollkommen verständlich und bedeutend sind, von manchen Leuten geredet, ohne allemal dabei zu denken. Beispiele sind: die Sprache der Orthodoxie, und die Sprache der Höflichkeit. Wäre also Jemand in der Mathematik an die Sprache des Rechnens gewöhnt, aber dächte er nicht zuerst, was für Begriffe eigentlich seinen Zeichen zugehören,

so könnte er selbst in mathematischen Untersuchungen leere Töne für Entdeckungen annehmen, und in andern Kenntnissen würde er, aus Unachtsamkeit auf die Sprache, so leicht irren, als Cicero, wenn der ein Diplom aus dem medio aevo auslegen wollte. Man hätte also den mathematischen Geist nicht nach dem Gebrauch zu beurtheilen, den von ihm manchmal große Rechner machen, die aber nichts weiter als Rechner sind. Mit gleichem Rechte beurtheilte man die Anmuth der Historie aus den Arbeiten der meisten Geschichtschreiber von den Folianten der Scriptorum rerum Germanicarum bis zu den Compendien in Frage und Antwort.

Wenn die Mathematik auch nur unsern Verstand bildet, Wahrheiten zu lieben, zu beurtheilen, zu erforschen, so möchte sie doch wohl zu Aufklärung einer Nation nicht ganz unnütz sein, und die Nation, der ganz Europa seine Aufklärung zu danken hat, möchte wohl nicht mit Unrecht die Geometrie vor ein paar tausend Jahren zu einem Theile einer guten Erziehung gemacht haben. Weil aber ohne Mathematik fast keine Künste und Wissenschaften, keine Ordnung in den gewöhnlichsten Verrichtungen, keine Bequemlichkeit bei den allgemeinen Bedürfnissen gesitteter Völker möglich sind, so wird derjenige, der Nationen angeben will, zu deren Aufklärung die Mathematik ganz unnütz ist, keine sanftern Namen sagen können, als Topinambous und Hottentotten.

Einiges von Rabener.

Rabener war anfangs in Leipzig Steuerrevisor, und verrichtete sein Amt mit größter Sorgfalt . . . denn, sagte er, wenn ich was versähe, würde es heißen: das macht, daß er Witz hat; bei der Steuer ist der Casus noch nicht vorgekommen.

Der Zusatz war wohl, nach Rabener's Art, etwas übertrieben. Selbst Rabener's Vorgesetzter, wenn ich mich nicht irre, Henrici, in seiner Gegend des Parnasses Picander genannt, hatte doch Witz, wenn auch nicht solchen, der Vernünftigen gefiel.

Ich habe mehrmals dieses Beispiel Rabener's witzigen Köpfen vorgestellt, die Bedienungen erhielten; nicht immer hat es was geholfen.

Von Dresden kam Rabener zuweilen nach Leipzig; da erzählte er mir Folgendes: An dem Orte, wo er mit seinem Collegen die Geschäfte verrichtete, fand sich dann und wann ein Trödler mit Büchern ein. Ein Buch behielt er einmal unter dem Arm, ohne es vorzuweisen. Rabener fragte: Was ist denn das für ein Buch? Mit dem Ausdruck der völligen Versicherung, das Buch da nicht los zu werden, antwortete der Kaufmann: Ach es ist ein lateinisches.

Wenn mich Rabener bei trigonometrischen und astronomischen Tafeln antraf, blätterte er darin, und sagte: Da steht ja im ganzen Buche kein vernünftiges Wort! — Aber viel vernünftige Zahlen, antwortete ich ihm.

Gellert sagte bei einer solchen Gelegenheit in seinem traurigfreundschaftlichen Tone: Und das verstehen Sie nun so alles?

So kann man ähnliche Gegenstände von unterschiedenen Seiten ansehen. Viele Dichter haben in Ruinen von Bergschlössern herzbrechende Elegieen gesungen. — Ich ging in der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Göttingen oft allein auf die benachbaree Plesse; und da dachte ich manchmal: „Hier mag wohl was Rechts sein geschmaust und getrunken worden.“

Ein Paar Beispiele von Zerstreuungen berühmter Gelehrten.

Man belustiget sich sehr oft mit Erzählungen von Zerstreuungen der Mathematiker: wer belacht nicht, daß Newton eines neben ihm sitzenden Frauenzimmers Finger statt des Tobacksstopfers gebraucht hat? Es sollte indessen nicht schwer fallen, aus jeder Art der Gelehrten Zerstreute anzuführen. Des großen Gottesgelehrten Buddeus Frau bat ihn, gleich als sie sich zur Mahlzeit setzen wollten, er sollte verhüten, daß die Katze nicht auf den Tisch spränge, bis sie aus der Küche wieder käme: sie kam wieder, fand ihren Mann starr auf den Tisch sehend, und die Katze beim Braten beschäftigt. Der sel. Gesner hat mir dieses in Göttingen erzählt.

Ich brauche nicht zu sagen, in welchem Theile der Gelehrsamkeit Johann Jacob Mascov berühmt war. Es war von ihm bekannt, daß er denen, die mit ihm sprachen, die Knöpfe vom Kleide abzudrehen pflegte. Mich hat er nie knopflos gemacht; aber wie ich mich sehr eigentlich erinnere, trat er, wenn ich noch als ein junger Magister mich stehend mit ihm unterredete, dergestalt auf mich zu, daß ich, um von ihm nicht über den Haufen gegangen zu werden (denn er war, verblümt und unverblümt, viel größer als ich), eher an die Thüre kam, als sonst geschehen wäre. Ich nahm dieses damals als ein Zeichen an, daß ich ihm nicht mehr Zeit rauben sollte; vielleicht aber war es nur Appetit nach meinen Knöpfen.

Sonntags Nachmittag versammelten sich bei ihm vornehme Studirende, Fremde, Gelehrte, ich weiß nicht ob es eine Assemblee war, denn es ward nur geredet und nicht gespielt; auch waren keine Damen dabei: da zogen einmal ein Paar Strümpfe von gutem Geschmack Mascov's Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Besitzer hob einen Fuß in die Höhe, den Gegenstand bequemer betrachten zu lassen; zur Erkenntlichkeit wollte ihn Mascov einem Andern präsentiren, ergriff ihn, statt bei der Hand, bei dem aufgehobenen Fuße, und ließ ihn so quer über das Zimmer hüpfen.

Ein Mann, der bei tiefer und ausgebreiteter Kenntniß der alten und neuen Gelehrsamkeit, gefälligen Witz, angenehme Lebensart besaß — an keines Gelehrten Umgang denke ich mit mehr Vergnügen; er erzählte gern, und unter-

haltend; der hat mir manches von Andern erzählt, und Folgendes von sich selbst: Er fragte in einer Gesellschaft:

„Wer ist das Frauenzimmer dort?"

Kennen Sie denn Ihre Enkelin nicht? Zum Ueberflusse ward sie in seinem Hause erzogen, und hatte von ihm Latein gelernt; eine Bekanntschaft, die wenig Enkelinnen mit ihren Großvätern haben.

Moralische Insektenbetrachtungen.

1.

Man taucht den Finger in Wasser, darin Blumen eine Zeit lang gestanden haben: man streicht das Tröpfchen, das den Finger benetzt, auf ein Glas ab, und betrachtet solches durch das Vergrößerungsglas. Wenn das Tröpfchen dem Kopfe der kleinsten Stecknadel gleicht, so übersieht man etwa so viel davon, als die Spitze betragen möchte, das ist, man übersieht eine See, in der unzählbare Würmchen schwimmen; wie unruhig sind diese Geschöpfe nicht! wie listig und eifrig auf ihren Raub, wie sicher, obgleich ihr Meer in wenigen Minuten vertrocknen, ob man sie gleich bald tausendweise mit dem Finger wegstreichen wird.

Der Wassetropfen ist unsre Erdkugel; das Räumchen von ihm, das wir übersehen, Europa. Was versichert uns, daß uns jetzo nicht vielleicht ebenfalls ein größeres Geschöpf durch's Mikroskopium betrachtet, dessen Augenblicke unser Menschenalter sind? Und wie, wenn es diesem Geschöpfe einfiele, uns wegzustreichen?

Diese Furcht ist vergebens. Unser Dasein ist keinem Geschöpfe unterworfen. Wir stehen unmittelbar unter dem Schöpfer. Warum? Wir besitzen Vernunft. Was heißt das? Würde wohl das große Geschöpf durch sein Mikroskopium in Europa was anders sehen, als wir im Wassertropfen? Sorgfalt für den Unterhalt seines Leibes, List und Macht, Andere zu bevortheilen und zu überwältigen, Vorstellungen und Absichten, die sich nicht weiter, als auf eine sehr kleine Zeit, und einen sehr engen Raum erstrecken; das macht der meisten Menschen Vernunft aus. Gewürme zeigen alles dieses; warum wollen die Menschen was Wichtigers sein?

2.

Ein Anfänger in der Insektenkenntniß fütterte die ungestalte Bärraupe, nur zu sehen, was für eine Mißgeburt von einem Schmetterlinge daraus werden würde. Die bunte Krautraupe schien ihm viel was Schöneres zu versprechen. Wie bewunderte er nicht die Pracht des Nachtvogels aus der Bärraupe, und wie dauerte es ihn nicht, daß er bis auf das folgende Jahr der Krautraupe weißen Schmetterling erwartet hatte!

Wir sind jetzt in unserm Raupenstande. Die Anmerkung ist alt. Vielleicht ist der Zusatz auch nicht neu: Man darf von der äußerlichen Gestalt der Raupe nicht auf den Schmetterling schließen.

3.

Nein! die Insekten haben keine Vernunft, wenigstens keine menschliche. Sie legen ihre Eier in welkende und mit wenigem Safte versehene Theile der Pflanzen. Sie befürchten, ein zu starker Einfluß des Saftes möchte den Jungen schädlich sein. Die dummen Thiere! Eltern unter den Menschen haben ja die ganze Elternpflicht erfüllt, wenn sie ihre Kinder in allem Ueberflusse erziehen, und ihnen fein viel Vermögen hinterlassen können.

4.

Geschöpfe, die durch ihr seltsames Ansehen Kindern ein Grauen erwecken, das auch Erwachsene in sich nicht völlig dämpfen können, von denen manche giftig sind, und dadurch alle übrige unschuldige als giftig in Verdacht bringen; die ihres Gleichen, wenn sie auch von einer Familie wären, auf's feindseligste bekämpfen; die mit der größten Kunst aus sich selbst Gewebe machen, blos das nichtswürdigste Ungeziefer darin zu fangen, was sind das? Unter den Insekten Spinnen, unter den Menschen Philosophen.

5.

Ich finde einen Theil der Gelehrsamkeit, der mit der Insektenkenntniß ungemein viel Aehnliches hat, die philosophische Historie. Wie sorgfältig ist nicht der Insektenforscher, die kleinsten Gewürme zu untersuchen? mit wie vieler Arbeit reißt er sie nicht aus der Dunkelheit heraus, in der sie ohne seine Mühe bis an's Ende der Welt würden gesteckt habeu; wie genau beobachtet er nicht ihre seltsame Lebensart, ihre Kriege unter einander, die Menge ihrer Brut, von der in wenig Tagen nicht eins mehr zu finden ist, und die großentheils nicht in der Welt zu sein scheint, den Menschen viel zu nutzen, wenn sie nur da ist, ihm zu schaden. Man setze für Gewürme: Philosophen, so hat man mutatis mutandis die Bemühungen des Philosophenkenners.

Ein kleiner Unterschied ist noch zwischen beiden. Réaumur bewundert allemal die Weisheit des Schöpfers in verachteten Thieren, Brucker öfters die Thorheit der Geschöpfe in angebeteten Menschen.

6.

Ein englischer Dichter hat sie sehr scharfsinnig mit einer Fliege verglichen. Den Unterschied bemerkt er, daß die Fliege nur Einen Sommer, und er etwa sechzig lebt. Aber, sagt er, sechzig vergangene Sommer sind gleich so kurz als einer:

Three score summers, when they are gone,
Are just as short as one.

Die Vergleichung ist ziemlich richtig. Die Fliege bringt ihren Sommer mit Herumflattern, sich nähren, und Maden, aus denen ihres Gleichen werden sollen, zeugen zu. Und thun die meisten Menschen ihre sechzig Sommer über etwas Anders? Es ist also wahr, sechzig vergangene Fliegensommer sind gerade so lang wie einer; und oft sind sechzig vergangene Menschensommer noch weniger als einer. Denn wie mancher sechzigjährige Mann ist zur Ewigkeit weniger geschickt, als er neun und funfzig Jahre zuvor war! Nur alsdenn sind sechzig Menschensommer länger, als ein Fliegensommer, wenn der Mensch diese Zeit zur Vorbereitung auf einen Zustand angewandt hat, zu dem die Fliege nicht bestimmt ist.

Etwas aus der höhern Exegetik.

„Die Säue der Gegesener sind bei Leibe nicht! von der Legion Geister angetrieben worden, sich in's Meer zu stürzen, sondern die Rasendgewesenen haben so grimmig auf die Thiere gestürmt, daß dieselben aus Furcht in's Wasser gesprungen sind."

Diese Erklärung las ich vor mehreren Jahren als von Bahrdten angegeben. Vorausgesetzt, daß er der Erfinder ist, dachte ich: Man sieht wohl, daß Bahrdt in Leipzig studirt hat, wo in der Stadt eben keine Schweine gehalten werden. Hier in Göttingen kann ich zum Fenster heraus wahrnehmen, daß zwei bis drei Leute mit einem einzigen Schweine zu thun haben, es an einen Ort zu treiben, wo es nicht hin will. Die Menschen, die geheilt sein sollten, wären also noch rasender gewesen, als zuvor, wenn sie unternommen hätten, eine Heerde Schweine in's Meer zu treiben. Schwerlich hätten sie ein besseres Schicksal gehabt, als Sauwart, Grützwursters Hund, erfuhr, davon man den Froschmäusler, Th. II. Kap. XII., lesen kann.

Freilich hat man jetzt keine Erfahrung, daß Schweine von Teufeln in's Meer getrieben werden; aber wer sagt, das sei vordem einmal geschehen, der sagt etwas weniger Unglaubliches, als wer sagt: Eine Heerde Schweine sei vordem von ein paar Menschen in's Wasser gejagt worden.

Meiner Einsicht nach, verhält es sich mit mehreren neuen Schrifterklärungen so; sie sind viel unwahrscheinlicher als die alten. Zumal wenn sie davon ausgehen: Es sei sonst nichts geschehen, das jetzt nicht mehr geschieht. Denn daraus ließe sich wohl beweisen: Es sei kein Luther, Melanchthon und Erasmus gewesen.

Brief an einen guten Freund, dem ich zuvor eine Erinnerung wegen vorgestreckten Geldes geschickt hatte.

Einem studiren Sollenden, der auf der Universität nicht zum ordentlichsten lebte, schrieb seine Mutter deswegen sehr bewegliche Vorstellungen. Nun, wenn du dich dadurch nicht rühren läßt, sagte sein Stubenbursche zu ihm, so wird dich dieser Brief am jüngsten Tage verklagen. O! war seine Antwort: da spreche ich, ich habe ihn nicht bekommen.

Wenn Ew. Wohlgeboren von dem Briefe, den ich Ihnen etwa vor drei Wochen zu schreiben mir die Freiheit genommen habe, auch so sagen wollen: so werde ich bitten, solches eher zu thun als am jüngsten Gerichte.

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster

A. G. K.

Wo sich manche Leute zerstreuen?

Ich hatte einmal in der Societät der Wissenschaften eine Vorlesung gehalten, wo ein Herr von — damals unser gelehrter Mitbürger, gegenwärtig gewesen war, wenigstens dem Leibe nach.

Denselben Nachmittag ward im Concerte Ramler's Tod Jesu aufgeführt.

Der Herr von — glaubte, er sei mir ein Compliment für die tiefsinnige Gelehrsamkeit schuldig, damit ich ihn unterhalten hatte, ging da auf mich zu, und sagte: Sie kommen gewiß hierher, sich nun etwas von Ihrem Nachdenken zu zerstreuen?

Ich komme nicht in den Tod Jesu, mich zu zerstreuen, war meine Antwort.

Gleich darauf schien mir meine Antwort für jeden, der Gedanken hat, so überflüssig, daß ich mich fast schämte, sie gegeben zu haben.

Indessen wird hieraus begreiflich sein, wie man oft in Collegiis Dinge sagen muß, die Leuten, welche dächten, nicht brauchten gesagt zu werden.

Johann George Sulzer

wurde den 16. Oktober 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich geboren. Sein Vater war Mitglied des Raths und Schatzmeister daselbst. Der Knabe war das letzte von 25 Kindern. Den ersten Unterricht empfing er in der Stadtschule zu Winterthur. Der Wunsch seiner Eltern bestimmte ihn zum Predigerstande; allein pedantischer Unterricht verleidete ihm das Sprachstudium und statt dessen trieb er lieber geographische und kosmographische Studien. Reisebeschreibungen und Scheuchzer's Naturgeschichte waren seine Lieblingslektüre. Mit ziemlich dürftigen Kenntnissen kam er im Jahre 1735 auf das akademische Gymnasium zu Zürich, um sich dort für seinen theologischen Beruf vorzubereiten. Der Mangel an gründlicher Vorbildung erschwerte ihm zuerst das Verständniß der Vorlesungen; aber Wolfs deutsche Metaphysik, die er mit Aufmerksamkeit las, entzündete einen Eifer in ihm, der jede Schwierigkeit überwand. Mathematik, Physik und Philosophie gehörten zu seinen Hauptbeschäftigungen. Der berühmte Naturforscher Johannes Geßner, die Aesthetiker Bodmer und Breitinger waren seine Lehrer. Aus Neigung zu mechanischen Arbeiten lernte er außerdem das Buchbinderhandwerk und brachte es darin zur praktischen Fertigkeit. — Nachdem Sulzer seinen theologischen Kursus in Zürich vollendet hatte, wurde er, ohne je eine eigentliche Universität besucht zu haben, 1739 zum Prediger ordinirt und versah bald darauf als Vikar die Geschäfte des Pfarrers zu Maschwanden. Hier, in so reizender Umgebung, schrieb er „moralische Betrachtungen über die Werke der Natur" (Berlin 1745) und suchte gleichfalls in seinen Religionsvorträgen durch den beständigen Hinweis auf die Natur eine religiöse Basis für die Anschauung derselben zu gewinnen. Von Zeit zu Zeit unternahm er naturhistorische Alpenreisen und eine Frucht solcher Studien war eine neu von ihm besorgte und mit Anmerkungen reich vermehrte Ausgabe der Scheuchzer'schen Naturgeschichte. Eine Krankheit nöthigte ihn sein Vicariat niederzulegen. Nach seiner Wiederherstellung übernahm er den Unterricht der Kinder eines Freundes im Schlosse Wyden an der Thur, ging aber, da er im Vaterlande keine Aussicht auf eine passende Versorgung zu haben glaubte, 1743 nach Magdeburg, wo er im Hause eines reichen Kaufmanns die Stelle eines Hauslehrers übernahm. Hier widmete er sich in seinen

Nebenstunden mit großem Eifer den schönen Wissenschaften und wurde, bereits als Schriftsteller vortheilhaft bekannt, im Jahre 1747 als Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin angestellt. 1750 ernannte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede, und diese Auszeichnung regte ihn zu einer Reihe philosophischer Untersuchungen an, welche sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Psychologie bewegen. Im Jahre 1760 bewog ihn der Tod einer geliebten Gattin, mit welcher er zehn Jahre lang in einer glücklichen Ehe gelebt hatte, Berlin auf einige Zeit zu verlassen. Der Aufenthalt in der Schweiz gab ihm neue Kraft und Frische und die Ausarbeitung seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste, zu der er früher schon den Plan entworfen und den Stoff gesammelt hatte, wurde hier begonnen. Als er 1763 wieder nach Berlin zurückkehrte, bat er den König um Entlassung von seinem Lehramt am Gymnasium, weil er die Absicht hatte, sein Leben in der Schweiz zu beschließen. Das Erstere wurde ihm zwar bewilligt, dagegen fesselte ihn der König dadurch an Berlin, daß er ihn mit einem ansehnlichen Gehalt zum Professor bei der neu errichteten Ritterakademie (École militaire) ernannte, und ihm in Moabit, dicht bei Berlin, ein Stück Land zu Haus und Garten schenkte. Um seine Brauchbarkeit möglichst für den Staat zu nutzen, ernannte er ihn ferner zum Mitgliede einer Commission, welche die in Unordnung gerathenen ökonomischen Angelegenheiten der Akademie untersuchen und reguliren sollte, so wie zum Visitator des Joachimsthalschen Gymnasiums. Auch später noch (1770) wurde Sulzer nebst Sack und Spalding mit der Verbesserung der preußischen Provinzial-Schul-Anstalten beauftragt. Im Jahre 1771 wurde endlich der erste Theil seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste veröffentlicht. Einer Einladung des Herzogs von Kurland nach Mitau, ihm bei der Errichtung eines neuen Gymnasiums behülflich zu sein, konnte er seiner Kränklichkeit wegen persönlich nicht Folge leisten; er entwarf aber den Plan zu diesem Gymnasium und bemühte sich um gute Lehrer für dasselbe. Diese Bemühung vergalt der Herzog noch nach Sulzer's Tode durch ein Geschenk von tausend Thalern, welches er der jüngsten Tochter desselben mit einem verbindlichen Schreiben übersandte. Im Jahre 1765 unternahm Sulzer, dessen Gesundheitszustand sich schon seit einigen Jahren immer mehr verschlechtert hatte, auf Haller's Rath eine Reise in die Schweiz, das südliche Frankreich und die Lombardei. In seiner Abwesenheit ernannte ihn der König zum Director der philosophischen Abtheilung der Berliner Akademie der Wissenschaften, und nach seiner Rückkehr ward ihm, am letzten Tage des Jahres 1777, die Freude zu Theil, daß ihn der König zu sich rufen ließ und eine ziemlich lange Unterredung mit ihm hatte. Der günstige Erfolg der Reise wurde indeß durch den Aufenthalt in Berlin wieder vernichtet und Sulzer's langjähriges Unterleibsleiden kehrte nur stärker zurück. Nach steter Abnahme der Kräfte starb er am 25. Februar 1779.

Sulzer's Hauptwerk, die Theorie der schönen Künste, die er in einzelnen alphabetisch geordneten Artikeln umfangreich abgehandelt hat, wurde zunächst durch ein französisches Buch von La Combe, das Dictionaire des beaux Arts,

veranlaßt. Sulzer, welcher dasselbe schon im Jahre 1756 kennen lernte, fing damit an, Artikel daraus zu übersetzen und nach seinen Ansichten zu verarbeiten, bis sich der Plan zu einem eigenen umfassenderen Werke in ihm feststellte. Schon 1760 kündigte er dasselbe in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", an (Th. 5. Br. 68.), und erst elf Jahre später trat der erste Theil an's Licht, dem wieder nach drei Jahren ein zweiter folgte. Wenn also dennoch dieses Werk nach so reiflicher Ueberlegung, nach so vieljähriger Arbeitsfrist keine wahrhaft bedeutenden Resultate an den Tag legt, so muß man schließen, daß der Grund dieses Mangels ein solcher war, den Sulzer überhaupt nicht zu beseitigen vermochte. Sulzer selbst schrieb darüber an Bodmer: „Mit der Hauptsache bin ich zufrieden; ich bin überzeugt, daß ich die wahren Grundsätze der Kritik gefunden, und jeden Zweig der Kunst, wo ihre besten Früchte wachsen, erkenne, aber in manchen besondern Artikeln hatte ich zuweilen nicht Zeit, zuweilen nicht Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu überlegen, und ich gestehe, daß ich an diesen Stellen oft die einfachsten und hellsten Begriffe nicht erreicht und den leichten und kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe." Man darf diesen Tadel stehen lassen, ohne das Lob zuzugeben. Nur zu oft empfindet man, wie wenig Sulzer das Gebiet der Künste im Einzelnen zu beherrschen vermochte, wie sehr ihm der ungeheure Stoff, welchem er theilweise nach Kenntniß und Empfindung fern stand, überlegen war: aber das Schlimmste war doch, daß ihm gerade die Hauptsache, die Erkenntniß des eigentlich Kunstschönen, abging. Von dem Selbstzweck der Schönheit hatte Sulzer, welcher die Begriffe des Guten und Schönen ganz durcheinander warf, und die Künste durchaus moralisch nutzbar machen wollte, keine Ahnung. Dennoch hätte er Gelegenheit gehabt, von Winckelmann, welcher die höchste Schönheit in Gott setzte, eine freiere und würdigere Anschauung gewinnen zu können. Und wie dürftig mußte sein poetischer Geschmack sein, der fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus Bodmer's Noachide schöpfte!

Mag immerhin die Sulzer'sche Theorie nach Herder's Worten ein dädalisches, vielleicht nie zu vollendendes Gebäude sein, so wird doch ein so schwankender und haltloser Bau keine tröstliche Zuflucht gewähren. Wer die Grundsätze übersehen will, welche Sulzer als Fundament gedient haben, muß nächst der Vorrede besonders den Artikel über die schönen Künste lesen (vgl. die erste Hälfte desselben unter den Proben), welcher 1772 auch einzeln unter dem Titel: Die schönen Künste in ihrem Ursprunge, ihrer wahren Natur und besten Anwendung betrachtet, erschienen ist. Es ist von größtem Interesse, zu sehen, wie schon der jugendliche 23jährige Goethe in einer Recension dieses Abdruckes (in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, W. Bd. 32.) die Unhaltbarkeit dieser ästhetischen Fundamentalsätze geistvoll beleuchtete. „Wir haben", sagt Goethe, „beim Lesen des großen Werkes bisher schon manchen Zweifel gehabt, da wir nun aber die Grundsätze, worauf sie (die Theorie) gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt: hier sei für Niemanden nichts gethan, als

für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode. — Sulzer will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt Alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden." Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens, als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden." Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sei Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen, und, ihm zum Trutz, den Gang seines Willens zu gehen."

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt von Johann George Sulzer, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin u. s. w. Neue vermehrte zweite Auflage. Vier Theile. Leipzig 1792—1794. 8. — Die erste (Quart-) Ausgabe dieses Werkes wurde veröffentlicht 1771 und 74 in zwei Theilen; 1773 und 74 ward ein Abdruck in vier (Oktav-) Bänden veranstaltet, dessen zweite Auflage 1777 und 78, dessen dritte 1786 und 1787 als „Neue vermehrte Auflage", und dessen vierte und letzte unter dem oben angeführten Titel erschien. Von der neuen vermehrten Auflage an hat die Sulzer'sche Theorie eine sehr wesentliche Bereicherung durch die literarischen Zusätze des Rittmeisters von Blankenburg erhalten, welche die gesammte Literatur der schönen Künste und Wissenschaften bis zur neuesten Zeit fortführen. So tritt denn der sonderbare Fall ein, daß diese (auch einzeln erschienenen) Beigaben einem Werke, dessen wesentlichster Inhalt großentheils veraltet ist, noch immer einen bestimmten und dauernden Werth verleihen. Nachträge zu Sulzer's Theorie, die in 8 Bänden, Leipzig 1792—1808, unter dem Titel erschienen: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften sind ein durchaus selbstständiges und von dem Sulzer'schen Wörterbuche unabhängiges Werk. Sie enthalten schätzbare, auch für die Gegenwart noch ergiebige Aufsätze von Jacobs, Manso, Eberhard, Maaß, Eschenburg, Rosenmüller u. A.

Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaft gesammelt. Zwei Theile, von denen der erste (1773) in dritter und der zweite (1781) in zweiter Auflage, Leipzig, 1800, erschienen. Die Mehrzahl der hier abgedruckten Abhandlungen war ursprünglich in französischer Sprache geschrieben.

Unterredungen über die Schönheit der Natur, nebst moralischen Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre. Von Neuem aufgelegt, Berlin 1774. (Die Betrachtungen erschienen einzeln zuerst 1745, die Unterredungen 1750, zusammen 1770.)

Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise. Leipzig 1780.

Ueber Sulzer's Leben und Schriften vergleiche man:

Hirzel an Gleim über Sulzer, den Weltweisen. Zwei Abthlgn. Zürich und Winterthur 1779.

Lobrede auf Sulzer, abgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften von dem beständigen Secretair derselben (Formey). Aus dem Französischen. Berlin 1779.

Blankenburg: Einige Nachrichten von dem Leben und den Schriften Sulzer's, im 2. Theil von dessen Vermischten Schriften; mit Benutzung der vorhergenannten Schriften Hirzel's und Formey's, so wie der von J. Wegelin im deutschen Museum 1779 und 80 über S. abgedruckten Aufsätze.

Proben.

Die schönen Künste in ihrem Ursprunge, ihrer wahren Natur und besten Anwendung.

(Allgemeine Theorie der schönen Künste. Th. 3. Neue verm. 2. Aufl. Leipzig 1793.)

Der, welcher diesen Künsten zuerst den Namen der schönen Künste gegeben hat, scheint eingesehen zu haben, daß ihr Wesen in der Einwebung des Angenehmen in das Nützliche, oder in Verschönerung der Dinge besteht, die durch gemeine Kunst erfunden worden. In der That läßt sich ihr Ursprung am natürlichsten aus dem Hang, Dinge, die wir täglich brauchen, zu verschönern, begreifen. Man hat Gebäude gehabt, die blos nützlich waren, und eine Sprache zum nothdürftigen Gebrauche, ehe man daran dachte, jene durch Ordnung und Symmetrie, diese durch Wohlklang angenehmer zu machen.

Also hat ein feineren Seelen angeborner Trieb zu sanften Empfindungen, alle Künste veranlasset. Der Hirte, der zuerst seinem Stock, oder Becher eine schöne Form gegeben, oder Zierrathen daran geschnitzt hat, ist der Erfinder der Bildhauerei; und der Wilde, dem ein glücklicheres Genie eingegeben hat, seine Hütte ordentlich einzurichten und ein schickliches Verhältniß der Theile daran zu beobachten, hat die Baukunst erfunden. Der sich zuerst bemühet hat, das, was er zu erzählen hatte, mit Ordnung und Annehmlichkeit zu sagen, ist unter seinem Volke der Urheber der Beredtsamkeit.

In dieser Verschönerung aller dem Menschen nothwendigen Dinge, und nicht in einer unbestimmten Nachahmung der Natur, wie so vielfältig gelehret wird, ist also auch das Wesen der schönen Künste zu suchen.

Aus jenen schwachen, in der Natur liegenden Keimen hat der menschliche Verstand durch wohl überlegte Wartung nach und nach die schönen Künste selbst heraus getrieben, und zu fürtrefflichen, mit den herrlichsten Früchten prangenden Bäumen gezogen. Es ist mit den Künsten, wie mit allen menschlichen Erfin-

dungen. Sie sind oft ein Werk des Zufalles und in ihrem ersten Anfange sehr geringe; aber durch allmählige Bearbeitung bekommen sie eine Nutzbarkeit, die sie höchst wichtig macht. Die Geometrie war im Anfange nichts, als eine sehr rohe Feldmesserei, und die Astronomie eine aus bloßer Neugier entstandene Beschäftigung müßiger Menschen. Zu der Höhe und dem ausnehmenden Nutzen, den diese Wissenschaften dem menschlichen Geschlechte leisten, sind sie durch anhaltende, vernünftige Erweiterung ihrer ursprünglichen Anlage gestiegen.

Wenn wir also gleich mit völliger Zuversichtlichkeit wüßten, daß die schönen Künste in ihren Anfängen nichts anders, als Versuche gewesen, das Auge oder andre Sinnen zu ergötzen, so sei es ferne von uns, daß wir darin ihre ganze Nutzbarkeit und ihren höchsten Zweck suchen sollten. Wir müssen, um von dem Werthe des Menschen richtig zu urtheilen, ihn nicht in der ersten Kindheit, sondern in dem vollen männlichen Alter betrachten.

Hier ist also zuerst die Frage zu untersuchen, was die Künste in ihrem ganzen Wesen sein können, und was von ihnen zum Nutzen der Menschen zu erwarten sei. Wenn schwache, oder leichtsinnige Köpfe uns sagen, sie zielen blos auf Ergötzlichkeit ab, und ihr letzter Endzweck sei die Belustigung der Sinne und Einbildungskraft, so wollen wir erforschen, ob die Vernunft nichts Größeres darin entdecke. Wir wollen sehen, wie weit die Weisheit den Hang zur Kunst geborner Menschen, Alles reizend zu machen, und die bei allen Menschen sich zeigende Anlage, vom Schönen gerührt zu werden, nutzen könne.

Es ist nicht nothwendig, daß wir uns, um diese Absicht zu erreichen, in tiefsinnige oder weitläuftige Untersuchungen einlassen. Wir finden in der Beobachtung der Natur einen weit näheren Weg, das, was wir suchen, zu entdecken. Sie ist die erste Künstlerin; und in ihren wunderbaren Veranstaltungen entdecken wir Alles, was den menschlichen Künsten die höchste Vollkommenheit und den größten Werth geben kann.

In der ganzen Schöpfung stimmt Alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinnen von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden. Jedes zu unserm Gebrauch dienende Wesen hat außer seiner Nutzbarkeit, auch Schönheit. Selbst die, welche uns nicht unmittelbar angehen, scheinen blos darum, weil wir sie täglich vor Augen haben, nach schönen Formen gebildet und mit schönen Farben bekleidet zu sein.

Ohne Zweifel wollte die Natur durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden, wodurch das rauhe Wesen, das eine übertriebene Selbstliebe und stärkere Leidenschaften geben, mit Lieblichkeit gemäßiget wird. Die Schönheiten sind einer in uns liegenden feineren Empfindsamkeit angemessen; durch den Eindruck, den die Farben, Formen und Stimmen der Natur auf uns machen, wird sie beständig gereizt, und dadurch wird ein zarteres Gefühl in uns rege, Geist und Herz werden geschäftiger, und nicht nur die gröbern Empfindungen, die wir mit den Thieren gemein haben, sondern auch die sanften Eindrücke werden in uns wirksam. Dadurch werden wir zu Menschen; unsre Thä-

tigkeit wird vermehrt, weil wir mehrere Dinge interessant finden; es entsteht eine allgemeine Bestrebung aller in uns liegenden Kräfte; wir heben uns aus dem Staub empor, und nähern uns dem Adel höherer Wesen. Wir finden nun die Natur nicht mehr zu der bloßen Befriedigung unsrer thierischen Bedürfnisse, sondern zu einem feinern Genuß und zu allmähliger Erhöhung unsers Wesens eingerichtet.

Aber bei dieser allgemeinen Verschönerung der Schöpfung überhaupt, hat die Natur es nicht bewenden lassen. Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind. Sie wendet Schönheit und Häßlichkeit an, um uns das Gute und Böse kennbar zu machen; jenem giebt sie einen höhern Reiz, damit wir es lieben; diesem eine widrige Kraft, daß wir es verabscheuen. Was ist zum Glück des Menschen und zu Erfüllung seiner wichtigsten Bestimmung nothwendiger, als die gesellschaftlichen Verbindungen mit andern Menschen, die durch gegenseitig verursachtes Vergnügen geknüpft werden? besonders die selige Vereinigung, wodurch der auch in der größern Gesellschaft noch einzelne Mensch eine, ihm so unentbehrliche Mitgenossin aller seiner Güter findet, die seine Freuden durch den Mitgenuß vergrößert, seinen Kummer mildert und alle seine Mühe erleichtert? Und wohin hat die Natur mehr Annehmlichkeit und mehr Reiz gelegt, als in die menschliche Gestalt, wodurch die stärksten Bande der Sympathie geknüpft werden? Aber die höchsten Reizungen der Schönheit finden sich da, wo sie, um die seligsten Verbindungen zu bewirken, am nöthigsten waren. Die stärksten aller anziehenden Kräfte, Vollkommenheit des Geistes und Liebenswürdigkeit des Herzens, sind der todten Materie selbst eingepräget. *)

Aber auch dieses müssen wir nicht übersehen, daß die Natur dem, was unmittelbar schädlich ist, eine widrige zurücktreibende Kraft mitgetheilet hat. Die den Geist erdrückende Dummheit, eine verkehrte Sinnesart und Bosheit des Herzens, hat sie mit eben so eindringenden, aber Ekel oder Abscheu erweckenden Zügen, auf das menschliche Gesicht gelegt, als die Güte der Seele. Also greift sie unser Herz durch die äußern Sinne auf eine doppelte Weise an; sie reizet uns zum Guten und schreckt uns vom Bösen ab.

Dieses Verfahren der Natur läßt uns über den Charakter und die Anwendung der schönen Künste keinen Zweifel übrig. Indem der Mensch menschliche Erfindungen verschönert, muß er das thun, was die Natur durch Verschönerung ihrer Werke thut.

Die allgemeine Bestrebung der schönen Kunst muß also dahin abzielen, alle Werke der Menschen in eben der Absicht zu verschönern, in welcher die Natur die Werke der Schöpfung verschönert hat. Sie muß der Natur zu Hülfe kommen, um Alles, was wir zu unsern Bedürfnissen selbst erfunden haben, um uns her zu verschönern. Ihr kommt es zu, unsre Wohnungen, unsre Gärten, unsre Geräthschaften, besonders unsre Sprache, die wichtigste aller Erfindungen, mit

---

*) S. Schönheit.

Anmuth zu bekleiden, so wie die Natur Allem, was sie für uns gemacht hat, sie eingeprägt hat. Nicht blos darum, wie man sich vielfältig fälschlich einbildet, daß wir den kleinen Genuß einer größern Annehmlichkeit davon haben, sondern daß durch die sanften Eindrücke des Schönen, des Wohlgereimten und Schicklichen unser Geist und unser Herz eine edlere Wendung bekommen.

Noch wichtiger aber ist es, daß die schönen Künste auch nach dem Beispiele der Natur die wesentlichsten Güter, von denen die Glückseligkeit unmittelbar abhängt, in vollem Reize der Schönheit darstellen, um uns eine unüberwindliche Liebe dafür einzuflößen. Cicero scheinet irgendwo*) den Wunsch zu äußern, daß er seinem Sohne das Bild der Tugend in sichtbarer Gestalt darstellen könnte, weil dieser sich alsdann mit unglaublicher Leidenschaft in sie verlieben würde. Diesen wichtigen Dienst können in der That die schönen Künste uns leisten. Wahrheit und Tugend, die unentbehrlichsten Güter der Menschen, sind der wichtigste Stoff, dem sie ihre Zauberkraft in vollem Maaße einzuflößen haben.

Auch darin müssen sie ihrer großen Lehrmeisterin nachfolgen, daß sie Allem, was schädlich ist, eine Gestalt geben, die lebhaften Abscheu erweckt. Bosheit, Laster, und Alles, was dem sittlichen Menschen verderblich ist, muß durch Bearbeitung der Künste eine sinnliche Form bekommen, die unsre Aufmerksamkeit reizt, aber so, daß wir es recht in die Augen fassen, um einen immerwährenden Abscheu davor zu bekommen. Dieses unvergleichliche Kunststück hat die Natur zu machen gewußt. Wer kann sich enthalten, Menschen von recht verworfener Physionomie mit eben der neugierigen Aufmerksamkeit zu betrachten, die wir für Schönheit selbst haben? Die Lehrerin der Künstler wollte, daß wir von dem Bösen das Auge nicht eher abwenden sollten, als bis es den vollen Eindruck des Abscheues erregt hätte.

In diesen Anmerkungen liegt Alles, was sich von dem Wesen, dem Zweck und der Anwendung der schönen Künste sagen läßt. Ihr Wesen besteht darin, daß sie den Gegenständen unsrer Vorstellung sinnliche Kraft einprägen, ihr Zweck ist lebhafte Rührung der Gemüther, und in ihrer Anwendung haben sie die Erhöhung des Geistes und Herzens zum Augenmerke. Jeder dieser drei Punkte verdient näher bestimmt und erwogen zu werden.

---

*) De Officiis L. I.

Schönheit.

(Allgemeine Theorie der schönen Künste. Neue 2. Aufl. Th. 4.)

Daß die menschliche Gestalt der schönste aller sichtbaren Gegenstände sei, darf nicht erwiesen werden; der Vorzug, den diese Schönheit über andre Gattungen behauptet, zeiget sich deutlich genug aus ihrer Wirkung, der in dieser Art nichts zu vergleichen ist. Die stärksten, die edelsten und die seligsten Empfindungen, deren das menschliche Gemüth fähig ist, sind Wirkungen dieser Schönheit. Dieses berechtiget uns, sie zum Bild oder Muster zu nehmen, an dem wir das Wesen und die Eigenschaften des höchsten und vollkommensten Schönen anschauend erkennen können.

Gelingt es uns, die Beschaffenheit dieser Schönheit zu entwickeln, so haben wir eben dadurch zugleich den wahren Begriff der höchsten Schönheit gegeben, die das menschliche Gemüth zu fassen im Stande ist.

Bei der großen Verschiedenheit des Geschmacks und allen Widersprüchen, die sich in den Urtheilen ganzer Völker und einzelner Menschen zeigen, wird man nach genauerer Untersuchung der Sache finden, daß jeder Mensch den für den schönsten hält, dessen Gestalt dem Auge des Beurtheilers den vollkommensten und besten Menschen ankündiget. Können wir dieses außer Zweifel setzen, so werden wir auch etwas Gewisses von der absoluten Schönheit der menschlichen Gestalt anzugeben im Stande sein.

Gar viel besondere Bemerkungen über die Urtheile von Schönheit, beweisen den angegebenen allgemeinen Satz. Nach aller Menschen Urtheil sind erkannte physische Unvollkommenheiten des Körpers der Schönheit entgegen. Plumpe, zu schnellen und mannichfaltigen Bewegungen untüchtige Glieder, ein abgefallener schwacher Körper, Steifigkeit in Gelenken, kurz, jede Unvollkommenheit, die die Verrichtungen, die jedem Menschen nöthig sind, schwer oder unmöglich macht, ist auch, nach dem allgemeinen Urtheil der Menschen, ein Fehler gegen die Schönheit. Daß diese Begriffe überhaupt in unser Urtheil über Schönheit einfließen, ist ferner daraus offenbar, daß die weibliche Schönheit andre Verhältnisse der Gliedmaaßen erfodert, als die männliche. Auch der unachtsamste Mensch empfindet es, daß das männliche Geschlecht zu schwerern, mühsamern, kühnern Verrichtungen geboren ist, als das weibliche; und eben daher entstehet das Gefühl, daß zartere Gliedmaaßen, die etwas Weichlicheres haben, zur weiblichen, und stärkere, etwas Dauerhaftes und Kühneres anzeigende, zur männlichen Schönheit gehören. Auch das Verschiedene in der Schönheit des Kindes, des Jünglings und des Mannes, das gewiß alle Menschen empfinden, bestätiget dieses. Ein Kind, es sei von dem einen, oder andern Geschlecht, das die Bildung des

reifen Alters hätte, würde für häßlich gehalten werden. Offenbar nicht deswegen, daß die Gestalt der Erwachsenen in der Größe des Kindes unangenehm sei; der Maler bildet sie uns noch kleiner vor, und sie bleibet schön: also deswegen, weil das Aeußere mit dem innern Charakter nicht übereinkommt, weil das Kind, zu dem, was es sein soll, solche Gliedmaaßen nicht braucht.

Ueberhaupt also wird nach der allgemeinen Empfindung dieses nothwendig zur Schönheit erfodert, daß die Form des Körpers die Tüchtigkeit sowohl des Körpers überhaupt, als der besondern Glieder zu den Verrichtungen, die jedem Geschlecht und Alter natürlich sind, ankündigte. Alles, was ein Geschlecht von dem andern, als der Natur gemäß, erwartet, muß durch das Ansehen des Körpers versprochen werden; und die Gestalt ist die schönste, die hierüber am meisten verspricht.

Aber diese Anfoderungen beruhen nicht blos auf äußerlichen Verrichtungen und körperlichen Bedürfnissen. Je weiter die Menschen in der Vervollkommnung ihres Charakters gekommen sind, je höher treiben sie auch die Foderungen dessen, was sie erwarten. Verstand, Scharfsinn, und ein Gemüthscharakter, wie jeder Mensch glaubt, daß ein vollkommener Mensch ihn haben müsse, sind Eigenschaften, die das Auge auch in der äußern Form zur Schönheit fodert. Ein weibliches Bild, das Wollust athmet, dessen Gestalt und ganzes Wesen Leichtsinn und Muthwillen verräth, ist für den leichtsinnigen Wollüstling die höchste Schönheit, an der aber der gesetztere und in dem Besitz seiner Geliebten mehr als muthwillige Wollust erwartende Jüngling noch viel aussetzen würde.

Auch die Urtheile über die Häßlichkeit bestätigen unsern angenommenen Grundsatz. Was alle Menschen für häßlich halten, leitet unfehlbar auf die Vermuthung, daß in dem Menschen, in dessen Gestalt es ist, auch irgend ein innerer Fehler gegen die Menschlichkeit liege, der durch äußere Mißgestalt angezeiget wird. Wir wollen der verwachsenen und ganz ungestalteten Gliedmaaßen, die Jedermann für häßlich hält, nicht erwähnen; weil es zu offenbar ist, daß sie überhaupt eine Untüchtigkeit zu nothwendigen Verrichtungen deutlich anzeigen; sondern nur von weniger merklichen Fehlern der Form sprechen.

Die Bildung eines Menschen sei im Uebrigen wie sie wolle, so wird Jedermann etwas Häßliches darin finden, wenn sie einen zornigen Menschen verräth; oder wenn man irgend eine andre herrschende Leidenschaft von finsterer übelthätiger Art darin bemerkt; und keine Gestalt ist häßlicher, als die, die einen ganz widersinnigen, mürrischen, jeder verkehrten Handlung fähigen Charakter anzeiget. Aber auch darin richtet sich das Urtheil, oder der Geschmack, nach dem Grad der Vervollkommnung, auf den man gekommen ist. Unter einer Nation, die schon zu Empfindungen der wahren Ehre und zu einem gewissen Adel des Charakters gelanget ist, ist das Gepräg der Niederträchtigkeit, das man bisweilen tief in die Physionomie eingedrückt sieht, etwas sehr Häßliches; aber es wird nur von denen bemerkt, die jedes Gefühl der Würde und Hoheit besitzen.

Vielleicht möchte Jemand zweifeln, daß jede Schönheit der Gestalt etwas

von innerlicher Vollkommenheit oder Güte, oder jede Häßlichkeit etwas von dem Gegentheil anzeigte. Wir müssen diesen Punkt näher erwägen.

Jede Schönheit ist eine gefällige Gestalt irgend einer wirklichen Materie, das ist, sie haftet in einem in der Natur vorhandenen Stoff. Dieser, wenn er auch leblos ist, hat seine Kraft, das ist, er trägt das Seinige zu den in der Natur beständig abwechselnden Veränderungen bei, und hat seinen Antheil an dem, was in der Welt Gutes oder Böses geschieht, kann folglich nach der besondern Art seiner Wirksamkeit (nach den eingeschränkten menschlichen Begriffen zu reden) unter gute oder böse Dinge gehören. Ich getraue mir, die kühne Vermuthung zu wagen, daß jede Art der Schönheit in dem Stoff, darin sie haftet, etwas von Vollkommenheit oder Güte anzeige.

Aber wir wollen, ohne uns auf Hypothesen und Speculationen zu verlassen, den angeführten Zweifel, ob innere Vortrefflichkeit und Verderbniß sich durch äußere Schönheit und Häßlichkeit ankündigen, aus unzweifelhaften Erfahrungen aufzulösen suchen.

Es kann gar nicht geläugnet werden, daß es verständige und unverständige, scharfsinnige und einfältige, gutherzige und boshafte, edle, hochachtungswürdige und niedrige, recht verworfene Physionomien gebe, und daß das, was man aus der äußerlichen Gestalt von dem Charakter der Menschen urtheilet, nicht blos aus den Gesichtszügen, sondern aus der ganzen Gestalt geschlossen werde. Die unläugbaren Beispiele, da entscheidende Züge des Charakters sich von außen zeigen, sind völlig hinlänglich, die Möglichkeit zu beweisen, daß die Seele im Körper sichtbar gemacht werde. Eben so unläugbar ist auch dieses, daß das, was in der äußern Gestalt gefällt, niemals etwas von dem Innern des Menschen anzeiget, was Mißfallen erweckte, es sei denn, daß dieses aus Irrthum oder Vorurtheil entstehe, wie wenn z. B. einer zärtlichen, aber etwas schwachen Mutter die edle Kühnheit im Charakter ihres Sohnes mißfiele, ob sie gleich den Ausdruck derselben in der Gestalt mit großem Wohlgefallen sieht. Dergleichen Ausnahmen schränken die Allgemeinheit des Satzes, daß hier auch das Zeichen gefalle, so oft die bezeichnete Sache gefällt, nicht ein.

Also kann die äußere Gestalt den innern Charakter des Menschen ausdrücken; und wenn es geschieht, so hat das Wohlgefallen, das wir an dem innern Werth des Menschen haben, den stärksten Antheil an der gefälligen Wirkung, die die äußere Form auf uns thut; wir schätzen das an der äußern Gestalt, was uns in der innern Beschaffenheit gefällt. Wir sehen in dem Körper die Seele, den Grad ihrer Stärke und Wirksamkeit, und

> Unter dem Licht der Augen und unter den Rosen der Wangen
> Seh'n wir ein höheres Licht, ein helleres Schönes hervorgehen*).

Noch ehe sich der Mund öffnet, ehe ein Glied sich bewegt, sehen wir schon, ob eine sanftere und lebhaftere Empfindung jenen öffnen, und dieses bewegen wird. In der vollkommensten Ruh aller Glieder bemerken wir zum Voraus, ob

---

*) Die Sündfluth (Bodmer's Noachide) 11. Gesang.

sie sich geschwind oder langsam, mit Anstand, oder ungeschickt bewegen werden.

Hier können wir von der bloßen Möglichkeit der Sache auf ihre Wirklichkeit schließen; weil sie allen übrigen wohlthätigen Veranstaltungen der Natur vollkommen gemäß ist. Es war nothwendig, wenigstens heilsam, dem Menschen ein Mittel zu geben, Wesen seiner Art, mit denen er nothwendig in Verbindung kommen mußte, und die so sehr kräftig auf seine Glückseligkeit wirken, schnell kennen zu lernen. Die Seelen der Menschen sind es, die unser Glück oder Unglück machen, nicht ihre Körper. Also mußten wir ein Mittel haben, diese schnell zu erkennen, zu lieben, oder zu scheuen. Schneller, als durch das Anschauen der sichtbaren Gestalt, konnte es nicht geschehen. Da dieses möglich war, warum sollten wir länger daran zweifeln, daß der Körper nichts anders, als die sichtbar gemachte Seele, der ganze sichtbare Mensch sei? Kann es einem verständigen Menschen zweifelhaft sein, daß die Natur durch die höchste liebliche und einnehmende Gestalt, die der Kindheit eigen ist, Wohlwollen gegen dieses Hülf- und Gunst-bedürftige Alter habe erwecken wollen? Hat sie nicht sogar in die sichtbare Gestalt der Thiere etwas gelegt, das den Verständigen vor ihnen warnet, oder sie suchen macht?

Freilich ist ein Mensch scharfsinniger, als der andere, in der äußern Form zu sehen, was er sehen sollte. Die Gewohnheit, in der wir von Kindheit auf unterhalten worden, von dem Menschen mehr aus seinen Reden und Betragen, als aus seinem Ansehen zu urtheilen, hat den angebornen Instinkt, ihn aus dem äußerlichen Ansehen zu schätzen, sehr geschwächt; und wir siud überhaupt in unserer Denkungsart und in unsern Sitten so vielfältig über die Schranken der Natur herausgetreten, daß unser Urtheil über Menschen, und unsre Ansprüche auf sie nothwendig in vielen Stücken willkührlich sind. Wenn aber diesem zufolge das Ideal, das sich Jeder von dem vollkommenen Menschen macht, von dem, wozu die Natur ihn hat machen wollen, abweicht, so werden nothwendig unsre Urtheile über die äußere Gestalt in manchem Punkt unrichtig sein.

Aber so sehr ist der Instinkt, den ganzen Werth des Menschen aus dem Ansehen zu beurtheilen, nicht überall geschwächt, daß nicht selbst die ungeübte Jugend sich desselben oft glücklich bediente. Wie oft ist nicht ein einziger Blick eines unerfahrnen, aber durch das Unnatürliche in den Sitten noch unverdorbenen Mädchens weit glücklicher und richtiger, als die Ueberlegung ihres Vaters, zu unterscheiden, ob ein Jüngling sie glücklich oder unglücklich machen werde? Selbst in diesem Punkt beweiset eine oft fehlgeschlagene Wahl nichts gegen unsern Satz; weil in unserm etwas unnatürlichen Zustande das, wodurch die Menschen hätten glücklich werden sollen, bisweilen am meisten ihr Unglück befördert; und weil Vorurtheile, die allen Anschein der Wahrheit haben, uns oft zu falschen Erwartungen und widernatürlichen Ansprüchen verleiten, die nicht erfüllt werden können.

Noch müssen wir eine Hauptanmerkung nicht übergehen, die zu richtiger Beurtheilung dieser Sache höchst nothwendig ist. Sowol das äußere Ansehen

des Menschen, als sein innerer Werth, zwischen welchen unserer Meinung nach die Natur eine vollkommene Uebereinstimmung bewirkt hat, können durch Zufälle oder vorübergehende Irrungen so verstellt werden, daß ein überaus scharfes Aug und mehr als gemeine Urtheilskraft erfodert werden, wenn man sich in seinem Urtheil über die wahre Beschaffenheit der Sache nicht betrügen will. Krankheiten und andere unglückliche Zufälle können die schönste Leibesgestalt entweder für eine Zeitlang verdunkeln, oder für immer verderben. Wie wenig Menschen sind in solchen Fällen im Stande, die ursprüngliche Anlage zu einer vollkommenen Gestalt unter der zufälliger Weise verdorbenen Form noch zu erkennen? Wer aber dieses nicht kann, wie soll er die natürliche Harmonie der Gestalt mit dem innern Werth bemerken können?

Noch weit mehr betrügen sich nur zu viel Menschen in ihren Urtheilen über den innern Charakter. Wie oft geschieht es nicht, daß ein Jüngling, den eine vorübergehende Leidenschaft, oder eine blos zufällige Verblendung, zu allerhand Ausschweifungen verleitet, die die Anlagen des edelsten Charakters so verdunkeln, daß schwache Beurtheiler ihn für einen schlechten Menschen halten, sich doch bald hernach in dem vortrefflichen Charakter zeiget, den sein äußeres Ansehn zu versprechen schien? Wie das schönste Gesicht durch Staub und Schweiß und eine vorübergehende Verunstaltung auf eine Zeitlang unkenntlich wird, so geschieht es auch in Ansehung des innern Charakters.

Und so kann im Gegentheil der Mensch von einem wirklich schlechten Charakter durch Zwang, Verstellung und aus andern ebenfalls blos zufälligen oder vorübergehenden Ursachen, von halben Kennern der Menschen für edel gesinnt und rechtschaffen gehalten werden, ob er gleich im Grunde nichts werth ist.

Diese Anmerkungen können den, dem es der Erfahrung entgegen scheinet, daß die äußere Gestalt mit dem Innern des Menschen harmonire, belehren, daß es bei den mannichfaltigen Vorurtheilen, die unnatürliche Sitten in uns veranlassen, und bei den vielfältigen zufälligen Verdunkelungen der äußern und inneren Gestalt in manchem Falle gar keine leichte Sache sei, sowol über die Schönheit, als über den innern Werth der Menschen richtig zu urtheilen. Man muß sich deswegen hüten, jeden anscheinenden Widerspruch in dieser Sache für einen Beweis zu halten, daß das äußere Ansehen des Menschen keine Versicherung seines innern Werths gebe. Aber es ist Zeit, wieder auf die Hauptsache zu kommen.

Da wir gezeiget haben, daß die mannichfaltig unrichtigen Urtheile und die betrogenen Erwartungen, denen zufolge man das äußere Ansehen für ein betrügerisches Kennzeichen des innern Werths hält, nicht vermögend sind, unsern allgemeinen Satz verdächtig zu machen: so halten wir uns, Alles wol überlegt, berechtiget, zu behaupten, daß die Gestalt und das ganze äußere Ansehen des Menschen denen, die zu fassen und zu urtheilen im Stande sind, seinen wahren Werth erkennen lassen, und ziehen daraus für den Begriff der Schönheit diesen Schluß: daß *derjenige der schönste Mensch sei, dessen Gestalt den*, in

Rücksicht auf seine ganze Bestimmung, vollkommensten und besten Menschen ankündiget.

Diesem zufolge müssen die Urtheile über Schönheit nothwendig eben so verschieden sein, als die Begriffe über den Werth des Menschen von einander abgehen: diejenigen, die über diesen Werth einseitig urtheilen, werden auch eben so einseitige Urtheile über Schönheit fällen; und indem einige blos auf Gesundheit und eine athletische Gestalt sehen, werden andere blos auf den sittlichen Charakter des Gesichtes Achtung geben.

Sind wir nun gleich nicht im Stande, die sichtbare Schönheit dem Bildhauer oder dem Maler weder zu beschreiben, noch vorzuzeichnen, so können wir ihm doch sagen, was sie ausdrücken müsse, und wie verschieden der Charakter der weiblichen Schönheit von dem, der der männlichen eigen ist, sein müsse. Wir können ihm sagen, daß er die höchste Schönheit nur in dem reifen männlichen Alter antreffen werde, in welchem jedes der beiden Geschlechter die höchste Stärke aller natürlichen Fähigkeiten ereicht. Wir können ihn ferner versichern, daß die männliche Gestalt nicht vollkommen schön sein könne, wenn sie nicht die Begriffe von voller Gesundheit und Leibesstärke, von Tüchtigkeit zu mannichfaltigen Bewegungen der Gliedmaaßen, von Verstand, Muth und Kühnheit, doch ohne Wildheit, und von Wohlwollen, ohne Schwachheit, erwecket. Von der weiblichen Schönheit könnten wir ihm sagen, daß sie nothwendig die Vorstellung von Sanftmuth und Gefälligkeit; das Gefühl von der nicht mehr kindischen, sondern dem reifen Alter zukommenden Zartheit oder Schwachheit, die versorgendes Wohlwollen erweckt; die Empfindung von Zärtlichkeit und Ergebenheit des Gemüthes, ohne Schwachheit, und andre dem schönen Geschlechte wesentlichen Eigenschaften, ausdrücken müsse.

Wir können ferner aus jenem Schlusse noch diese wichtigen praktischen Folgen für den Künstler herleiten, daß zwei Dinge erfodert werden, um sich ein wahres Ideal der vollkommenen Schönheit zu bilden: erstlich vollkommen richtige und der Natur gemäße Begriffe von der Vollkommenheit des männlichen und weiblichen Charakters, und von allen äußern und innern Eigenschaften, die den vollkommenen Mann und das vollkommene Weib ausmachen; zweitens: ein Aug und eine Seele, die fähig seien, jeden Zug und jedes Lineament der Form, das jene Eigenschaften wirklich anzeiget, zu sehen und seine Bedeutung zu fühlen. Hat er denn bei diesen natürlichen Fähigkeiten das Glück gehabt, oft vortreffliche Menschen von beiden Geschlechtern zu sehen, und besitzt er sonst die übrigen nöthigen Kunsttalente: alsdann ist er im Stande, ein wahres Ideal der vollkommensten Schönheit zu bilden, und das Bild selbst durch seinen Pinsel oder Meissel uns sichtbar zu machen; und dieses wird alsdann das höchste und erste Werk aller schönen Künste sein.

Es wäre ein vergebliches Unternehmen, wenn wir die Zergliederung der Schönheit zu vermeintem Unterricht des zeichnenden Künstlers weiter treiben wollten. Wer indessen glaubet, daß ihm diese Zergliederung noch dienlich sein könnte, den verweisen wir auf die Anmerkungen und Beobachtungen, die

Mengs und Winckelmann hierüber gemacht haben*). Die Hauptsache ist, daß der Künstler sich bemühe, edle und richtige Begriffe von menschlicher Vollkommenheit zu erlangen, daß er die Spuren und Zeichen derselben überall in der Bildung der ihm vorkommenden Menschen, in den Werken der größten Künstler und besonders in den besten Werken der griechischen Kunst aufsuche, wohl bemerke und dem Aug richtig einpräge. Aber bei dem Studium der Antiken muß der Künstler wohl bemerken, daß die griechischen Künstler nicht allemal auf absolute Schönheit gearbeitet, sondern oft blos das Ideal eines besondern Charakters haben darstellen wollen, und daß sie oft der Größe und Hoheit etwas von der eigentlichen menschlichen Schönheit aufgeopfert, oder es dabei wenigstens aus der Acht gelassen haben. Darum muß er nothwendig die Beobachtung der Natur mit dem Studium der Antiken verbinden.

Ich komme wieder auf die allgemeinere Betrachtung der Schönheit zurück. Wenn von allem sichtbaren Schönen die menschliche Gestalt das schönste ist, und wenn diese Schönheit außer der Annehmlichkeit der Form, die von Mannichfaltigkeit, Verhältniß und Anordnung der Theile herkommt, und dadurch dem Auge schmeichelt, noch das Gefühl von innerer Vollkommenheit und Güte erwecket, deren Kleid die äußere Gestalt ist, so können wir uns daher ein allgemeines Ideal von der Schönheit überhaupt bilden. Sie wird durch blos sinnliche Annehmlichkeit die äußern Sinne oder die Einbildungskraft reizen und die Aufmerksamkeit an sich locken: bei näherer Betrachtung aber wird sie durch innerliche, dem schönen Stoff inhaftende Vollkommenheit, den Verstand reizen, und ihn lebhafte Begriffe von Wahrheit, Weisheit und Vollkommenheit empfinden lassen, an denen ein denkendes Wesen hohen Wohlgefallen hat; dann wird sie auch das Herz mit Empfindungen des Guten erwärmen: sie wird einen Werth, eine auf Seligkeit abzielende Wirksamkeit zeigen, die uns mit Liebe und inniger Zuneigung für sie erfüllet. Sie ist also gerade das, dessen Genuß uns von allen Seiten her auf einmal beseliget, weil Sinnen, Einbildungskraft, Verstand und Herz zugleich ihre Nahrung daran finden. In welchem Werke der Natur oder der Kunst wir diese dreifache Kraft, die Sinnen, den Verstand und das Herz einzunehmen antreffen, dem können wir vollständige Schönheit zuschreiben; und die Wirkungen der vollkommenen Schönheit sind dieselben, wie verschieden auch sonst die Art des schönen Gegenstandes sein mag. Wenn wir die Statue eines vortrefflichen Mannes, von Phidias gearbeitet, betrachten könnten, so würden wir eben das dabei empfinden, was wir bei den vorzüglichsten patriotischen Reden des Cicero fühlen, nur mit dem Unterschied, daß dort das Aug, hier das Ohr der Dollmetscher ist, der uns die Schönheit empfinden macht. Dort wird das Aug von einer höchst edlen, harmonischen Form, durch tausend liebliche Eindrücke geschmeichelt; hier vernimmt das Ohr einen höchst mannichfaltigen

*) Mengs in dem kleinen, aber vortrefflichen Werk über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei; Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums.

Wohlklang. Aber Verstand und Herz werden in beiden Fällen gleich gerührt. In beiden sehen wir einen Menschen von hohem edlen Geiste, von scharfem Verstand und höchstrichtiger Urtheilskraft, von einem großen Herzen, das die edelsten Neigungen und die wohlthätigsten Gesinnungen an den Tag legt. In beiden Fällen finden wir unter dem Genuß des süßesten Vergnügens, daß unser Geist und Herz sich mit innigstem Bestreben empor heben, größer zu denken und zu empfinden; und in beiden Fällen finden wir uns mit Hochachtung und Liebe für den schönen Gegenstand erfüllt.

Der Künstler kennt die wahre Schönheit nicht, dessen Werk, wie lieblich und einschmeichelnd auch das darin sein mag, was den Sinnen und der Einbildungskraft schmeichelt, nicht zugleich auch den Verstand und das Herz einnimmt. Es ist, wie Ixions Juno, nur eine aus Dünsten gebildete Schönheit, eine bloße Larve, die nur so lange gefällt, als die Täuschung eines Traumes dauren kann. Die bloße Phantasie des Künstlers, wäre sie so lieblich, wie der schönste Frühlingstag, reicht nicht hin, ein Werk von wahrer vollständiger Schönheit zu machen; es wird immer eine blos schöne Form sein, deren Wirkung sich auch nicht über Phantasie hinaus erstreckt. Die vorzüglichsten Werke dieser Art dienen im Grunde doch nur zum Spiel und zum Zeitvertreib in verlornen Stunden. Mit Werken von wahrer innern Schönheit verglichen, sind sie bloße Zierrathen.

Darum, o Jüngling! dem die Natur ein feines Gefühl für die Schönheit der Form, eine lachende Phantasie gegeben hat, befleißige dich, die Schönheit höherer Art kennen und fühlen zu lernen, damit du den schönen Formen, die dein feiner Geschmack entwirft, auch schöne Seelen einflößen könnest. Wie wenig hilft dir eine schöne Einkleidung, eine reizende Schreibart, wenn du dem Verstand und dem Herzen nichts zu sagen hast? wie wenig die feineste Zeichnung, wenn du nichts, als leere Zierrathen darzustellen vermagst? Warum solltest du dich begnügen, schöne Larven zu machen, die das Aug nur so lang reizen, bis man gewahr wird, daß kein Gehirn darin ist? Warum solltest du deine Ruhmbegierde darauf einschränken, daß du vermittelst deiner Werke nur dann ein Gesellschafter der Verständigen und Weisen seiest, wenn diese von der Höhe, worauf sie stehen, heruntersteigen, um sich zur Erholung an leichtern, weit unter ihnen liegenden Dingen zu beschäftigen und zu scherzen, da du im Stande bist, sie auch dann, wenn sie sich in ihrem Stand und Range zeigen, nach deiner Gesellschaft begierig zu machen? Was würdest du von dem Menschen denken, der sich begnügte, der Lustigmacher eines Fürsten zu sein, da er sein Freund, sein Rath, oder sein Minister sein könnte?

Vornehmlich aber hüte dich vor der Schmach, die Kinder deines Genies blos zum Muthwillen in Stunden der Trunkenheit mehr gemißbraucht, als gebraucht zu sehen. Dies würde geschehen, wenn du ihnen blos die unzüchtigen Reize einer Buhldirne gäbest, die jeder leichtsinnige Kopf in seiner Ausgelassenheit zu mißbrauchen sich berechtiget hält. Hast du nicht bemerkt, daß Männer von einiger Würde, wenn sie sich in einer Stunde des Taumels vergessen und

zum Umgang einer reizenden Dirne erniedriget haben, sie durch eine Hinterthür entlassen, sobald bessere Gesellschaft sich zeiget, und daß sie sich sogar schämen, die niedrige Gesellschafterin öffentlich von sich zu lassen? Und du wolltest die Kinder deines Genies einer solchen Schmach aussetzen?

Darum scheue dich, deine Werke neben den Schriften eines Crebillons hinter dem Vorhang gesetzt zu sehen, und trachte nach der Ehre, ihnen auf den vor Jedermanns Augen stehenden Tischen großer Männer neben Cicero, Horaz, Rousseau oder Haller, einen Platz zu verschaffen. Zu dieser Ehre wirst du gelangen, wenn du nicht die blendenden Reizungen einer schlüpfrigen Venus, sondern die höhern Reize einer, Liebe und Hochachtung zugleich einflößenden Person, dir zum Muster der Schönheit vorsetzen wirst.

Justus Möser

wurde 1720 zu Osnabrück geboren. Ein eigenhändiger Aufsatz Möser's schildert die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre mit folgenden Worten, die er einem Andern über sich in den Mund legt*): „Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte, so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzleidirectors und Consistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hatte, daß ihm den 14. December 1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm; er hätte Vieles geschwinder als Andere gelernt, und das Wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht, als Andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige helmstädtsche Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, weit mehreren Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum, als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit (12 Groschen) entwandt, und als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thore hinausgemacht, und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf- und nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür' gewandt, und um ein Almosen bitten

---

*) M.'s Leben von Nicolai, Werke Th. 10.

wollen; allein, wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte. Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brodte zum Thore, worein er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brod verzehrt hätte." *)

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch Alles mit guter Art, und bei einem Jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Declamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit Andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen, von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können."

Der junge Möser studirte in den Jahren 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaften. Nach seiner Rückkehr von der Universität ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; gleichzeitig erhielt er die Stelle eines Secretärs und später die eines Syndikus der Ritterschaft. Seine Thätigkeit als Advokat erwarb nicht minder seinem Charakter wie seinen Fähigkeiten die ehrenvollste Anerkennung. Möser war im edelsten Sinne des Wortes ein Sachwalter der Unterdrückten, der ohne Menschenfurcht das Recht vertheidigte. So war er unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der einzige, der gegen den damaligen Statthalter, einen stolzen, herrschsüchtigen Geistlichen, die Feder zu führen wagte. Schon hierdurch erwarb er sich das Zutrauen seiner Mitbürger in so unbeschränkter Weise, daß nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit im Lande geführt wurde, in welchem Möser nicht von der einen Partei wäre um Rath gefragt worden. Auch ward ihm schon im Jahre 1747 auf Vermittelung der Landstände die wichtige Stelle eines Advocatus Patriae aufgetragen; eine Stelle, die ihn mit Führung sämmtlicher Rechtshändel des ganzen Staates beauftragte. Die thätigste Zeit seines Geschäftslebens fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, wo bei dem Durchzuge fremder Truppen, welche dem Os-

*) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w. zu holen; denn er war willens, nach Amsterdam und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter, ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit Niemand die wahren Umstände merken sollte. (In den Beil. zu M.'s Leben, W. Th. 10, ist noch ein zweiter Anfang einer Selbstbiographie mitgetheilt.)

nabrückischen Hochstifte sehr bedeutende Lieferungen und Contributionen aller Art auferlegten, Möser's umsichtiges und taktvolles Benehmen dem Lande, außer vielen Unannehmlichkeiten, auch die Summe von einigen Hunderttausend Thalern ersparte. Noch wichtigere Dienste leistete er seinem Vaterlande, als er im Jahre 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen nach London geschickt wurde, um die Bezahlung der von Osnabrück für die alliirte Armee geleisteten Lieferungen zu betreiben. Möser's Aufenthalt in London dauerte acht Monate, und es braucht kaum gesagt zu werden, wie fruchtbringend gerade einem solchen Manne von so hellem Auge, so geistiger Beweglichkeit und so treuherziger Liebe für alle nationale Eigenthümlichkeit ein derartiges Verweilen in der Weltstadt werden mußte. Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Literatur, Schauspiele, Nationalbelustigungen und vor Allem menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art beschäftigten Möser's Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht. Sogar ein Speisehaus für Bettler besuchte er verkleidet in Gesellschaft des berühmten komischen Schauspielers Schutter (s. die Proben). Der Zuwachs von Kenntnissen, den er sich hier erwarb, war von gleicher Wichtigkeit für den Geschäftsmann, wie für den Schriftsteller. Wir sehen dies schon an der Menge der Gegenstände, die der letztere nachher in's Auge faßte. Die französische Literatur, der Möser frühzeitig mit Vorliebe ergeben war, fand an der englischen eine mehr als ebenbürtige Genossin, die jedenfalls einen großen und günstigen Einfluß auf seine geistige und schriftstellerische Bildung übte und nicht geringen Antheil an dem gesunden Humor seiner späteren Aufsätze hat.

Während Möser's Aufenthalt in England wurde, nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens, für den zwei Jahre früher verstorbenen Bischof und Churfürsten Clemens August ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg zum Nachfolger erwählt, und die Wahl traf den zweiten neugebornen Prinzen des Königs. Der Streit zwischen dem Domkapitel zu Osnabrück und dem Könige von England, wer die Vormundschaft über den minderjährigen Regenten zu führen habe, entschied sich zu Gunsten des Königs. Von diesem nun bekam Möser, der schon in London wegen eines Theils der Regierungsangelegenheiten war zu Rathe gezogen worden, insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung oder vor die Landschaft gehören. Demnach war Möser während der Minderjährigkeit des Prinzen, also an zwanzig Jahre hindurch, zwar nicht dem Titel und Range nach, in der That aber der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten.

Diese bedeutende Stellung machte Möser's Lage zu einer äußerst delikaten, denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen, und sollte gleichzeitig das so oft entgegengesetzte Interesse beider Parteien wahrnehmen. Es darf wohl als Beweis der seltensten Geschäfts-

befähigung dienen, die bei Möser mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit verbunden war, daß bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen dennoch Jedermann mit ihm zufrieden war, und es dann sogar blieb, als die vormundschaftliche Regierung ihr Ende hatte. 1762 hatte das während der Sedisvacanz regierende Domkapitel ihn zum Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück ernannt, 1768 erhielt er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Regierung, und 1783 bei dem wirklichen Regierungsantritt des Fürstbischofs nahm er auf wiederholtes Verlangen desselben den Titel als Geheimer Justizrath an.

Im Jahre 1787 verlor Möser seine durch Geist und Herz ausgezeichnete Gattin, mit der er einundvierzig Jahre lang verbunden gewesen war. Schon früher hatte er das Unglück gehabt, seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn in dessen zwanzigstem Lebensjahre zu verlieren; dagegen blieb ihm bis an sein Ende die treueste Pflege einer vortrefflichen Tochter, die an den k. großbrit. Rath v. Voigts in Melle bei Osnabrück verheirathet war.

Bei herannahendem Alter litt Möser öfter an einer Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Er schrieb dies kalten Bädern zu, welche er früher genommen hatte, und erklärte die inneren Spannungen durch eine sinnreiche Hypothese*), der zufolge die Natur von innen heraus arbeiten sollte, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wiederherzustellen. In dieser festen Ueberzeugung streckte er sich, sobald er jene Beschwerden verspürte, ruhig auf's Bett, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten. Selbst schlaflose Nächte achtete er nicht, und war nicht zu bewegen, Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert und die Krankheit vielleicht ganz gehoben hätten. In der Nacht des 8. Januar 1794 hielt er den Todesschweiß, der ihn überfiel, sogar für eine wohlthätige Reaction der Natur. Als er seinen Irrthum bemerkte, sagte er, eingedenk des Streits mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe meinen Prozeß verloren.“ Er gab sodann ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken und sagte, er sei nun müde und wolle schlafen. — So entschlief er, ruhig, so wie er lebte.**)

Osnabrück hat dem Gedächtniß Möser's im Jahre 1836 ein herrliches Standbild von Drake's Meisterhand gewidmet. — Möser's schriftstellerischer wie persönlicher Charakter läßt sich in Kürze dahin bezeichnen: er war im besten Sinne des Wortes ein Freund und Erzieher des Volkes. — Die Bildung eines kräftigen und sittlichen Bürgerthums, in welchem Möser vor allem Andern die sichere Bürgschaft gesunder Zustände erblickte, eines Bürgerthums, in welchem Jeder die Ehre seines Standes achten und behaupten gelernt

*) S. den Briefwechsel mit Nicolai, W. Th. 10. S. 190 ꝛc.

**) In der Darstellung des äußeren Lebensumrisses bin ich der liebevollen und gewissenhaften Biographie Nicolai's gefolgt. Für das Folgende vgl. man noch die treffliche Charakteristik Möser's von Abeken im ersten Theil der s. W.

habe, ist das Ziel und der Kern seiner Schriften. Dem ächten Wohlwollen, das uns diese bezeugen, gesellte sich die klare Einsicht in alle Verhältnisse der staatlichen Gesellschaft, und das richtige Verständniß des Nothwendigen, Wünschenswerthen und Erreichbaren. Seiner eben so practischen, wie conservativen Natur nach, hielt sich der Fortschritt, den er anstrebte, auf dem Boden der Wirklichkeit, und war ein Fortwuchs auf der Grundlage des Bestehenden und aus der Kraft und Fülle des eigenen Organismus. Selbst da, wo uns die Liebe für das Herkömmliche nicht ganz gerechtfertigt erscheint, ist diese Liebe doch bei Möser, dem „Patriarchen", wie ihn Goethe nennt, in dem Innersten seines Wesens begründet, in jener kindlichen Ehrfurcht, welche man unter dem Ausdruck Pietät zu verstehen pflegt.

Die vortrefflichen Worte Goethe's, welcher die Pietät gleichsam als eine zur Thätigkeit gelangte Erbtugend rühmt, die ihre segensvolle Einwirkung verbreite von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, sich wirksam erweise gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land, die Alles umfasse, und indem ihr die Welt gehöre, ihr Letztes Bestes dem Himmel zuwende, die, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen würde, an denen sie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar krank liegt — finden auf Möser ihre vollste Anwendung. Er war, sagt Abeken in seiner Charakteristik Möser's, die Pietät selbst; wie sein Privatleben, das Leben des Hausvaters und Bürgers, auf dieser Tugend ruhete, so tragen alle seine Werke den Stempel desselben und offenbaren jene Richtung des Gemüths „gegen Fürst, gegen Grund und Boden, gegen Stadt und Land"; sie hat einen unaustilgbaren Eindruck auf Alle hinterlassen, die Mösern kannten; und denselben Eindruck machen seine Schriften auf Alle, die sie, unangesteckt von dem weit verbreiteten Geiste der Zeit, lesen.

Die so gediegene und liebevolle Persönlichkeit Möser's, den Goethe zugleich als den *tüchtigen Menschenverstand selbst* bezeichnet, „werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein", entfaltet sich schriftstellerisch am reichsten in seinen *Patriotischen Phantasien*, die Möser's großer und einziger Aufgabe, einer Volkserziehung in *seiner* Weise, musterhaft nachstreben. Die „Phantasien", welche einzeln, zuerst im Osnabrückschen Wochenblatte, 1766 ff., erschienen, wurden 1774 von Möser's Tochter gesammelt herausgegeben. In einem Brief an Letztere*) spricht Möser selbst über den Werth dieser Aufsätze mit größter Anspruchlosigkeit. Er besorgt, „daß Dasjenige, was auf einem Provinzial-Theater erträglich geschienen, auf der großen Bühne Deutschlands nicht gefallen werde. Vieles sei zu local und beziehe sich auf einheimische Verhältnisse, die zum Theil gemacht, zum Theil mißlungen seien. Seine Landsleute seien einzig und allein für die politische Moral, und oft habe er wider seine Gewohnheit declamiren oder bekannte Wahrheiten mit einer wichtigen Miene vortragen müssen, um sich die Aufmerksamkeit

---

*) S. das Vorwort zum 1. Th. der Ph.

seiner Zuhörer zu erwerben. Daher werde Vieles auswärts einen Erdgeschmack haben." Allein der „Erdgeschmack" hat eine Frische, die man mit Freuden immer wieder empfindet, und der lokalste Gegenstand, welcher an sich jede Bedeutung verloren haben würde, kann doch den Möser'schen Geist, welcher in ihm lebendig wurde, nicht verläugnen. „Und wären es", sagt Goethe (Bd. 32, S. 343) „nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben, wie reine Goldbarren, und noch einen höheren, als das Ausgemünzte selbst." An einem andern Orte (Wahrh. u. Dicht. Th. 3. S. 181 ff.) spricht sich die hohe Verehrung Möser's in folgenden Worten aus, mit denen Goethe zugleich die patriotischen Phantasien auf das Bezeichnendste charakterisirt: „An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaftes Ganze ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt."

„Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Produkte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine

Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält."

„Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um Dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen."

„Ein solcher Mann", schließt Goethe, „imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben.*)"

Müssen wir, nach Goethe's Worten, Möser's Einfluß auf die damalige Jugend als von größter Bedeutung anerkennen, so lehrt das Zeugniß eines späteren Schriftstellers, wie nachhaltig derselbe gewesen sei. „Man kann mit Bestimmtheit behaupten", schreibt Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten (Th. 5. S. 260), „daß seit der Befreiung von der Fremdherrschaft im deutschen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht die Ideen Möser's mitthätig gewesen, ja sich als ausgesprochene Richtungen mehr oder minder geltend gemacht hätten." Diese nachhaltige Wirkung wird indeß

---

*) Wie Möser's patriotische Phantasien für Goethe's Schicksal selbst bedeutend wurden, und ihm Gelegenheit gaben, sich bei der ersten Zusammenkunft mit dem damaligen Erbprinzen von Weimar von einer sehr empfehlenden Seite darzustellen, wird von Goethe in Wahrh. u. Dicht. Th. 3. S. 240 erzählt.

Niemanden überraschen, der erwägt, mit welcher Liebe und Gewissenhaftigkeit sich Möser in die Elemente des deutschen Lebens vertieft hatte, wie fest er in dem historischen Boden des Vaterlandes wurzelte, und welchen weiten Gesichtskreis sein heller Blick überschaute. War doch in diesen Gesichtskreis auch Kunst und Poesie mit eingeschlossen, und sein gesundes Urtheil bewährte sich auch da, wo ihm selbst die schöpferische Begabung mangelte. Seine Vertheidigung des Grotesk-Komischen (W. Th. 9), und ganz besonders sein Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur (s. die Proben), in welchem er Goethe's Götz von Berlichingen gegen die bekannte Aeußerung Friedrich's des Großen in Schutz nahm, sind ausreichende Belege dafür. Noch andere schöne Belege finden wir in einzelnen Aufsätzen für das warme religiöse Gefühl, welches Mösern erfüllte. Es war ein praktisches Christenthum, zu welchem er sich bekannte, ohne sich in die Form einer starren Dogmatik zu fügen. Der kleine Aufsatz: Die Religion das beste Hausmittel, zeigt, trotz der heitern Färbung, die Tiefe seiner Empfindung und ein Gottvertrauen, dessen einfache Kindlichkeit nicht zu erschüttern ist.

Möser's zweites Hauptwerk, seine Osnabrückische Geschichte, weis't ihm unter Deutschlands Geschicht-Forschern und -Schreibern einen der ehrenvollsten Plätze an. Sie ist das erste Muster einer deutschen Specialgeschichte, die sich nicht blos mit einer äußerlichen Darstellung des Geschehenen begnügt, sondern gleichsam aus dem innersten Volksleben herausgewachsen ist. Das treffliche, leider unvollendet gebliebene Werk reicht bis zum Jahre 1192. Möser ließ die erste, später vielfach umgearbeitete Ausgabe desselben 1764 und 1765 bogenweise als Manuscript drucken, um darüber die Urtheile Anderer zu vernehmen; doch erst 1768 entschloß er sich, das schon gedruckte Buch bekannt zu machen.

Büffons bekanntes Wort: le style c'est l'homme, findet auf Möser vollkommen Anwendung; ja, wir vermögen die fortschreitende Reife und Vertiefung seines Geistes zugleich an der gedrängteren Sprache und dem bestimmteren Ausdruck sehr wohl zu verfolgen. Während das Ueberflüssige allmälig ausschied, ward die Form voll und gediegen mit dem gediegenen Inhalt. Wie großen Werth Möser selbst auf eine entsprechende Form legte, wie sorgfältig er seine Stoffe durcharbeitete, um ihnen die rechte Einkleidung, den treffenden Ausdruck zu geben, bezeugt der Aufsatz in den Patriotischen Phantasien: Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Neben der Würde und Gediegenheit seines ernsten Styls, von dem die Einleitung zur Osnabrückischen Geschichte ein treffliches Beispiel giebt, stand seiner reichen Natur doch nicht minder der leichte Ausdruck heitrer Laune zu Gebote, und die große Zahl seiner mannichfaltigen kleineren Aufsätze lassen die meisterhafte Fertigkeit erkennen, sich mit der Darstellung den verschiedenartigsten Gegenständen anzupassen. Er trug, wie Broxtermann ihm nachsingt, „des Franken Witz, des Britten Laune in Werke deutscher Weisheit."

Von Justus Möser erschienen:

Osnabrückische Geschichte. Neue verb. Aufl. 2 Bde. Berlin 1780. (Die erste 1768 in Osnabrück erschienene Ausg. hatte nur einen Theil.) Aus dem handschriftlichen Nachlasse Möser's erschien der 3. Band nebst einem Band Urkunden 1824, herausgeg. von C. Stüve.

Patriotische Phantasien, herausgeg. von seiner Tochter J. W. J. v. Voigts, geb. Möser. 4 Bde. (1.—3. Bd. 4 Aufl. 4. Bd. 3 Aufl.) Berlin (1774. 76.) 1819. 20.

Vermischte Schriften, mit M.'s Leben, herausgeg. von Fr. Nicolai. 2 Thle. Berlin 1797. 98.

Sämmtliche Werke. 8 Bde. Berlin 1798.

Reliquien, herausgeg. von B. R. Abeken. Berlin 1837.

Sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. 10 Theile. Berlin 1842. 43.

Th. 1—4: Patriotische Phantasien. Neue verm. Ausg.

Th. 5: Kleinere, den Patriotischen Phantasien verwandte Stücke nebst Schriften über Religion, Kirche und verwandte Gegenstände.

Th. 6, 7 (1 u. 2), 8: Osnabrückische Geschichte.

Th. 9: Kleinere Schriften. — Vermischtes: Aus Möser's frühester Periode, in Zeitschriften Erschienenes, Fragmente. — Historisches.

Th. 10: Leben J. Möser's von Fr. Nicolai. Möser's Briefwechsel mit Fr. Nicolai. Außerdem Briefe an und von Abbt, Gleim, Kästner, Goethe, Graf v. Herzberg, Zimmermann u. s. w.

P r o b e n.

Die Spinnstube. 1766.

Eine osnabrückische Geschichte.

(Patriotische Phantasien, Band 1.)

Selinde — wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud — war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu sein und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sein glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man konnte denselben um so viel mehr gelten lassen, weil sie die Kunst

verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anders auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging, und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich*) Boiserie genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahret waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und im Felde stünde und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage

---

*) Pannel, ouvrage à pans, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus, als Boiserie.

so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders, als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet, und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten, als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Raume zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung

anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging Alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen! wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen; wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden! und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erwecket hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel, als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich Alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgnen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie

Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden; sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andre sonst mehr aus Stolz, als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als Andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlne Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem Jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen, und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich; allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben, und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht beweise ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinende Hofleute Langeweile verursachet, sich oft in einem Bauernhause gelabet, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben.

Und Sie wollten dieses verwerfen? versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hector kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem

einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält! Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er Alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt! Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affecte daher schwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte, sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß es zum Voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Disselsett lieset.

Selinde, die Alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielete ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernet hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielete bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe, und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählig an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war Vieles verloren, Vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen, und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen, als zu trenseln*). Ehe

*) Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man

sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Mädchen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre gezieret gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sahe doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlete Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden. Jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde. . . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug, zu wissen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und Jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

---

goldene und silberne Borten, auch seidne Zeuche in ihre Fäden auflösete. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen.

Das Glück der Bettler. 1767.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frauen bereits um 4 Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu sein, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung, sie würde sich auf diese Weise überarbeiten, antwortete sie mit Seufzen: Ach, ich habe acht lebendige Kinder! Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein, um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend, und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen, und wie sichtbar Gott seinen Fleiß und Ordnung segnete. Wir haben, setzte er hinzu, im Anfange oft Wasser und Brod genossen, waren aber gesund und freudig dabei, bis uns endlich Gott mit Kindern segnete, und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden, schloß er, blutsauer! aber ich habe Brod, und bin vergnügt. . .

Ich verglich hiemit eine Scene, die mir einmal zu London in einem Speisekeller, im Kirchspiele St. Giles, aufgestoßen ist. Herr Schuter, ein berühmter Acteur auf dem Schauplatze im Konventgarten, welcher damals eben die niedrigen Klassen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei festzusetzen und eine völlige Kenntniß vom high life below stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsenpudding mit etwa 6 Loth Speck, zwei Stück gutes Brod und zwei Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen, alles für 2½ Pence, oder 16 Pfennig unsrer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen, und dafür ½ Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut, und man that uns leicht die Ehre an, zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten!

Erstlich zählte ein Jeder seinen Gewinnst vom Tage; und besonders ließen sich die Blinden von zweien andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre

zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war Keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein Jeder nach Gewohnheit einen Humpen mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleeret wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar Einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmtem Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das Vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert, als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel durstet, hungert und frieret, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als Einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern oder Dürsten kömmt, und oft zwanzig große und kleine Minister braucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten, und damit alle seine Bedürfnisse zum Höchsten gereizet hat; jetzt aber sich bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt, und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlnerweise zu sättigen! Er schläft ruhig und unbesorgt, bezahlt keine Auflagen, thut keine Dienste, lebt ungesucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt, erhält und beantwortet keine Complimente, braucht täglich nur eine einzige Lüge, erröthet bei keinem Loche im Strumpfe, kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt, nimmt sich ein Weib, und scheidet sich davon unentgeldlich und ohne Prozeß, zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung, wie er sie versorgen will, wohnt und reiset sicher vor Dieben, findet jede Herberge bequem und überall Brod, leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden, trotzt dem größten Herrn, und ist der ganzen Welt Bürger. Alles, was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse, oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir Alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glücklichste, der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunterschlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt.

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quälet, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren! Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn; bei jedem Ueberfall feindlicher Partheien muß er zittern; um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit

ängstlicher Sorge zubringen, und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen. . . . . Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche, so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sei, lieber zu betteln, als zu arbeiten. Das Einzige, was den Bettlern bishero gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen, und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

Johann konnte nicht leben. 1768.

Eine alltägliche Geschichte.

Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren und die Lügen, unter Gottes Geleit, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?

Ja, Herr Kriegesrath; aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprüchwort . . .

Kein Aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buche sein sollten. Sie sind mir verhaßter, als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden.

Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu.

Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegesrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können.

Freilich nicht, Herr Kriegesrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre.

Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein er

konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretair an die Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen ... Ich wette, Johann, du würdest auch Bob, oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest.

Das käme auf die Probe an, Herr Kriegesrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von Grosse-Beauté haben müsse.

Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer in's Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlössest.

Ach, Herr Kriegesrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit und, was das Vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient.

Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein, daß der Mann, der ihm alle Monat ein Paar Schuh macht, zugleich von diesen zwölf Paar Schuhen leben will, das ist unerträglich.

Hören Sie, Herr Kriegesrath, mein voriger Herr, ein Burgemeister, sprach eben so. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, müssen so viele Rathsherren leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu

Burgemeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andre, und die beste Besoldung von jenem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht; aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg, und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts, indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die Jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie Alles auf's Schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spione abgeben und nicht für's gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Burgemeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein; das weiß der liebe Himmel.

Ist deine Predigt aus, Johann? Nun, so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe. . . .

Wer war vergnügter, als Johann? Er ward Thorschreiber, und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegesräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von Grosse Beauté, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem Allen ungeachtet, konnte auch sie nicht leben. Sie kamen Beide in's Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

Die moralischen Vortheile der Landplagen. 1772.

(Patriotische Phantasien, Band 2.)

O wenn doch erst Ostern, wenn nur erst der lange Winter vorüber sein möchte! sagte im vorigen Herbste ein Heuermann zu mir, der für sich, seine Frau und sieben Kinder nicht so viel geerndtet hatte, als er bis Martini gebrauchte, dem sein gesäeter Lein nicht aufgegangen war, und den die vorjährige Theurung bereits außer Stand gesetzt hatte, seinem Wirthe die letztverschienene Heuer zu bezahlen.

Nun sprach ich gestern zu ihm: Ostern ist da, und der lange Winter vorüber, und ich sehe, ihr lebt doch noch mit eurer Frau und allen euren Kindern! Ich glaube zwar wohl, ihr habt euer Brod sauer erworben; aber es wird euch auch nie so gut geschmeckt haben, als diesen Winter, da es das Rareste war, was ihr hattet.

Ja wohl ist es mir sauer geworden, antwortete er; Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend, und mich entkräftet; so sauer ist es uns geworden. Der Flachs, den wir noch hatten, war bald aufgesponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unser waren nur drei, die spinnen konnten, und neune, die essen wollten. Zur Arbeit außer dem Hause war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten heran kam, war unser Flachs versponnen und verzehrt. Ach, ihr traurige Weihnachten! Meine Frau hatte ihre Röcke und Mützen bereits versetzt; wir konnten nicht zu Gottes Kirche gehn. Sonst war nichts im Hause, woraus wir einiges Geld hätten lösen können, außer einer Kuh. Ich wollte sie wegführen, sie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten sie fest umarmt, und wir schrieen alle, und standen so eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwei Stunden, in der Absicht, die Meinigen nicht Hungers sterben zu sehen. Aber es war immer, als wenn mich sechs Pferde zurückzögen; ich mußte wieder zu den Meinigen; und nun kam ich einen angefülleten Backofen vorüber, und die Noth, der süße Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So sauer ist es mir geworden! Bei diesem gestohlenen Brode feierten wir unser Christfest. Aber nun stand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh und brachte sie dem Manne, welchem ich das Brod gestohlen hatte. Mit tausend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab sie mir wieder, und einen Scheffel Roggen dabei. Seitdem hat mir mein Wirth, dem ich die vorjährige Heuer noch schuldig bin, und den ich vorhin nicht ansprechen mochte, weil er selbst nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach, Herr! es giebt doch noch Mit-

leiden in der Welt, es giebt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!

Die letzte Anmerkung des guten Mannes gefiel mir. Was wollt ihr aber nun anfangen? fuhr ich fort.

Ich muß jetzt nach Holland, sagte er, um so viel zu verdienen, daß ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reisegeld, und da ich von Allen, die ich kenne, schon so viel Gutes empfangen, so mag ich Keinen darum ansprechen; ich muß also doch meine Kuh . . . . Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Gesichte. — Und wer weiß, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem so traurigen Winter schwächlich finde, und mich sehr werde anstrengen müssen, um nur erst so viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer schuldig bin.

Ich gab ihm zu seiner Reise, zu seiner Erhaltung für seine Kinder; — und nun eilte ich, der heimlichen Tugend nachzudenken, welche die Noth in manchen Herzen aufschließt. Wie groß, wie edel, dachte ich, hat sich bei der gegenwärtigen Theurung nicht manches Herz zeigen können! Was für verborgne Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet! Und wie vielen Dank sind wir der Vorsehung nicht für diese Prüfung schuldig!

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hilfe macht ihn nachläßig in seiner Arbeit; der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe, und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebnen Weg; nichts zwinget zu Empfindungen und großen Entschlüssen; die öffentliche Vorsorge wird schlaff, und Alles geht so gleichgültig wohl, daß auch selbst das größte Genie nur halb entwickelt wird.

Allein, wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert, und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann, dann zeigt sich Alles wirksam und groß; der Redner wird mächtig, das Genie übertrifft seine eignen Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunet über ihre eignen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Gränzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Großen verschwinden unter ihrem Fluge, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Wie mancher Saame der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und noch weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären! Wie Vielen hat der Anblick eines abgezehrten Armen ihr eignes Herz bekannt gemacht! Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde

zur Arbeit beseelt, wovon er vorhin nur schwache Anfälle hatte! Sollten nicht auch viele unsrer Landleute den Werth der Mäßigkeit und Sparsamkeit besser, als vorhin eingesehen, und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus nothwendig schienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen; er wird zu einer andern Betrachtung führen.

Wie nützlich, wie lehrreich, sowohl für das Herz, als den Verstand, ist also nicht die jetzige Theurung! Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiß so geordnet zu haben, daß dergleichen wenigstens eine in jedes Menschen Alter fallen muß. Ohne diese Erweckung würden Viele ein sehr dummes Leben führen. Zwar giebt sich der feinere Theil der Menschen Mühe genug, häufigere Strafen des Himmels zu verdienen, und, wenn er hieran nicht genug hat, sich selbst zu quälen. Allein dessen Gefühl bedarf auch der wenigsten Erweckungen; und der Himmel braucht eben kein Land zu strafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groß oder zu fühllos, um bei einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläßt er sie ihrer marternden Einbildung.

Keine Beförderung nach Verdiensten. 1772.

An einen Officier.

Es geht mir zwar nahe, liebster Freund! daß Ihre Verdienste so wenig erkannt werden; allein Ihre Forderung, daß in einem Staate einzig und allein auf wahre Verdienste gesehen werden sollte, ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, die seltsamste, welche noch in einer müßigen Stunde ausgehecket worden. Ich wenigstens würde, belohnt oder unbelohnt, nie in dem Staate bleiben, worin man es zur Regel gemacht hätte, alle Ehre einzig und allein dem Verdienste zuzuwenden. Belohnt, würde ich nicht das Herz gehabt haben, einem Freunde unter die Augen zu gehen, aus Furcht, ihn zu sehr zu demüthigen; und unbelohnt, würde ich in einer Art von öffentlicher Beschimpfung gelebt haben, weil ein Jeder von mir gesagt haben würde: Der Mann hat keine Verdienste. Glauben Sie mir gewiß, so lange wir Menschen bleiben, ist es besser, daß unterweilen auch Glück und Gunst die Preise austheilen, als daß eine menschliche Weisheit solche Jedem nach seinen Verdiensten zuwäge; es ist besser, daß Geburt und Alter, als wahrer Werth die Rangordnung der Welt bestimme. Ja, ich getraue mich, zu sagen, der Dienst würde gar nicht bestehen können, wenn jede Beförderung sich lediglich auf das Verdienst gründete. Denn alle Diejenigen, so mit

den Beförderten in gleicher Hoffnung gestanden — und dieses würde natürlicher Weise der Fall aller Derjenigen gewesen sein, die nur irgend eine gute Meinung von sich gehabt hätten — würden sich für beleidigt und beschimpft halten. Ihre Gesinnungen würden sich gegen ihn, gegen den Dienst und gegen den Herrn wenden; sie würden in Haß und Feindschaft ausbrechen; und in kurzer Zeit würde man unter allen Kriegs- und Landesbedienten eben die Auftritte sehen, welche man sonst nur an Höfen und auf Universitäten sieht, wo der Ruhm persönlicher Verdienste näher in Betracht kömmt, folglich auch alle obige Fehler erzeugt. Erwägen Sie dagegen den Fall, wo Dieser durch eine höhere Geburt, Jener dnrch seine mehrern Jahre im Dienste, und dann und wann auch Einer durch einen glücklichen Zufall befördert wird, so bleibt es einem Jeden frei, sich damit zu schmeicheln, daß es nicht nach Verdiensten in der Welt gehe; es kann sich so leicht Niemand für beschimpft halten; die Eigenliebe beruhiget sich, und man denkt: Glück und Zeiten werden uns auch an die Reihe bringen. Mit diesen Gedanken vertreiben wir unsern Kummer, fassen neue Hoffnungen, arbeiten fort, vertragen den Glücklichern, und der Dienst wird nicht gehindert. Anstatt daß der Fähndrich dem Lieutenant, und dieser dem Hauptmann heimlich zu schaden suchen würde, wenn der Obere dem Untern blos seines größeren Verdienstes halber vorgesetzet worden. Die größte Zwietracht findet sich insgemein unter den Generalen, weil die Hauptausführungen bisweilen große Verdienste erfordern. Allein diese Zwietracht würde allgemein sein, wenn die Officiere nach den Grundsätzen befördert würden, nach welchen Generale zu Ausführungen erwählet werden.

Und wie viele Ungerechtigkeiten würden nicht in einem Staate, unter dem Scheine, das Verdienst zu befördern, vorgenommen werden können! Der Fürst ist nicht allemal ein einsichtsvoller Richter; er kann auch von seiner Höhe nicht Alles übersehen. Diesem würde ein Günstling, Jenem eine Maitresse Verdienste leihen; und wahrscheinlich würde der dreiste Stümper den bescheidnen Künstler, der gefällige Schmeichler den stillen Redlichen, der unruhige Projectenmacher den erfahrenen Kameralisten, und das Schimmernde allemal das Wahre verdrängen. Der Fürst, wo er wider alle Wahrscheinlichkeit nicht zugleich der größte Mann von Einsicht und Redlichkeit wäre, würde sich wenigstens in der größten Verlegenheit befinden, oder sich, unter dem Vorwande, das Verdienst zu belohnen, zu einem orientalischen Despoten erheben, der zuerst aus einem ähnlichen Grundsatze abgereiset ist, wie er einen Sclaven zu seinem ersten Minister verordnete, alle Klassen der Menschen durch einander mischte, und sich allein zum Ungeheuer machte. Wer ruhig in der Welt leben, wer die Süßigkeit der Freundschaft genießen, wer den Beifall der Redlichen behalten und große Endzwecke befördern wollte, würde sein Verdienst verläugnen, und sich vor allen äußerlichen Belohnungen desselben mit der größten Sorgfalt in Acht nehmen müssen.

Wären wir Menschen nicht so beschaffen, daß Jeder nicht die beste Meinung von sich selbst hätte, so möchte es freilich anders sein. Allein so lange wir unsre jetzige Natur und unsre Leidenschaften behalten, und so lange es gewissermaßen

nöthig ist, daß Jeder eine gute Meinung von sich selbst habe, scheinet mir die Beförderung nach Verdiensten gerade das Mittel zu sein, Alles zu verwirren. Schon jetzt ist es im Militairstande eine Art von Gesetz, daß der ältere Officier seinen Abschied nehmen muß, wenn ihm ein jüngerer vorgezogen wird. Was würde es dann nicht sein, wenn das Avancement nach Verdiensten ginge, wenn auf einmal der Generaladjutant, der einem alten General jetzt zum Rathgeber zugegeben wird, diesem und allen übrigen vorgesetzet würde? Würden hier nicht alle Diejenigen öffentlich gescholten und außer Stand gesetzt werden, länger zu dienen, wenn das Verdienst Alles entschiede?

Zwar hat ein großer König unsrer Zeiten ein Mittel erfunden, auch in diesen Fällen die Gemüther zu beruhigen. Er geht oft die Ordnung des Dienstalters vorbei, zieht einen Geschickten dem Aelteren vor, und befördert nach einiger Zeit einen Vorbeigegangenen auf eine so schmeichelhafte Art, daß jeder Uebergangene allezeit im Zweifel erhalten wird, ob der König ihn nur zu einer bessern Beförderuug gesparet, oder aber aus Mangel von Verdiensten zurück gesetzet habe. Allein dieses Mittel wird allezeit als außerordentlich betrachtet werden müssen; es gehört blos für den Herrn, den Einsicht und Erfahrung zu dessen Gebrauch privilegiren. In jeder andern Hand würde es das Gefährlichste für die Ruhe der Menschen, und der helle Weg zur äußersten Sclaverei sein.

Sie wenden mir ein, bei großen Verdiensten finde sich auch allezeit Bescheidenheit und Mäßigung, und mit Hülfe dieser Tugenden würde der Glückliche sich mit dem Unglücklichen leicht versöhnen, und die Empfindungen des Hasses und Neides ersticken, welche sich zum Nachtheil des Dienstes in der Brust aller Zurückgesetzten erzeugen könnten. Allein sobald Verdienste öffentlich erkannt und belohnet sind, wird einem die Bescheidenheit und Mäßigung nur für Politik angerechnet, und man kann davon keine Wirkung hoffen. Ja, ich möchte sagen, die Bescheidenheit vermehre oft nur die Kränkung des Unbelohnten, weil dieser nicht selten wünscht, an dem Glücklichen einen Fehler zu finden, um ihn zu seiner eigenen Ruhe desto rechtmäßiger hassen zu können; so sind wir Menschen. Zudem wiegt der Staat die Verdienste nicht wie der Sittenlehrer ab. Jener zieht oft große Talente, wenn sie auch von Stolz und Unbescheidenheit begleitet werden, mit Recht einer minder geschickten Bescheidenheit vor.

Derjenige Staat würde auch sehr unglücklich sein, der nicht mehrere und viel mehrere Männer von Verdiensten besäße, als er belohnen könnte; und bei dieser Voraussetzung würde es doch immer für sehr viele Menschen unangenehm sein, sich vorstellen zu müssen, daß die Belohnten auch die Vorzüglichsten unter Allen wären, und jedes Ordensband auch den besten Ritter bezeichnete. Jetzt können diese zu ihrer Beruhigung denken: das Glück, und nicht das Verdienst hat diese erhoben, oder mit dem Dichter sprechen: Hier deckt ein großer Stern ein kleines Herz. Allein, wenn Alles nach Verdiensten ginge, so fiele diese so nöthige Beruhigung ganz weg, und der Schuster, der mit aller Zufriedenheit an seinem Leisten klopft, so lange er sich schmeicheln kann, daß er ganz etwas

anders, als der Frau Burgemeisterin ihre Pantoffeln flicken würde, wenn Verdienste in der Welt geachtet würden, könnte unmöglich glücklich sein.

Lassen Sie also, liebster Freund! Ihren schwärmerischen Gedanken von der Glückseligkeit eines Staats fahren, worin Alles nach Verdiensten gehen sollte. Wo Menschen herrschen und Menschen dienen, ist Geburt und Alter, oder das Dienstalter immer noch die sicherste und am wenigsten beleidigende Regel zu Beförderungen. Dem schöpferischen Genie, oder der eigentlichen Virtù, wird diese Regel nicht schaden; aber eine Ausnahme von dieser Art ist sehr selten, und wird auch nur schlechte Herzen kränken.

Das leichteste Mittel, um zu gefallen.

. . . Man schreibt viel von der Kunst, zu gefallen; und wenn jemals die Regeln Krücken gewesen, welche der Kranke gebraucht und der Gesunde verwirft, so ist es in dieser Kunst. Das ganze Geheimniß bestehet in einem großen Verdienste und einem Loche im Strumpfe. Oder, um mich deutlicher zu erklären, man bemühe sich, der Erste in seiner Art zu werden, und gebe dem Feinde einen, und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Neid des erstern und die Phantasie des andern wird durch dieses geringe Opfer befriediget, und der eine wie der andere so sanft erhöhet werden, daß er sich selbst bei uns gefallen wird. Denn die Kunst, zu gefallen, bestehet nicht sowohl darin, daß wir andern, sondern andere sich mit uns gefallen.

Ein vollkommener Mensch würde unerträglich sein, und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen; und dieses räumet unser theures Selbst ungern ein. Zweitens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsre Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen Moidor nicht gerne unsre Scheidemünze auskramen, und also in unsern eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dies ist nun ein pro primo, pro secundo und pro tertio. Mehrere Ursachen darf ein Pedant nicht haben.

Noch gefährlicher aber ist es, und dieses ist der gemeinste Fall, wenn wir Fehler haben, und doch keinen einzigen zeigen wollen, wenn von der Fußsohle an bis zum leeren Scheitel Alles in der feinsten Ordnung erscheinet. Da kömmt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äußerliche Bau ihr einen Fehler preisgeben will. Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Capelle; und wehe dann

dem armen Sünder, wenn er hier die Probe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des Andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art.

Ein gutes Mittel wider die böse Laune. 1772.

Von einer Dame auf dem Lande.

Ich muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mittheilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwei Eheleute bisweilen sein können, wie sich eben Herr und Frau ... bei uns ansagen ließen. Nun, so wollte ich ... fuhr mein Mann heraus, man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein sein; es ist doch eben keine Zeit, um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden, und ich weiß nicht, was den Leuten ankömmt; es sind ja erst vierzehn Tage, daß sie uns besuchet haben. Und ich bin auch nicht im Stande, stimmete ich ihm grämlich bei, einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig außer Stande bin, diesen Mittag einen Braten zu schaffen. Indessen, und da die Gäste schon vor dem Thore und zwei Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viele Ehre sein.

Nun, sagte mein Mann, das wird eine recht schöne Gesellschaft sein; ich bin nicht im Stande, drei Worte zu sprechen, und du ... O! antwortete ich ihm, hier ist nichts zu thun, als wir müssen beide eine Rolle spielen; ich will die allerliebste Frau und du sollst den allerliebsten Mann agiren; wir wollen sehen ... In dem Augenblick kamen unsre Gäste auf den Platz gefahren, und wir machten den Anfang unsrer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen; und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach. Wir lachten beide über unsre Rollen von ganzem Herzen, und unsre Gäste, die dieses Lachen für lauter Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus; und ehe eine Viertelstunde vorüberging, waren wir Alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen bei einander versammlet hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt; das Negligé fand Beifall, und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmal ein ganz neuer Geist unsrer bemeistert hätte, und was erst blos Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir anfangs nur spielen wollten.

Was dünkt Ihnen, liebste Freundin! von diesem Mittel, sich in eine gute Laune, die wir so selten in unsrer Gewalt haben, zu versetzen? Sollte es nicht zu dieser Zeit, wo man oft so verdrießlich empfangen und so kaltsinnig entlassen wird, eine öffentliche Bekanntmachung verdienen? Die ganze Kunst scheinet nur darin zu bestehen, daß man seine Freunde erst aufgeräumt und erkenntlich macht, und wird dieses gleich anfangs durch eine glückliche Verstellung erzwungen, so können wir selbst nicht unaufgeräumt und unerkenntlich bleiben, sondern müssen nach einer ganz natürlichen Harmonie mit einstimmen. Wir vergessen sodann das Mittel, und schmecken nur die Süßigkeiten des Erfolgs.

Mein Vater, ein tiefsinniger Mann, der seine Hausrechnungen niemals nachsahe, aber dagegen den Lauf der Kometen desto genauer zu berechnen suchte, den alle fünfhundert Hofnarren des Königs von Monomotapa nicht zum Lachen gebracht haben würden, pflegte sich alle Tage einmal in seinen Lehnstuhl zu setzen und so lange mit dem Munde zu lachen, bis er wirklich von Herzen lachen und seiner Lunge eine wohlthätige Erschütterung geben konnte. Hier war also noch ein andrer Grund der veränderten Laune; und ich glaube, wenn man aus Muthwillen oder aus Ueberlegung sein Gesicht eine Zeitlang vor dem Spiegel zu freundschaftlichen Zügen übte, es würde diese Bewegung der Lachmuskeln auch eine glückliche Mitwirkung auf unser Herz hervorbringen.

Doch Sie können ohne dieses Mittel vergnügt sein; aber wir armen geplagten Hausfrauen mit unsern grämlichen Männern müssen bisweilen unsre Zuflucht zur Kunst nehmen, um die Falten zu verziehen, welche sich wider unsern Willen zu Runzeln aufwerfen wollen. Leben Sie indessen wohl, und vergessen uns tragikomische Landleute nicht.

Ich bin Amalia . . .

Wie viel braucht man, um zu leben? 1774.

Was braucht man, um zu leben? ist zwar eine alte, aber auch noch nie völlig beantwortete Frage. Ein Thorschreiber, dem der Fürst jährlich hundert Thaler gab, stellte einmal unterthänigst vor:

> Es sei unmöglich, bei den gegenwärtigen theuren und verschwenderischen Zeiten von hundert Thalern zu leben; er habe eine Frau und sechs Kinder. Wenn er auf jede Person auch nur jährlich zwanzig Thaler rechne, und so viel bewilligte man doch wohl zum Unterhalte eines Fündlings, so wäre es offenbar, daß er damit nicht auslangen könnte. Er müsse also nothwendig ein Betrüger werden, oder als ein ehrlicher Mann verhungern . . .

Der Fürst ließ sich endlich bewegen, demselben jährlich dreihundert Thaler

zu geben, ohnerachtet die Accise an dem Thore, wo der Thorschreiber stand, nicht völlig tausend Thaler des Jahrs einbrachte, und der Schreiber solchergestalt über dreißig Procent von der Einnahme erhielt. Wer war froher, als der Thorschreiber! Seine Frau, welche bisher nur Kontuschen getragen, legte sich eine Adrienne zu, die Töchter wurden Mademoiselles geheißen, und die Söhne mußten, als Kinder eines großen fürstlichen Bedienten, zum Studiren angehalten werden. Kaum aber hatte diese Veränderung einige Jahre bestanden, so war der Thorschreiber in Schulden, und stellte abermals vor:

> Es sei schlechterdings unmöglich, daß er mit dem ihm gnädigst bewilligten Gehalt auskommen könnte. Höchstdieselben würden gnädigst erwägen, daß, wenn er nur einigermaßen *standesmäßig* leben sollte, auch der sparsamste Bediente *von seinem Stande* damit nicht ausreichen könnte. Der Unterricht seiner Kinder, welche doch *nach ihrem Stande* studiren müßten, nehme wenigstens den dritten Theil seines Gehalts weg; und da der Aelteste bald auf die Universität müßte, so würde dieser allein den Ueberrest seines Gehalts verzehren . . . .

Der Fürst legte hierauf seinen Ministern die Frage vor: ob er keinem seiner Bedienten eine Zulage geben könnte, ohne zugleich eine Standeserhöhung zu veranlassen? Die Minister antworteten:

> Es wäre natürlich, daß ein Mann, der viertausend Thaler jährlicher Besoldung hätte, mehr verzehren müßte, als ein andrer, der nur zweitausend erhielte, und daß derjenige, der vierhundert Thaler erhielte, sich höher achtete, als ein andrer, der nur die Hälfte bekäme. Die Folge hievon wäre, daß diejenigen, so große Besoldungen hätten, eben so wenig leben könnten, als die andern, so geringere hätten; und wenn Ihro Fürstl. Durchlaucht Dero eigenen Kammeretat nachsehen zu lassen geruhen wollten, so würde sich finden, daß Höchstdieselben eben wohl nicht standesmäßig leben könnten. Es wären in dem Fürstlichen Hause so viele Prinzen und Prinzessinnen, so viele Apanagen, so viele hohe und niedrige Bediente . . .

Der Thorschreiber wurde nun zwar hierauf in Gnaden beschieden, daß, wenn er von dem Dienste nicht leben könnte, es ihm frei stehen sollte, einen bessern zu suchen. Allein der Fürst war dadurch doch nicht beruhiget, und glaubte immer noch, daß seine Minister der Frage kein Genüge gethan, wenigstens die Quelle des Uebels nicht recht aufgedecket hätten. Er wandte sich also an seinen alten längst aus dem Dienste getretenen Kanzler, der vorhin seines Großvaters einziger geheimer Rath, Kammerpräsident und Secretarius gewesen war, und bat denselben, ihm seine Meinung hierüber zu entdecken. Dieser versetzte mit wenigen Worten:

„Euer Fürstl. Durchlaucht Herr Großvater hielten wenige und gute Be„diente; sie forderten von denselben Arbeit und Treue, und verließen sich auf „beides. Ihr Herr Vater liebte eine andere Ordnung; es wurden so manche „Departements gemacht, als Sachen waren; dazu kam ein Oberdepartement, um

„alle die andern Departements zu beachten; zu jedem wurden ein paar Räthe, „ein paar Secretarien und verschiedene Unterbediente nothwendig erfordert; diese „Departements forderten sodann besondere Zimmer, Archive, Acten, Rechnungen „und Berichte; die Mitglieder derselben beeiferten sich um die Wette, um die „Sachen in die schönste Ordnung zu bringen; sie erfanden die deutlichsten For„mulare, Rubriken, Tabellen und hundert andre Dinge, wozu immer mehr und „mehr Hände, immer mehr und mehr Papier, immer mehr und mehr geschickte „Leute erfordert wurden. Der Thorschreiberdienst wurde zu einer Wissenschaft, „und der Untervogt mußte einen zierlichen Bericht zu erstatten im Stande sein. „Eure Fürstl. Durchlaucht waren zu dieser Ordnung erzogen; Sie verbesserten „dieselbe noch in vielen wesentlichen Stücken, und ich ging als ein alter Mann „mit dem vergnügten, aber auch traurigen Anblick aus Dero Diensten, daß „meine Arbeit unter funfzig Personen vertheilet wurde. Indessen habe ich mir „neulich den Generaletat von der jetzigen Einnahme vorzeigen lassen, und gefun„den, daß Höchstdieselben jetzt jährlich zehntausend Thaler mehr, wie der Herr „Großvater einzunehmen, aber auch funfzigtausend Thaler mehr für die Diener„schaft auszugeben haben, als wie ich Kanzler mit einer Besoldung von fünf„hundert Thalern war, und einen Schreiber hatte, dem hundert Thaler in Gna„den gereichet wurden. . . .“

Aber, sagte der Fürst, es ist doch nicht möglich, daß ich etwas von dem allen einschränken kann. Ein Militärdepartement ist unentbehrlich, weil es mit Leuten besetzt sein muß, welche das Militaire aus dem Grunde verstehen. Das Kammerdepartement erfordert unstreitig seine eignen Leute, und diejenigen, so dabei stehen, haben alle Hände voll zu thun; ohne ein Justizdepartement kann kein Land bestehen; wie vielen Ungerechtigkeiten würden sonst meine armen Unterthanen nicht ausgesetzt sein! Das geistliche Departement läßt sich mit dem weltlichen gar nicht vereinigen; und die Regierungssachen erfordern wahrlich auch geschickte Männer, damit Alles in der Ordnung, und der Friede mit den Nachbaren erhalten werde. Das Hofdepartement ist in allen Ländern von den übrigen getrennet; der Stall, die Küche, der Keller, die Kapelle, das Theater, die Jagd, die Hofgebäude, die Gärten, die Lustbarkeiten, — wollen durchaus besondere Leute und ein Marschallamt; der geringste Edelmann in meinem Lande hat ja seinen Secretär, Oberverwalter, Unterverwalter oder Kornschreiber, seinen Haushofmeister, seinen Kammerdiener, seinen besondern Braten-, Pasteten- und Suppenkoch, seinen Haushaltungsgegenschreiber, seinen Kutscher, Postillon und Vorreiter, seine Jäger, Bediente, Läufer . . . Wie will ich dann mein Ansehen unter diesen behaupten, wenn ich mich, wie mein Großvater, mit einem Kanzler begnügte, und die Departements dagegen eingehen ließe?

Dieses ist auch meine Meinung nicht, versetzte der Kanzler; ich habe weiter nichts sagen wollen, als daß ein Fürst wider die schöne Ordnung und wider das viele Simplificiren, welches sich unter der Dienerschaft immer mehr und mehr ausbreitet, auf seiner Hut sein müsse. Eine große Bibliothek kann und muß nach den Wissenschaften geordnet werden. Man wählt billig für jede Klasse

ein besondres Repositorium, und in dem Bücherverzeichniß eine besondre Rubrik. Wenn man aber dieses bei einer kleinen Bibliothek thun will, so kömmt unter jeder Rubrik und in jedes Repositorium oft nur ein einziges Werk; und es wird auf diese Art viel Papier, viel Holz und Raum verschwendet. Eben so geht es auch mit den Departements, mit den vielen besondern Rechnungen, Etats und Berichten; diese vermehren die Arbeit, aber nicht die Einnahme; und ein Fürst, der Alles selbst sehen, lesen und wissen will, ist in meinen Augen ein Mann, der, um einen Fuchs zu fangen, mit zehntausend Unterthanen ein Treibjagen anstellet. Ich dächte, man ließe dem Fuchs ein Huhn, und stellte das Treibjagen ein.

Stille, mein lieber Kanzler, schloß der Fürst, die Ordnung, die Ordnung ist eine so schöne, so nothwendige, so wichtige Sache . . . und ein Fuchs ist für die armen Hühner ein so schädliches Thier. Doch, um auf unsre vorige Frage zu kommen, und von der Sache recht aus dem Grunde unterrichtet zu sein, wollen wir durch unser Intelligenzblatt einen Preis von 50 Ducaten für die beste Ausführung über

die Aufgabe

bekannt machen lassen: Wie viel braucht man, um zu leben?

Auch der Freund ist schonend bei unangenehmen Wahrheiten. 1779.

(Patriot. Phantas. Th. 3.)

Damon ist mein guter Freund; er hat ein redliches Herz und viel Geschicklichkeit; aber ich kann ihm das freundschaftliche Vertrauen nicht bezeigen, was er wünscht. Warum? Er wendet seine Gedanken nicht genug, und trägt sie gemeiniglich mit einer üblen Laune vor, die an sich wohlgemeint, aber doch für Viele beleidigend ist. Wenn ich mich selbst prüfe, so fühle ich zwar wohl, daß auch meine Eigenliebe sich zu leicht beleidigt glaube. Aber weil Damon viel jünger ist, wie ich, so denke ich, er müsse sich nach seinem ältern Freunde richten. Seine Absicht ist, mir eine nützliche Wahrheit zu sagen, und sein Wunsch, daß sie bei mir die größte Wirkung thun möge; warum wendet er sie denn nicht so, daß seine Absicht und sein Wunsch erfüllet werde? Oft habe ich die Politik eines großen Weltmannes bewundert, der bei tausend verdrießlichen Geschäften doch nimmer eine verdrießliche Miene zeigt, und auch selbst das Unangenehme, was er einem aus Pflicht sagen muß, so sanft und freundschaftlich zu wenden weiß, daß man ihm auch für das Böse danken muß. Sollte ein Freund minder schonend sein? oder kann jene Politik mit der Redlichkeit nicht bestehen?

Ei was! wird Damon sagen, wer kann jedes Wort auf die Wagschale legen? Ein Freund muß kein Schmeichler sein, und alle dergleichen kleine Wen=

dungen verrathen doch im Grunde eine Falschheit; ich rede, wie ich denke, und je mehr eine Wahrheit sticht, je besser wird sie gefühlt.

Aber, mein Freund, wenn Sie mir eine betrübte Nachricht zu bringen haben, so wenden Sie doch alle Kunst an, meine Empfindlichkeit zu schonen; diese kleine Falschheit, wenn es eine ist, haben Sie doch gebilliget, und aus dem Umgang mit der großen Welt angenommen; warum wollen Sie mich denn in andern Fällen minder schonen, und mir ohne Noth die Galle in's Geblüt jagen? Dieses ist ja Ihre Absicht nicht; und da Sie Verstand genug haben, um eine angenehme Wendung zu erfinden, so ist es vielleicht nichts, als ein Eigensinn, oder der Hang einer Laune, um deren Richtung Sie sich keine Mühe geben, wodurch Sie bei dieser Art des Verfahrens geleitet werden. Sie haben Ihren gelehrten Vortrag überaus verbessert, und befleißigen sich in demselben des schönsten Styls; warum wollen Sie nicht, einem redlichen Freunde zu Gefallen, Ihren übrigen Styl eben so verbessern? Warum wollen Sie sich gerade diejenigen zum Muster wählen, die für das Publicum glänzen, und für ihre häuslichen Freunde Tyrannen sind?

Eine Erzählung, wie es viele giebt. 1776.

Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigne Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andere studirt werden, da sie in der That wichtiger ist, und einem öfterer als andere freie Künste zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachläßiget, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerke herabgewürdiget, und die guten Gesellschaften genöthiget haben, ihr den Abschied zu geben. Nur wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, die sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere; und doch ist nichts gewissers, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhange. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte; oft blos das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt, als sagt, allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung, welche sich beide nicht erreichen lassen, wo man nicht beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, Alles, was nicht zu demselben wirket, vorbei läßt, dasjenige aber, was dazu dienet, wohl ordnet, den Hauptzügen mehreres Licht, als den Nebenzügen giebt, und zuletzt die Begierde des Zu-

hörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie sie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättiget. Der gewöhnliche Lauf unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eigenen Ohren habe anhören müssen.

„Hiebei fällt mir ein, fing Jemand an, was mir einmal unterwegens be„gegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja, ich glaube, es war nach Münster; „denn meine Frau war damals mit ihrem ersten Kinde schwanger, und sie wollte „noch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloß besehen. Wir waren „auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich, oder zu Latbergen, „das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran, und „die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, „und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daß es beinahe zu Ende „des Aprils eingefallen war, daß wir Beide, ich und meine Frau, welche damals „noch nicht daran dachte, daß ihr der Tod das Kind, womit sie zum erstenmal „gesegnet war, so früh wieder rauben würde, vor der Thür standen, und sahen, „wie die Leute im Mondenschein spazieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, so „war es ein Festtag, und wohl gar der erste Mai, der, wo mir recht ist, noch „dazu auf einen Sonntag fiel, so daß man es wohl für einen doppelten Festtag „halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrei ganz aus der Ferne (das „Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand „etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten Pollsoren und zotticht bemoosten „Eichen besteht), und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daß alle Spazie„rende ihre Ohren wie ihre Füße dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: „wollen wir auch hingehen? wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es „noch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillon, der dem einen Pferde „noch ein Eisen unterlegen lassen muß, und seine Futtersäcke noch nicht ange„füllet hat, fertig sein wird. Ja, sagte meine liebe Frau, wie du willst, ich bin „bereit, und es soll mir recht angenehm sein, mich noch ein bischen zu vertreten; „denn von dem Fahren sind mir die Füße etwas angelaufen; und da wir die „Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht in meinen Umständen gesund, daß ich „ein bischen gehe. Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte „bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuh, wegen des vorerwähn„ten Umstandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir „immer mehr schreien; ich dachte, was Henker mag da zu thun sein? es giebt „doch in dem Holze wohl keine Räuber; diese können sich gewiß nicht darin auf„halten, da sich kaum ein Hase darin verbergen kann; und wenn es auch wäre, „so sind unser so Viele, daß sie uns nichts thun sollen. Doch war mir angst, „meine Frau möchte sich in ihren Umständen erschrecken, und so entschloß ich „mich eben, mit ihr wieder zurück zu kehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. „Nun sprach ich zu meiner Frau: hier wird gewiß nichts Schreckhaftes sein, „wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über „dich, damit du dich nicht verkältest; denn es war doch etwas frisch geworden, „und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbe-

„halten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine „Menge Volks um einen großen Baum versammlet, und indem Alle sprachen, „hörten wir nicht, was Einer sagte. Was ist hier zu thun? sagte ich zu einem „Manne, der bei mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war, als die „Andern. O! nichts, war seine Antwort, es ist schon fort; und wie ich mich „weiter erkundigte, denn ich konnte unmöglich glauben, daß man um Nichts ein „solches Geschrei gemacht haben würde, siehe da, was meinen Sie wohl, was „es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu dient die „Weitläuftigkeit? es hatte eine große Eule da gesessen."

So wird der Faden unsrer mehresten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören, und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dieses nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt und den Wein warm werden läßt, so hat man die Ursache der öftern üblen Verdauungen, der daraus folgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben.

Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen giebt. Allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Die Regeln behalten immer ihren großen Werth. 1777.

Eine Erzählung.

Vor einem gewissen westphälischen Dorfe stand eine hohe Säule mit einer eisernen Hand, welche seit vielen Jahren den rechten Weg in die Stadt gewiesen hatte. Neben derselben begegnete ein reisender Seiltänzer dem Dorfschulzen, und fragte ihn, was ihn doch in aller Welt bewogen hätte, allen Leuten einerlei Weg zu zeigen? ob nicht Jeder seinen eignen hätte? und ob man überhaupt sagen könnte, daß es richtige Wege gäbe? Er z. B. wollte auf dem Seile über Gräben und Hecken nicht allein weit geschwinder und kürzer, sondern auch zu aller Menschen Bewunderung dahin kommen. O! antwortete der Schulze, unser

Wegweiser zeigt nun einmal den gemeinsten, sichersten und ebensten Weg; und wenn derselbe nicht gewiesen würde, so wüßte man ja nicht einmal, wie viel kürzer und geschwinder ein andrer wäre?

Indem kam ein Jüngling auf einem raschen Pferde, und setzte, während der Zeit, daß der Seiltänzer seine Linien spannte, über Zäune und Gräben weg. Hier sagte der Schulze zum Seiltänzer: Seht, guter Freund, der kommt noch geschwinder und kürzer überweg, als ihr, und ich bewundere ihn eben so sehr; was dünkt euch, wenn wir den Wegweiser so stelleten, daß Alle, die in die Stadt wollen, diesem folgen müßten?

Ihr seid ein einfältiger Mann, versetzte jener; wie Viele würden nicht den Hals brechen, oder in den tiefen Gräben stecken bleiben, wenn ihr dieses thätet? Das meine ich auch, beschloß der Schulze, und so ist es wohl am besten, daß wir Jedem einen ebenen, richtigen und sichern Weg zeigen, und uns um diejenigen, die auf dem Seile tanzen, oder mit ihren Pferden über Hecken und Gräben setzen können, nicht bekümmern. Ein Philosoph, der ihre Unterredung mit angehört hatte, machte hierüber die Anmerkung, daß die gemeinen Wege oder Regeln immer nöthig blieben, wenn die Genies sich auch noch so weit davon entfernten.

Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

(Patriot. Phantas. Th. 4.)

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser; und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Ge-

lassenheit zú überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche, so viel möglich, zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, Alles, was mir darüber beifällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt; und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnet neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilet und gefällt sich in deren Betrachtung, und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellet sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fang' ich allmählig an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und Jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder

es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat; und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehro mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick „bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch „klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, „vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte", so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht Alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab; und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind, so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren; man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andre halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen; Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele. Wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehn Mal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn

dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

Was ist die Liebe zum Vaterlande?

Ein armer Westphälinger ging vor einigen Jahren nach Holland, und erwarb sich dort in kurzer Zeit so viel, daß er, wie Andre seines Gleichen, aus einem mit Silber beschlagenen Pfeifenkopfe rauchen konnte, und nicht allein ein seidenes Halstuch, sondern auch ein Paar große silberne Schuhschnallen und ein Dutzend silberner Knöpfe in seinem Wamse trug. Die Leute, bei denen er arbeitete, liebten ihn, und vermehrten ihm seinen Lohn in dem Maße, daß er, wie seine andern Landesleute ihrer Gewohnheit nach heimgingen, den Winter über zu bleiben versprach. Kaum aber waren acht Tage verflossen, so überfiel ihn eine solche Sehnsucht nach seinem Dorfe, daß er ganz unmuthig, und zuletzt gar krank darüber wurde. Er sprach von nichts, als seinen lieben Eltern und Freunden; die Haiden, worauf er geboren war, kamen ihm so reizend, und der Nebel in Holland so stinkend vor, daß er durchaus seinen Dienst verlassen und in die elterliche Hütte zurückkehren wollte. Wie ihm aber sein Herr hierin nicht zu Willen sein konnte, so fiel er zuletzt in eine auszehrende Krankheit, und der Arzt, welcher immittelst dazu berufen war, erklärte, daß ihn nichts, als die Rückreise in seine Heimath herstellen würde. Nun blieb dem Herrn, wenn er sich nicht mit den Begräbnißkosten beladen wollte, kein anderer Weg übrig, als ihn heimzuschicken; und von dem Augenblick an, da dem Kranken diese frohe Nachricht verkündiget wurde, erholte er sich dergestalt, daß er in wenig Tagen seine Reise antreten wollte. Gott sei ewig Lob und Dank! morgen reise ich in mein geliebtes Vaterland, sagte er eben mit der reinsten Andacht zu sich selbst, als sein Herr hereinkam, und ihm die Rechnung von den Unkosten seiner Krankheit, und was er bei ihm, ohne zu arbeiten, verzehret hätte, vorsagte. Hier, fügte er hinzu, diesen Pfeifenkopf, diese Schnallen und diese Knöpfe will ich dafür

zum Unterpfande behalten, und nun könnt ihr in Gottes Namen reisen, wenn es euch gefällt.

In Ewigkeit nicht, erwiederte der junge Mann, nachdem er sich aus seiner ersten Bestürzung erholet hatte; ich befinde mich jetzt so gut, daß ich euch gar nicht zu verlassen, und morgen, anstatt die Reise anzutreten, eure Arbeit wieder anzufangen gedenke. Er that es auch wirklich, und blieb so lange gesund, bis er nicht allein seine Rechnung getilget, und seine Schnallen, seinen Pfeifenkopf und seine Knöpfe zurück erhalten, sondern sich noch ein spanisches, mit Silber beschlagenes Rohr und eine große silberne Schnupftabaksdose erworben hatte. Nun hielt ihn aber auch nichts ab, in sein Dorf zurück zu kehren, und dort mit seinen herrlichen Sachen zu glänzen.

Ach! sagte der Pfarrer, als ihm dieses Geschichtchen erzählet wurde, was ist die Vaterlandsliebe, wenn man ihr das eitle Glück, daheim mit den auswärts erworbenen Schnallen und Knöpfen prahlen zu können, entzieht! Der Eine wünscht, seinem alten Rector zu zeigen, was aus dem Schüler geworden; der Andre will mit seinem Glücke einer Geliebten, die ihn ehemals verachtet hat, noch eine Thräne der Reue abzwingen; der Dritte will seinen Eltern eine unvermuthete Freude machen, und Alle hoffen auf Bewunderung, oder rechnen auf die Erneuerung einer alten Erinnerung; hier lebt noch ein Neider, worüber man triumphiren kann, dort sperret die Nachbarschaft erstaunte Augen auf; man ist dem Einen als ein neues Phänomen, und dem Andern als ein alter Bekannter willkommen; höchstens eilet man in sein Vaterland, um noch ein Unrecht, was ihm widerfähret, aus Rechthaberei abwehren zu helfen, oder in demselben ein erlerntes Geschäfte mit mehrerem Vortheil zu treiben. Aber Keiner denkt auch nur von weitem an die Verbindlichkeiten, so er seinem Vaterlande schuldig ist; Keiner kehrt aus Liebe zum Lande oder zu seiner Verfassung zurück, und Keiner malt sich dasselbe reizender, als ein fremdes Land, wenn es ihn verhindert, seine Knöpfe und Schnallen zu zeigen, die in einem armen Lande immer besser glänzen, als in einem reichen, wo Tausende sie besser haben.

Die Religion: das beste Hausmittel.

(Kleinere, den Patriot. Phantas. verwandte Stücke 2c.)

Ew. Gnaden fragen: wo wir endlich wiederum Stand fassen wollen, wenn wir alle Offenbarung und alle Wunder wegphilosophirt haben. Allein so weit wird es wahrscheinlich nie kommen; der Mensch, welcher sein Brod mit Arbeit verdienen muß, und dieser macht doch wohl den größten und eigentlichen Theil der Menschenkinder aus, wird keines von beiden aufgeben, so lange es noch Kreuz

und Elend in der Welt giebt; und was den Mann am Hofe oder den Gelehrten anlangt, der sich, weil er auf der Erde Nichts zu thun hat, mit seinen Speculationen über die Fixsterne hinaus verliert, der meint es in der That so böse nicht, als Sie wohl glauben. Sein Geist ist blos der Religion satt, so wie solche den einen Tag wie den andern für Hohe und Niedrige aufgetragen wird, und er wünscht sie nun auch einmal à la glace, oder mit einer sauce au diable zu genießen. Dies ist die natürliche Folge der Seelenüppigkeit, die zuletzt aus dem vielen Untersuchen und Genießen entsteht. Die zärtlichen spinnen die Religion in einen empfindsamen Roman aus, und die stolzen Weisen können sich nicht entschließen, mit dem Pöbel einerlei Gott zu glauben. Aber im Grunde sind es Gottes verwöhnte Geschöpfe, die sich recht gerne bedeuten lassen, sobald sie seine Hülfe nöthig haben. Ich habe einen der kühnsten und feinsten unter ihnen gekannt; der Himmel nahm ihm das Weib, woran seine Seele hing, ein liebes vortreffliches Geschöpf, und nun fing er an, an ein ewiges Leben zu glauben, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine so edle Seele auf ewig für ihn vernichtet, auf ewig von ihm getrennet sein sollte. Ich habe hernach oft mit ihm über diese Veränderung gescherzt, und ihn gefragt: ob die Religion nicht vortreffliche Hausmittel habe? — Der simple Trost: „er ist bei Gott" hat schon mehr Kummer in der Welt gestillet, als alle Feinheit der Metaphysik.

Ueber Erziehung.

Zwei Fragmente.

(Kleinere, den Patr. Phantas. verwandte Stücke ꝛc.)

1.

Der Hauptplan besteht darin, dem Schüler Einsichten und Fertigkeiten zu geben; erstere nach seiner künftigen Bestimmung, und letztere, um den Stoff, welchen ihm die Einsicht giebt, zu behalten, zu verbinden und zu vergleichen. Beide müssen in dem genauesten Verhältniß zu einander zunehmen; oder es entsteht eine schädliche Ueberladung einzelner Kräfte, welche der Seele eben so nachtheilig ist wie dem Körper.

Die Erziehung nimmt ihren Anfang, ehe die Bestimmung geschehen kann. Die erstere muß also im Anfang einigermaßen auf alle Fälle gehen. Es wäre auch nicht gut, wenn Jeder zu scharf nach einer einzigen Bestimmung erzogen würde; das gesellschaftliche Band des Menschen könnte darunter leiden. Jedoch ist es rathsam, sobald als möglich auf die Bestimmung einzulenken. Ein Spie-

ler wird eine große Reihe von Karten, der Musicus eine Menge von Noten und der Rechtsgelehrte die verworrenste Rechtssache mit der größten Fertigkeit behalten, verbinden und vergleichen können, ohne daß Einer es dem Andern nachthun kann. Und doch, kann man sagen, haben alle drei ihr Gedächtniß, ihre Einbildung und ihr Urtheil gleich stark geübt.

2.

Bildung des Herzens und Verstandes! O, mein Freund, die Worte sind schön, sie machen das letzte Resultat der Erziehung aus, und es ist billig, daß der ganze Plan von Anfang an dazu angelegt werde. Aber wenn ich einen Meister in irgend einer Kunst bilden will, so fange ich mit den Fertigkeiten an, und lehre den künftigen Virtuosen zuerst die Finger und den Arm gebrauchen und die von einander entlegenen Töne in der geschwindesten Zeit herausbringen; ich suche sein Gehör durch ein immerwährendes Mechanisiren zu befestigen und sein Auge zu gewöhnen, die ihm gegebene Menge von Noten auf einmal zu fassen. Der Verstand muß nicht mehr nöthig haben, zu zählen, und das Auge gleichsam nicht mehr sehen, sondern Arm und Note mit einander in einer unmittelbaren Verbindung stehen. Und dann, mein Werthester, wenn er von diesen untern Kräften der Kunst Meister ist, wenn diese Fertigkeiten auf das Vollkommenste erlangt sind, dann wird der Verstand, wenn er anders kommen will, mit Macht kommen, sich in Ruhe ausbreiten und den fertigen Mann zum großen Mann machen. Aber so wie man es jetzt anfängt, da man nämlich den Kindern Verstand geben will, ehe sie Fertigkeiten erlangt haben, bringen wir niemals große Leute heraus; oder doch nur unglückliche, die mit großer Einsicht den Mangel der Fertigkeiten beklagen.

Ueber die deutsche Sprache und Litteratur.

Schreiben an einen Freund.*)

(S. Werke Th. 9.)

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsre deutsche Litteratur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahre damit beschäftiget, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben,

*) Möser ließ dieses Schreiben in den Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen bei der Veranlassung abdrucken, als König Friedrich der Zweite am

und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen, so wagte er es, in seinem Werke über die Vaterlandsliebe dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist, kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den letztern, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen, oder, wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befasset haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früh die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Nothwendigen und Nützlichen verweilet, und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Meinung nach, Recht, zu fragen: ob wir nicht selbst unsre Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und so wenig in den Aesten sohren, als von Moose bekümmert werden; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln, und unsre Wälder in einen regulairen Sternbusch verwandeln lassen sollen? Mit andern Worten: ob wir nicht besser thun, unsre Götze von Berlichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei? Hieran hat der König natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegner, als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem*) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von Allem; ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen; die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tausend Waghälse, ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele empor schießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe,

---

Ende des J. 1780 seinen bekannten Brief: De la littérature allemande, des défauts, qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, herausgegeben hatte. — Möser's Aufsatz ward bald darauf, 1781 Osnabrück, nebst einer Nachschrift, die National-Erziehung der alten Deutschen betreffend, abgedruckt.

*) In seinem Bericht über die deutsche Sprache und Litteratur.

der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre, und der Mensch bleibt das ordinaire Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast blos im Dienste oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsre Schönen stimmen leichter zu ordentlichen, als heroischen Empfindungen; und der Zweikampf, der sich immer noch glücklicherweise erhält, versöhnet den Rächer, und wehret der meuchelmörderischen Wollust, welche die Rache erfinderisch und begeistert macht. Oder wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessirt, zeigt, so wirkt sie auf uns so stark nicht, wie auf andere Nationen. Die Geschichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamente und in England alle Parteien, die für und wider den König sind, in Bewegung gesetzt haben. Aber in Deutschland hat man sie sich als eine frohe Neuigkeit erzählet; Keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorsteht, worin die Rechtssachen im Cabinet untersuchet und entschieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt, zu sagen, daß es ein dem Könige zum ersten und einzigen Male entschlüpfter Donnerkeil sei, der aber, indem er eine große Veränderung in der Justizverwaltung nach sich gezogen, einen Fels gespalten und eine Goldmine bloßgeleget habe.

Unsre Empfindungen sind nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche in Lessing's Emilie tönt; und wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das, was die hochgespannte wirken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate, noch in der Liebe haben, bei unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? O es war ein großer Gedanke von Mengs: „Raphael kann in der Kunst übertroffen werden, aber Keiner „wird wie Raphael empfinden"; und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freiheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber, im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden; keiner wird in Allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthiget werden, ihre höchste Empfin-

dung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik, als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch die Concetti unterweilen erträglich.

Eben so denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiäner an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; blos in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die ersten beiden Nationen auf der Landkarte zwischen den andern liegen, so liegen sie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide sind nur in ihrer Manier, wie sie sich jenen äußersten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterschieden, der Franzose mit einem leichten, der Deutsche mit einem gemessenen Schritte. Der erste geht auf dem Wege zur Verschönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit über die Gränzen der großen Empfindungen hinaus, die blos wahr ausgedrückt, und so wenig verschönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen sein wollen.

Jedoch dieses bei Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind, so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen; und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden; denn Alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götz von Berlichingen*) ist immer ein edles und schönes Product unsers Bodens; es hat recht Vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein; und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth giebt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Jenes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als

*) Friedrich der Große äußerte sich in der oben erwähnten Schrift folgendermaßen über Goethe: „Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises". Möser schickte seinen Aufsatz durch seine Tochter, Fr. v. Voigts, Goethen zu. Goethe's Antwort s. in dessen Werken Bd. 27. S. 491.

den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des preußischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sei, den man für ein Volk, wie das deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kann ich es auf den Ausspruch seines eigenen Ministers, des Herrn von Herzberg, ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italiänische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug, zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug, zu denken, daß die Italiäner mit uns in unsern in feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden; sie, die Geßner's Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Producte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Producte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herrn und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus

dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen; und diese stehen zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein; er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler, ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß Niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachläßiget, oder wider das Costume gefehlet habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein regulaires Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partien würde auch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedne Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammenziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Goethe unschuldig, ob er gleich noch Vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts Nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, so weit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammen gestellet haben, wie es Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht Jemand höher schätzen kann, als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte, — so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg, welchen die Italiäner und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun Alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt und die Mannigfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen, und lieber ein plattes Gesicht mitunter, als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsar's, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, neben

einander stellet. Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bittres, böses, wildes und wüthendes Volk, und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsar's, sondern Cinna, der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsar's, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus, und giebt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines Gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte.

Osnabrückische Geschichte.

Von den Anstalten Carl des Großen in hiesigen Gegenden.

(Osnabrückische Geschichte. Th. 1. 1843.)

Die Einrichtungen Carl des Großen verdienen aus mehr als einer Ursache die größte Aufmerksamkeit, nicht bloß, weil sie von einem Herrn kommen, der alle glänzende Eigenschaften eines Monarchen, eine große Arbeitsamkeit des Geistes und sehr viele politische Güte besaß, sondern weil sich vieles von unsern Rechten und Gewohnheiten ohne eine genaue Kenntniß derselben nicht wohl verstehen läßt. Wohin die Franken sich ausgebreitet, haben alle Staatsverfassungen eine ganz neue Wendung genommen; die allgemeine Reichsverfassung neigt sich noch gegen den Punkt, woraus Carl der Große einen guten Theil von Europa beherrschte; und er selbst machte aus dem Lande der Sassen einen ganz neuen Staat. Er ist der erste, der den geistlichen und Kriegsstand, oder den Bischof und Grafen daselbst neben einander bestellete, beide mit einem Generaldepartement umfaßte, und damit die drei Mächte schuf, welche sich zuletzt unter dem Namen der Territorialhoheit vereinigt haben. Die Kriege, welche diese drei Mächte bis auf den Westphälischen Frieden mit einander geführt, sind in allen Ländern wahre Staatsbegebenheiten, indem sich durch dieselben der ganze Nationalzustand verändert, edles und gemeines Eigenthum verloren, das Wort Adel in seinem Begriff verschlimmert, und höchstens eine Freiheit, welche noch das Gepräge der

Gnade mit sich führet, wieder eingestellet hat. Hier überwand der Bischof den Grafen, dort der Graf den Bischofen, und beide zertrümmerten mit der Zeit das Generaldepartement. Letzteres ward eine Beute der Wachsamen. Das Mehreste sammleten Bischöfe und Grafen, Vieles die Städte, und Einiges auch der Adel davon auf.

Carl theilte, wo nicht gleich, doch mit der Zeit, das Land in Bischofthümer und Grafschaften ein. Letztere lagen, wie unsere heutigen Aemter, in erstern, nur mit dem Unterschiede, daß sie unmittelbar vom Kaiser abhingen, und bloß der geistlichen Aufsicht des Bischofen empfohlen wurden. Eine Gesandtschaft, Sendgrafschaft, oder ein Generaldepartements-District faßte mehrere Bischofthümer und Grafschaften in sich, und Westphalen, oder der nachherige Erzstift-cöllnische Sprengel, gehörte vermuthlich zu einer einzigen Gesandtschaft, so wie noch jetzt zu einer Nuntiatur. Die kaiserliche Kammer machte unter der besondern Aufsicht des Gesandten oder Sendgrafen (missi) ein eignes Departement aus. Sprengel, Grafschaft und Kammer deckten in solcher Maße, daß der Bischof seine Geistlichkeit, der Graf seine Landfolge, und die kaiserliche Kammer ihre besondere Schutzgenossen auf den kaiserlichen Höfen, auch Kammerknechte zu mittelbaren Reichsunterthanen machte. Der Gesandte hingegen repräsentirte den Kaiser; und Bischöfe, Grafen und Edle verloren ihre Unmittelbarkeit nicht, wenn sie gleich in manchen Stücken seiner Direction folgen mußten.

Der Bischof war durch sein Amt nothwendiger Edler oder Reichsfürst, und das Kirchenorbar gleichsam eine Reichsallode. Der kaiserliche Gesandte stand gegen ihn, übrige Reichsbeamte aber, als Herzoge, Grafen und Andere hatten, außer dem Fall, wenn sie darum begehrt wurden, über keinen Geistlichen, auch über kein Orbar und Weihgut etwas zu sagen. Die Vollmacht des kaiserlichen Gesandten gegen den Bischof ging aber bloß auf die Erhaltung des Reichsfriedens; und in solcher Maße konnte er dem Bischofe widerstehen, und sich im Nothfall seiner Person versichern; aber nicht über ihn erkennen. Dies gehörte vor den Kaiser und die Reichsversammlung. Jeder Bischof ward mit Vorbehalt seiner Ehre des Heerzuges erlassen; jedoch wurde ihm vergönnt, seine Leute zu schicken. Wo die Natur nicht durch Flüsse oder auf andre Art selbst Gränzen setzte, schienen die bischöflichen Sprengel dergleichen nicht zu empfangen, sondern sich auf eine Mannzahl zu schließen. Der osnabrückische mochte anfangs sich diesseits der Emse bis ans Meer ausdehnen sollen. Wenigstens war bei der ersten Anlage kein Grund vorhanden, um ihm von dieser Seite Gränzen zu geben.

In seinen auswärtigen geistlichen Amtsverrichtungen hatte der Bischof vielleicht seinen Archidiacon zum Gebülfen. Seiner wird aber in den einheimischen sächsischen Urkunden der ersten Zeit nicht gedacht. Zu den weltlichen Sachen erhielt er seinen Vogt, welcher, eben wie der Graf in seinem Amte, den kaiserlichen Bann, wodurch das Orbar der Kirchen gegen alle Gewalt befestigt wurde, handhaben, die Bannbrüche davon aufheben, und der kaiserlichen Kammer einschicken, insbesondere aber alle Leute, welche der Kirche angehöreten, und Klops-

oder Hofrecht hatten, zu Hofe versammlen, ihre Weisthümer annehmen, solche als kaiserliche Richter bestätigen, sie als unmittelbarer Reichsobrister ausführen, gegen alle Herzoge, Grafen, und selbst vor dem kaiserlichen Gesandten zu Rechte und zu Kampfe vertreten, und überhaupt der beständige Gewalthaber der Kirchen zu allen weltlichen Händeln sein sollte. Die Reichsverfassung erforderte aber, daß dieser Vogt edel, oder ohne Mittel dem Kaiser unterworfen sein mußte; weil er als ein bloßer bischöflicher Amtmann in sehr vielen Fällen nicht die nöthige Ehre gehabt haben würde, den Bischof und die Kirche zu vertreten. Dieser Umstand machte sie aus Vögten zu Herrn und oft zu Tyrannen der Bischöfe und ihrer Kirchen, zu deren Behuf und in deren Namen sie doch den Bann vom Kaiser empfangen und zu handhaben hatten.

Mit dieser Einrichtung wurde der Kaiser leicht fertig; sie folgte beinahe von selbst. Jetzt aber kam es auf die Versorgung der Bischöfe und ihrer Geistlichkeit an; und dazu wollte ein Hof und einige Dienste nicht viel helfen, welche jeder Kirche zugelegt wurden. Der Zehnte mußte also eingeführt werden; und der Kaiser, welcher nicht ohne Bewilligung der Sachsen einige Hauptstücke der christlichen Lehre eingeführt hatte, verordnete plötzlich, daß nach Gottes Befehl Edle, Wehren und Leute den Zehnten von Allem, was sie hätten, geben sollten. Die Verordnung ist klar, ihre Befolgung aber nicht; es sei nun, daß der Kaiser nach dem vernünftigen Rath seines Lehrmeisters mit den Sachsen überhaupt Geduld hatte, oder aber die ersten Bischöfe sich von selbst mäßigten, und vielleicht auch bei den Westphälingern, als einzelnen Moor- und Heidewohnern, nicht die Bequemlichkeit ordentlicher Zehntfluren fanden. Wenigstens zeigt sich in Westphalen mancher Sack- oder bedungener Zehnte, überaus viel zehntfrei Land, und nicht leicht ein Zugzehnte, welcher vor zweihundert Jahren wirklich wäre gezogen worden. Vermuthlich hat auch das Zehntpfund und der Zehntschilling seinen Ursprung aus einem uralten Vergleiche.

Herzoge, Grafen und Hauptleute waren im Heerbann, was Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer in der geistlichen Reihe waren. Allein Carl verordnete keine Herzoge über die Sachsen, und machte noch weniger Herzogthümer. Der Heerbann ward bloß in Cantons oder Grafschaften abgetheilt; und wann er ausziehen mußte, durch einen General, welchen der Kaiser schickte, geführt. Der Graf oder Oberste ward auch ihr Richter; indem Landbesitzer, welche zugleich im Felde dienen, nicht wohl unterschiedenen Gerichtsbarkeiten unterworfen werden konnten. Er richtete aber unter des Kaisers Bann, wie der Edelvogt der Kirchen. Jedoch nicht anders als nach dem Weisthume der Schöpfen. Die Grafschaft war, wie der Sprengel, ein Amt, und kein Territorialdistrict. Daher man nicht sagen konnte: was in der Grafschaft wohnet, steht auch unter dem Grafen. Der kaiserliche Gesandte, welcher zugleich Provincial-General und an der Spitze des Kriegscommissariats war, hielt die Mannliste der Grafschaft, und beobachtete den Grafen sehr genau, ohne jedoch sein Richter zu sein. Ihm wurden nicht mehr als vier Beurlaubte gut gethan, und kaum die Aufhebung und

Berechnung der Bannbrüche zur kaiserlichen Kammer gestattet, um alle Unterschleife zu vermeiden.

Da man in Westphalen nichts von Centen, Hundreden und Toufen, in der Folge aber desto mehr von Edelvogteien oder Advocatien findet, so scheinet es, daß der Kaiser anstatt der Centenarien und Thiuphhaden*) lauter Edelvögte verordnet habe, welche also die Stelle der Hauptleute vertraten, auf Höfen saßen, und nicht vom Grafen, sondern vom Kaiser oder seinem Gesandten angesetzt wurden; daher sie auch vor jenem nicht zu Rechte standen. Sie selbst aber richteten nicht unter Kaisersbann; doch hatten sie Gebot und Verbot, vermuthlich aber nicht höher als auf 3 ß.; weil der Graf selbst nur bei 12 ß. gebieten konnte. Die Folge macht es ziemlich wahrscheinlich, daß verschiedene solche Vogtshöfe später mit Schlössern besetzt, viele aber auch von den Edelvögten verkauft, und als gemeines Gut in die bischöfliche Kirchenfolge gerathen sind.

Durch die neue Einrichtung ward der Adel sehr vermehrt, indem die Grafschaften ihm alle Gelegenheit gaben, sich in mehrere Zweige auszubreiten, auch die Edelvögte sich mit ihm vermischten. Anfangs mochte nicht ein jeder Edler sich dazu bequemen, und manche Grafschaft einem verdienten Wehren zu Theil werden. Es gab sich aber bald; und die jüngern Söhne der Edlen nahmen vermuthlich gern Reichsdienste, da ihnen die Gelegenheit, sich künftig in Gefolgen zu erhalten, benommen, und dem alten Adel das bisherige Recht der Gefolge mit großem Bedacht abgeschnitten wurde. Dieser behielt nur die Wahl, ob er in des Kaisers oder in eines andern Reichsbeamten Dienste glänzen, oder mit seiner Familie ruhig auf seiner Allode bleiben wollte, welche ihn zu weiter nichts als zur Selbstvertheidigung, oder, welches einerlei ist, zum Auszuge im Heerbann verpflichtete. Doch wollte er auch hier nicht allemal folgen, und die Befehle dazu durch den Gesandten haben, ohne dessen Erlaubniß auch Keiner Versammlungen halten, und noch weniger, wie vordem, sogleich zum Degen greifen durfte.

Die Gemeinen verloren bei der neuen Einrichtung das Meiste. Man kann nach dem Plan des Kaisers annehmen, daß sie in Vogteien vertheilet, den Edelvögten als Hauptleuten, und den Grafen als Obersten untergeben wurden. Es hat weiter seine ungezweifelte Richtigkeit, daß sie diesen ihren Vorgesetzten bloß zur Heerbannsfolge verpflichtet waren. Allein wer so beständig unter einem Amte steht, verliert mit der Zeit, wenn dieses nicht scharf controlirt wird, Vieles

*) Man hatte einen Zopf, welcher die Vereinigung mehrerer Leute zu einer Compagnie nicht übel vorstellete, statt der Fahne. S. Du Fresne, v. Tufa et τοῦφα. Die Türken haben noch so ihren Roßschweif. Und so wie man ehedem ein Fähnlein für Compagnie, und bei den Römern manipulus für einen Haufen Soldaten gebrauchte, eben so sagte man auch Touf dafür; wie sich solches bei den deutschen Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts findet. Und davon ist meiner Meinung nach auch Toufhaupt oder Tiuphhad, dessen in LL. Wisigothorum oft gedacht ist, entstanden.

von seiner Freiheit. Daher mochten Wenige unter der Zucht des Hauptmanns bleiben wollen, Viele in des Kaisers und anderer Fürsten Gefolge gehen, und, da sie sich, wenn sie auf diese Art dem Reiche dienten, zu Hause damit entschuldigen lassen konnten, einen Pächter oder Leibeignen auf ihr Wehrgut setzen.

Das Beste aber war, daß sie ihre Schöpfen und die Wahl derselben behielten. Der Kaiser wollte, daß niemals unter sieben ein Gerichte bestehen sollte. Sie mußten auf die Rechte des Volks und deren Erhaltung geschworen haben. Natürlicher Weise standen sie unter dem Grafen als Heerbanns-Obersten, und wiesen das Recht in seinem Gödinge. Jedoch war der kaiserliche Gesandte derjenige, welcher sie einer Parteilichkeit halber bestrafen konnte, und nicht der Graf, der sonst ihre Weisungen leicht nach seinem Gefallen hätte verändern können. Wie die mehresten Wehren den Heerbann verließen, mochten die schöpfenbaren Leute in der Grafschaft selten werden, und sich zuletzt nur noch in des Kaisers oder andrer Fürsten Dienste finden. Denn es konnte ihnen nicht wohl angemuthet werden, den heimgelassenen Leibeignen und Pächtern für Urtheilsweiser zu dienen. Daher verschwinden die Schöpfen in den Untergerichten; und jene mochten sich Andere aus ihrem Mittel wählen, die jetzt Churgenossen heißen. Auf diese Weise ward die Schöpfenbarkeit eine besondere Ehre; und man sieht leicht, daß sie bloß dem ächten Eigenthümer zukam. Die Schöpfen hatten aber nicht nur auf einen vorgetragenen Fall Recht zu weisen, sondern auch die Untersuchung der Sache.

Man sieht leicht ein, daß die Gesandtschaft, oder das Generaldepartement, das Gleichgewicht zwischen dem Bischofe und Grafen, und Jeden in den Schranken seines Amts erhalten, den Unterdrückungen der Gemeinen und Armen steuren, und die Seele des ganzen Staats sein sollen. Der Kaiser wandte daher eine ungemeine Sorgfalt darauf; machte aber auch die Einrichtung so vollkommen, daß sie bloß durch ihn, als den Meister, erhalten werden konnte. Der Gesandte muß jährlich die Reichsdietine halten, welche nunmehr, da eine allgemeine Versammlung der ganzen Nation, wo nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich wurde, sich selbst anpries. Auf derselben vernahm er zuerst den Bischof über den Zustand der Religion, und überhaupt alle kaiserliche Bediente öffentlich über ihre Amtsführung. Jeder konnte daselbst seine Klagen und Beschwerden gegen dieselbe vorbringen; und der Gesandte machte darauf sogleich die nöthigen Verfügungen, oder nahm sie zum Bericht an. Die erforderlichen Landesverordnungen wurden dort erwogen und in Vorschlag gebracht; oder wenn sie bereits vom Hofe verfaßt und angenommen waren, öffentlich bekannt gemacht und eingeschrieben. Doch mochten diejenigen, welche die Reichs- und Landesvertheidigung betrafen, und auf dem allgemeinen Reichstage bereits gut gefunden waren, ihrer besondern Eigenschaft wegen nicht leicht weiter geprüft, sondern bloß bekannt gemacht werden. Die übrigen Gegenstände einer solchen Versammlung lassen sich leicht begreifen. Sie gerieth mit dem Verfall der Gesandtschaft in Unordnung; und aus ihren Trümmern sind unsre Landtage nach vielen Veränderungen entstanden. Die Vollmacht des Gesandten ist mit der Zeit in jedem

Stifte an die Bischöfe übergegangen; und die Repräsentation der Gemeinen durch mancherlei Zufälle an die Landstände gerathen.

Die Gemeinen behielten solchergestalt an der gesetzgebenden Macht den ihnen gebührenden Antheil. Ihre Schöpfen kamen zur Dietine, und standen gleichsam als Tribunen des Volks den Grafen und Edelvögten, in deren Händen ihre ganze Vollmacht nicht sein konnte, zur Seite. Ihre Einwilligung ward zu allen neuen Verordnungen erfordert, und der Gesandte ging mit ihren Schlüssen an den allgemeinen Reichshof zurück, um dem Kaiser seinen Bericht zu erstatten. Für die sächsischen Schöpfen würde es zu weitläuftig gewesen sein, ihn dahin zu begleiten, und seinen Bericht zu beglaubigen. Man gab ihm also die wichtigsten Schlüsse der Dietine unterschrieben mit. Die nachherigen Kaiser verloren den Geist dieser Verfassung, und bedienten sich oft der Bischöfe und Grafen selbst, um die Dietinen zu berufen, zu eröffnen und zu schließen. Damit ging die von Carl so weislich und nützlich eingeführte Controle verloren. Diejenigen, welche die kaiserlichen Befehle sonst aus den Händen des Gesandten empfangen hatten, weigerten sich, solche von Bischöfen und Grafen anzunehmen, aus Furcht, land- oder amtsäßig zu werden. Sie kamen daher auch nicht mehr zur Dietine; und jene versammleten mit der Zeit nur diejenigen, welche ohnehin in ihren Dienst- und Amtsfolgen standen; wodurch denn der erste Grund zum Verfall der Dietine gelegt, nnd der Schöpfe in den Gerichtshof verwiesen wurde, wo er zwar noch Recht, aber keine Gesetze zu weisen hatte.

In der Mark werden die Genossen von Markköttern, Brinkliegern, Heuerleuten und dergleichen zu gemeinen Lasten und Ehren nicht kommenden Leuten wohl unterschieden; und man weiset einem jeden sein Holz, seine Trift und seine Nutzung zu, mit dem Maßstabe in der Hand, nicht nachdem er baares Vermögen hat, sondern nachdem er in der Mark g e w a h r e t ist. Die Sachsen hatten gleiche Grundsätze in der Civilmark gehabt, und die Kunst, Gesetze zu machen, auf die einfachsten Regeln zurückgebracht, indem sie ebenfalls die Eigenthümer wehriger oder stimmbarer Ländereien von den Unwehrigen unterschieden, Geld und Städte verbannet, und keine Gesetze für Menschen, sondern für E c h t e n gemacht hatten. Arme, Fremde und Knechte hatten Liebe, Achtung und Schutz, aber kein eigentliches Recht; und man war arm bei ihnen, wenn man keine stimmbare Gründe zu eigen oder kein E c h t w o r t besaß. Durch die neue Einrichtung verloren sie aber die Gelegenheit, jener Armuth, oder dem Geldreichthum zu steuren; diese erhielt ihr Recht durch Begnadigung, und Gesetze von der Willkür des Schutzherrn. Der Arme, der eine Million baares Vermögen besaß, konnte gehangen werden, wenn ihn nicht bloße Gnade oder seine eigne Bedingung schützte; der geringste Wehr aber nicht, weil der Kaiser ihn nach dem Rechte behandeln mußte, was er sich gewiesen hatte; und niemals hatte er eine Leibesstrafe über sich zu Recht gewiesen. Allein nach der Carolingischen Anlage mußten die Armen bald Rechte der Wehren erhalten; und die Leibesstrafen, worunter diese neuen Wehren blieben, sich leicht mit der Neigung aller Herrscher zu allgemeinen Verordnungen über die alten ausbreiten. Handelnde

und werbende Leute mußten geschwind die Landbesitzer verdunkeln, und die Gesetze für Echten sich in Verordnungen für Köpfe verwandeln.

Die sächsische Nation erkannte überhaupt drei Stände; Edle, Wehren und Leute; und wenn letztere gleich nicht in Person zu der Versammlung kamen, worin die Gesetze bewilligt wurden, so war doch der Vogt, der ihre Wehre hatte, ihr Repräsentant; und dieser hatte vermuthlich noch einige Bevollmächtigte bei sich. Man findet kein Exempel, daß der Adel ein Gesetz für Wehren, und der Wehr ein Gesetz für Leute gemacht; oder daß eine Sache dem einen, und nicht auch zugleich dem andern Stande verboten worden. Alles ward mit Gelde bestraft, und der einzige Unterschied war in der Summe; wo der Edle sechzig Schillinge gab, bezahlte der Wehr dreißig, und der Leut funfzehn. Bloß Armen, Fremden und Knechten wurden ohne ihre Einwilligung Gesetze vorgeschrieben. Carl veränderte hierunter zwar nichts; da er aber, dem Handel und seiner Kammer zum Vortheil, die Armen zu sehr begünstigte, und aus ihnen Städte und Dörfer bevölkerte, da der fränkische oder Reichsmünzfuß allmälig das sächsische Geld-Ideal verdrang, und der Fall dieses Münzfußes jene Strafen unkräftig machte, und überhaupt das Vermögen eines Menschen nicht mehr nach seinen Besitzungen geschätzt werden konnte: so mußte auch dieses feine System der Sachsen, welches billig noch unsre Bewundrung verdient, der Zeit und den Umständen weichen. Man ermächtigte sich bald, dasjenige einem geringen Landeigenthümer zu verbieten, was man dem geldreichsten Manne nach Gefallen verbieten konnte.

Der Gesandte hielt jährlich seine Dietine, wovor, eben wie auf unsern jetzigen Landtagen, die öffentlichen Angelegenheiten, und besonders alle Beschwerden gegen die kaiserlichen Beamten untersucht, und dem Befinden nach abgethan, oder zum Bericht angenommen wurden. Außer derselben aber hielt er auch noch seine gebotene Gerichtstage, an welchen in Appellationssachen und gegen solche Personen zu Rechte verfahren wurde, deren man vor ihrem ordentlichen Richter nicht hatte zu Rechte mächtig werden können. Dieses höchste Landgericht hieß vermuthlich die Obersale, und später das Fehmgericht. Hier ging es an Leib und Leben; weil die Beklagten, so sich zur rechtlichen Genugthuung und zur Bezahlung des Wehrgeldes vor ihrem ordentlichen Richter nicht gestellet hatten, und folglich von demselben im Contumazproceß recht-, echt- und friedelos erklärt waren, nun nicht mehr sich auf die bürgerliche Wohlthat der Genugthuung mit Gelde berufen konnten, sondern sich, wie jetzt rechtfertigen, oder ihre Leibesstrafe leiden mußten. Der Bischof hielt seine Synode, und reisete jährlich zur Kirchenvisitation auf allen Kirchspielen herum; eine Verrichtung, die er später seinem Archidiacon, auch wohl dem Pfarrer des Orts vertrauet hat. Der Graf hatte seine drei Gödinge im Jahr, und außerdem seine gebotene Gerichtstage. An erstern wurde von der ganzen Gemeinde Recht gewiesen, auch wohl sofort darnach erkannt, wenn die Sache so weit reif oder klar war. Sonst gehörte die Untersuchung und Entscheidung nach dem an jenem gewiesenen Rechte vor die Schöpfen, welche sich mit dem Richter an den gebotenen Tagen ver-

sammleten. Aus letztern ist unser heutiges Gow- oder Partgerichte entstanstanden. Der Graf erkannte weiter am offnen Gödinge über Todtschlag und Wunden, wenn die Klage auf's Wehrgeld ging. Er konnte auch den im Contumazproceß recht- und echtlos erklärten Missethäter wieder in seinen vorigen Stand setzen, und ihm seine Vertheidigung auf die Civilklage wieder eröffnen. Seitdem aber die Leibesstrafen anstatt der Geldbußen eingetreten, gehören zum Gödinge jetzt nur noch die Blutronnen, worauf keine Leibesstrafe steht. Der Edelvogt hatte seine Gerichtstage für geringe Sachen, die weder Eigenthum noch Freiheit betrafen, und für alle Bruchfälle, die geringer als Blutronnen waren. Unsre heutigen Aemter sind ihre Nachfolger; und was sie mehr haben, ist ihnen bei Gelegenheit neuerer Einrichtungen beigelegt worden. Mehreres will ich von der Carolingischen Einrichtung nicht anführen, weil es zu meinem Zweck nicht gehört.

Immanuel Kant

wurde am 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen geboren. Er war der Sohn eines nicht eben wohlhabenden, doch bürgerlich sehr geachteten Sattlermeisters. Die Vorfahren Cant's — denn so schrieb sich der Vater, und der Sohn vertauschte diese Schreibart nur, weil er sich ärgerte, den ersten Buchstaben seines Namens öfter wie ein Z aussprechen zu hören — stammten aus Schottland. Von zehn Geschwistern Immanuel's starben sechs schon in frühester Kindheit; nur ein jüngerer Bruder und drei Schwestern erreichten ein höheres Alter. Die Erziehung im väterlichen Hause ward von dem Geist eines milden, damals in Königsberg vorherrschenden Pietismus geleitet, den beide Eltern unwandelbar in allen Lebensverhältnissen zur Richtschnur nahmen.

Eine Aeußerung Kant's gegen einen seiner späteren Tischgenossen, den Prediger Rink, charakterisirt diesen Geist durch folgende Worte: „Waren auch", sagt er, „die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Wort, auch der bloße Beobachter wurde unwillkührlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird."

Auf den Rath des Professors der Theologie Schultz wurde Immanuel zum Studium der Theologie bestimmt und in seinem zehnten Lebensjahre dem Collegium Fridericianum übergeben, dessen Leitung Schultz um jene Zeit übernahm. Auch die besonderen Betstunden, welche derselbe hielt, wurden von dem Knaben und dessen Mutter fleißig besucht. Ihr dogmatischer Inhalt fand bei dem ersteren keinen Boden; aber der Eindruck, den die glaubensvolle Innigkeit des Lehrers und sein reines Wohlwollen zurückließen, war doch so mächtig, daß jene sittliche Strenge aus ihm erwuchs, die späterhin von Kant praktisch geübt und systematisch gelehrt wurde.

Noch in anderer Weise wurde Schultz der Wohlthäter des Knaben, denn sein entscheidender Rath bestimmte die Eltern zur weiteren Ausbildung desselben, und er selbst erleichterte dies den Unbemittelten durch eigene, in zarter Weise ertheilte Unterstützungen.

Sieben Jahre genoß Kant den Unterricht jener Anstalt, von deren Schülern der nachmals berühmte Philologe David Ruhnken durch die gemeinsame Liebe für das Studium der römischen Klassiker ihm sehr befreundet wurde. Noch vor beendigter Schulbildung verlor Kant seine treffliche Mutter, deren frühen Tod die aufopfernde Hülfe am Krankenlager einer Freundin verschuldete. Von dieser Zeit ab verschlechterten sich auch die Vermögensverhältnisse des Vaters, und wahrscheinlich würde es Kant unmöglich geworden sein, seine Studien fortzusetzen, wenn nicht ein wohlhabender Bruder seiner Mutter, der Schuhmacher Richter, ihn anhaltend unterstützt hätte. Dieser bestritt auch noch später einen Theil der Druckkosten für Kant's ersten literarischen Versuch, so wie die Kosten der Doctor-Promotion.

Zu Michaelis 1740 bezog Kant die Universität seiner Vaterstadt, zunächst mit der Absicht, Theologie zu studiren. Damals war es Sitte in Preußen, daß die Studirenden der Theologie schon in den ersten Semestern auf den Kanzeln der benachbarten Landkirchen ihre homiletischen Versuche hören ließen. Auch Kant predigte einigemal, entsagte jedoch später allen Ansprüchen auf ein geistliches Amt, theils aus Rücksicht auf die Schwäche seiner Brust, ganz besonders aber, weil ihm bei Besetzung der untersten Schulcollegenstelle an der Königsberger Domschule ein anderer unfähiger und unwissender Candidat vorgezogen wurde.*) Zu jener Zeit nämlich galten die Schullehrerstellen als Uebergänge zu den geistlichen Aemtern, und wurden nur an Theologen vergeben.

Die theologischen, insbesondere die dogmatischen Vorlesungen von Schultz, welche Kant mit großer Gewissenhaftigkeit besucht hatte, waren seinem Entschluß, das Studium der Theologie ganz aufzugeben, nur bestärkend gewesen, da Kant's religiöse Ueberzeugung mit der von Schultz und der im Königsberger Consistorium überhaupt vorherrschenden nicht zu vereinigen war. Um so tiefer und nachhaltiger wurde die Neigung, mit der ihn ein trefflicher Lehrer, Professor

*) Vergl. hierüber Borowski's Darstellung seines Lebens und Charakters (Königsberg 1804, S. 31).

Knutzen, der über alle Fächer der philosophischen und mathematischen Wissenschaften las, gleich anfangs für diese zu erfüllen wußte. Mit angestrengtestem Fleiße hörte Kant den vollständigen Kreis seiner Vorlesungen, empfing noch in Privatgesprächen jede wünschenswerthe Erläuterung und durfte die reiche Bibliothek seines Lehrers wie seine eigne benutzen. Kant's erstes Werk: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (1747), eine Schrift, welche mindestens durch ihre großartige Belesenheit überrascht, ist als die unmittelbare Frucht dieser Thätigkeit zu betrachten.

Zu seinem künftigen Beruf hatte Kant das Schulfach erwählt, und der Privatunterricht, durch welchen er einen Theil seines Lebensunterhaltes verdienen mußte, war eine passende Vorbereitung dazu. Sein Wunsch, in Königsberg zu bleiben, um die reichen Bücherschätze dieser Stadt fortdauernd benutzen zu können, wurde zum Theil durch die Versagung jener Lehrerstelle, zum Theil durch den im Jahre 1746 erfolgten Tod seines Vaters vereitelt. Das nur unzureichende Auskommen, welches ihm die Privatstunden gewährten, nöthigte Kant, die geliebte Vaterstadt zu verlassen, um sich in Hauslehrerstellen auf ein akademisches Lehramt weiter vorzubereiten.

Kant's Hauslehrerstand dauerte nicht weniger als neun Jahre. Seine erste Stelle war bei dem reformirten Pfarrer Andersch in Judschen bei Gumbinnen. Hierauf verlebte er einige Jahre in der Familie des Rittergutsbesitzers v. Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen, und zuletzt trat er als Hauslehrer in die Familie des Grafen Kayserling zu Rautenburg ein.*)

Besonders war es die letztere Stelle, die ihn in mannigfacher Beziehung förderte. Nicht nur, daß sich der Graf den größten Theil des Jahres in Königsberg aufhielt, sondern sein Haus, dem eine geistvolle Gemahlin einen mehr als äußeren Glanz verlieh, war auch der Mittelpunkt der höheren Gesellschaft. Hier eignete sich Kant den Ton des feinen Umgangs an, der ihn in allen späteren Lebensverhältnissen als eine nicht zu häufige Eigenschaft des Gelehrten auszeichnete. Auch die natürliche Anlage, gut zu erzählen, wurde hier zur Meisterschaft von ihm ausgebildet. Ueberhaupt aber gewährte ihm der feine gesellige Kreis, in dem er sich frei bewegte, und in welchem man seine eigne große Bedeutung wohl zu würdigen verstand, nach allen Seiten hin geistigen Nahrungsstoff.

Doch auch die angenehmen Verhältnisse, in denen er sich gegenwärtig befand, und die seiner universalen Bildung und Reife gewiß zu Statten kamen,

*) Jachmann in seiner Schilderung Kant's erzählt: „Er pflegte über sein Hofmeisterleben zu scherzen und zu versichern, daß in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen wäre als er. Er hielt es für eine große Kunst, sich zweckmäßig mit Kindern zu beschäftigen und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen, aber er erklärte auch, daß es ihm nie möglich gewesen wäre, sich diese Kunst zu eigen zu machen." — In den Vorlesungen, welche Kant später als Professor über Pädagogik hielt, gab er Ansichten und Erfahrungen aus seinem eignen Erzieherleben.

ließen ihn keineswegs seinen ursprünglichen Plan einer öffentlichen akademischen Wirksamkeit aus den Augen verlieren.

Im Jahre 1755 beschloß Kant, sich an der Königsberger Universität zu habilitiren, und auf die der philosophischen Facultät von ihm eingereichte Probeschrift de igne*) empfing er am 12. Juni, unter einstimmigem Beifalle der Facultätsmitglieder, die Doctorwürde. Nicht lange darauf erwarb er sich durch die Vertheidigung einer zweiten Abhandlung das Recht, akademische Vorlesungen zu halten, und begann dieselben mit dem Wintersemester des nämlichen Jahres über Mathematik und Physik. Diese Vorträge ließ er noch in den ersten zehn Jahren regelmäßig neben den philosophischen fortgehen, die er vorzugsweise auf Logik, Metaphysik, Moral-Philosophie und philosophische Encyklopädie ausdehnte. Die fremden Lehrbücher, deren sich Kant großentheils bei seinen Vorlesungen bediente, übten auf seine selbstständige Behandlung des Stoffes keinen Einfluß. Er benutzte sie nur als wissenschaftliche Register, die er in seiner Weise ausfüllte. Sein eigentliches Lehrmaterial bestand dagegen in kleinen beschriebenen Zetteln, auf denen Namen und einzelne Gedanken verzeichnet waren, sehr selten von einer vollständigen Ausführung begleitet. Sie waren gleichsam die Samenkörner, aus denen sich, durch die treibende Kraft seines beweglichen Geistes, die Früchte mannigfachster Erkenntniß frei gestalteten.

Der unerschöpfliche Stoff, der seiner vielseitigen Bildung und Belesenheit zu Gebote stand, und die anregende Weise, in welcher er sich desselben zum Lehrzweck bediente, übten so großen Reiz, daß schon im nächsten Jahre das geräumige Auditorium Kant's die Zahl der Hörer nicht mehr fassen konnte. Diese vergrößerte sich mit jedem Semester, und namentlich schlossen sich die in Königsberg studirenden Curländer und Livländrr enger an ihn an. Ueber einige derselben hatte er sogar auf Bitte der Eltern und Vormünder die genauere Beaufsichtigung ihrer Studien und ihres Privatlebens übernommen.

Zwischen den Jahren 1760 und 1769 dehnte Kant den Kreis seiner Vorlesungen noch auf Religionsphilosophie, Anthropologie und physische Geographie aus, die er seitdem regelmäßig wiederholte. Nebenbei hielt er noch Specialvorträge über die Lehre vom Schönen und Erhabenen und über die Beweisgründe für das Dasein Gottes, nachdem er seine Untersuchungen über beide Gegenstände durch den Druck veröffentlicht hatte.

Der Eifer, mit welchem die studirende Jugend diesen Vorlesungen beiwohnte, wurde eben so von älteren Männeru getheilt.

Das russische Offizierkorps, welches während des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang sein Standquartier in Königsberg hatte, ließ sich von Kant Vorträge über einzelne Gegenstände der Physik und physischen Geographie hal-

---

*) S. Bd. 5. der Kant'schen Werke, Ausg. von Rosenkranz und Schubert, wo diese Abhandlung, deren Manuscript von Schubert in der Königl. Bibliothek zu Königsberg wieder aufgefunden wurde, zum erstenmal abgedruckt ist. Sie hat übrigens nur ein historisches Interesse.

ten. Ein polnischer Gutsbesitzer nahm mehrere Winter nur in der Absicht seinen Wohnsitz in Königsberg, um den Vorlesungen Kant's beizuwohnen, während er im Sommer auf seine Güter nach Polen zurückkehrte.

Herder, der von Michaelis 1762—1764 in Königsberg studirte, gedenkt, dreißig Jahre später, in den Briefen zur Beförderung der Humanität (1795, 49. Brief), der akademischen Wirksamkeit seines Lehrers in rühmlichster Weise, und das schöne Bild, welches er so lange nachher von ihm entwirft, hat um so größere Glaubwürdigkeit, als die Kant'sche Rezension der Herder'schen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" eine bereits langjährige Spannung veranlaßt hatten.

„Ich habe" (schreibt Herder) „das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Heine prüfte und die Naturgesetze Newton's, Keppler's, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Cabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant."

Dieser angestrengten und von so glänzendem Erfolge begleiteten Thätigkeit, mit welcher Kant funfzehn Jahre lang als Privatdocent an der Königsberger Universität wirkte, verbanden sich eine Reihe schriftstellerischer Leistungen, die, ohne den späteren Reformator der Philosophie zu verkündigen, doch sehr achtungswerthe Zeugnisse seiner selbstständigen Forschung sind.*)

Zunächst wendete sich dieselbe den Naturwissenschaften zu. Den Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte folgten 1754 zwei Abhandlungen, von denen sich eine mit der Untersuchung beschäftigte, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse einige Veränderung erlitten habe; die zweite die Frage beantwortete, ob die Erde veralte.

Im März 1755 vollendete Kant seine „Allgemeine Naturgeschichte und

---

*) Ueber Kant's literarische Thätigkeit von 1746—1770 vgl. Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philosophie, S. 130—152.

Theorie des Himmels, oder Versuch von dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt", eine Arbeit, deren Werth er selbst so hoch anschlug, daß er sie Friedrich dem Großen zu widmen wagte. (Sie erschien anonym.) Bald darauf gab ihm das denkwürdige Erdbeben zu Lissabon (1755) Anlaß zu einer kenntnißreichen Geschichte und Naturbeschreibung desselben (1756), welcher er eine Betrachtung der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erdbeben folgen ließ. In dem nämlichen Jahre versuchte er auch die Theorie der Winde durch eine Reihe von Anmerkungen zu erläutern.

Wie sehr ihn die physische Geographie fortdauernd beschäftigte, zeigen die Vorträge darüber, welche er 1765 eröffnete und bis in das höchste Alter vor einem stets empfänglichen, oft glänzenden Publikum fortsetzte. (Vgl. das Programm dieses Collegiums vom Jahre 1765, die Vorlesungen selbst wurden erst 1802 aus seiner Handschrift von Rink herausgegeben). Er stattete sie insbesondere aus Reisebeschreibungen, welche Kant mit Vorliebe las, mit dem anziehendsten und mannigfaltigsten Stoff aus, den sein unermüdlicher Fleiß ihm zuführte

„Man konnte", bemerkt Rosenkranz (a. a. O.), „von der Natur und den Nationen sagen, daß Kant in ihrer Betrachtung seine Poesie gehabt habe. Seine Phantasie hat hierin, wenn man seine Virtuosität im abstrakten Denken erwägt, eine außergewöhnliche Kraft bewiesen. Die ganze Erde mit ihren Höhen und Tiefen, Flüssen und Wasserbecken, Steinen, Pflanzen und Thieren lag vor seinem Auge in der größten Klarheit, das Bild mancher Städte bis in die Verwicklung ihrer Gassen hinein vor ihm aufgerollt." — Eines Tages schilderte er (wie Jachmann erzählt) in Gegenwart eines gebornen Londners die Westmünsterbrücke nach ihrer Gestalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe und den Maaßbestimmungen aller Theile so genau, daß der Engländer ihn fragte, wie viele Jahre er doch in London gelebt, und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe.

Aus den zur Logik und Metaphysik gehörigen Schriften dieser Epoche bemerken wir „Betrachtungen über den Optimismus" (1759), das schöne „Trostschreiben bei dem Ableben des Studenten v. Funk" (1760), und „die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" (1762). Im Jahre 1763 erschien der geist- und lichtvolle „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen", „der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" und die „Untersuchung über die Moral der Grundsätze der natürlichen Moral und Theologie." Die letztere Schrift behandelte eine von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellte Preisfrage. Kant, der hierbei mit Mendelssohn concurrirte, erhielt nur das Accessit, Mendelssohn den Preis.

Seine anthropologischen Untersuchungen eröffnete Kant 1764 mit geistreichen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. In dem nämlichen Jahre erschien sein „Versuch über die Krankheiten des Kopfs", d. h. über die verschiedenen Arten von Geistesstörungen. Zwei Jahre später folgten die „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik (zuerst

anonym), die sich ironisch mit einer Fülle von Witz und Laune gegen das Swedenborg'sche System richteten. Wie man aus einem Briefe Kant's vom Jahre 1758 an eine junge Dame (Charlotte von Knobloch) ersieht, hatten ihn früher schon die Visionen Swedenborg's, welche damals großes Aufsehen erregten, ernstlich beschäftigt, ohne daß er es wagte, ein entscheidendes Urtheil zu fällen, wie dies mit fester Ueberzeugung in den „Träumen", und noch später in der Anthropologie (§. 35 und §. 37) geschah.

So mannigfachen und bedeutenden Leistungen gegenüber darf es wohl überraschen, Kant erst im Jahre 1770 in eine außerordentliche Professur einrücken zu sehen.

Im April 1756, also kaum ein Jahr nach seiner Doctor-Promotion, war Kant, einer Verordnung Friedrich's des Großen zufolge, nach welcher kein Privatdocent früher zu einer außerordentlichen Professur vorgeschlagen werden sollte, bevor er nicht dreimal über eine gedruckte Abhandlung disputirt hätte, genöthigt gewesen, noch einmal öffentlich zu disputiren, zu welchem Zwecke er de monadologia physica geschrieben hatte. Hierauf meldete er sich zu der durch den Tod seines Lehrers Knutzen erledigten außerordentlichen Professur der Mathematik, Logik und Metaphysik; doch, vermuthlich in Folge der Kriegsaussichten, hatte man in Berlin den Entschluß gefaßt, die ledig gewordenen außerordentlichen Professuren nicht mehr besetzen zu wollen.

Zu Ende des Jahres 1758 war die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik durch den Tod ihres Inhabers frei geworden, und Kant erneuerte sein Gesuch. Die preußische Regierung hatte damals die Provinz Preußen schon seit einem Jahre den Russen überlassen, und die Besetzung jener Stelle hing demnach von der russische Behörde ab. Kant's alter Freund, Professor Schultz, versprach ihm, seinen Einfluß bei dieser geltend zu machen, nachdem Kant auf die mit feierlichem Ernst an ihn gerichtete Frage: „Fürchten Sie auch Gott von Herzen?" mit fester Bejahung geantwortet hatte. Allein der russische Gouverneur entschied sich für einen älteren Privatdocenten, der mit Kant concurrirte.

1763 hatte das Accessit, welches Kant für die Beantwortung der Preisfrage von der Berliner Akademie der Wissenschaften empfing, die Aufmerksamkeit des preußischen Ministeriums auf ihn gelenkt, und da man augenblicklich keine andere Professur frei hatte, als die ein Jahr früher erledigte der D i c h t k u n s t, so hielt man es, bei der vielseitigen Befähigung Kant's, wohl für möglich, ihn vorläufig auch mit d i e s e r Professur betrauen zu können. Da sich Kant indeß keineswegs zu derselben gemeldet hatte, so richtete das Ministerium zunächst folgendes charakteristische Schreiben an die Regierungsbehörde der Provinz Preußen:

„Uns ist ein gewisser dortiger Magister, Namens I m m a n u e l K a n t, durch einige seiner Schriften bekannt geworden, aus welchen eine sehr gründliche Gelehrsamkeit hervorleuchtet; ob aber derselbe zugleich die nöthigen Gaben eines öffentlichen Lehrers zum Vortrag und in der Deutschen und Lateinischen Poesie sich hervorgethan, auch N e i g u n g habe, diese Stelle anzunehmen? darüber habt ihr Euch noch erst näher zu erkundigen und hiernächst von denen eingezogenen

Nachrichten pflichtmäßig zu berichten; im Fall aber derselbe weder die erforderlichen Fähigkeiten zu dieser Stelle besitzen, noch solche anzunehmen geneigt sein sollte, Euch zu bemühen, dazu andere hinlänglich qualificirte Subjecta in pflichtmäßigen Vorschlag zu bringen." Berlin, den 5. August 1764. Auf Special-Befehl; unterzeichnet v. Fürst, v. Münchhausen.

Der jedesmalige Professor der Poesie hatte gleichzeitig auch die Censur der Gelegenheitsgedichte und überdies die höchst lästige Verpflichtung, bei allen akademischen Feierlichkeiten selbst als Dichter im Namen der Universität aufzutreten. Kant, welcher keinen Beruf in sich fühlte, eine derartige Stellung, auch nur vorübergehend, einzunehmen, lehnte dieselbe bestimmt ab; dagegen bot sich ein Jahr später die Gelegenheit dar, die Geneigtheit des Ministeriums wenigstens zur Erlangung einer fixirten Besoldung zu benutzen. Kant meldete sich zu dem freigewordenen Posten eines Unterbibliothekars der Königsberger Schloßbibliothek, und laut Cabinetsordre vom 14. Februar 1766 ward diese Stelle mit einem jährlichen Gehalt von 62 Thalern „dem geschickten und durch seine Schriften berühmt gemachten M. Kant" wirklich zu Theil. Uebrigens hatten sich zu jener Zeit Kant's äußere Verhältnisse schon so weit gebessert, daß die Collegiengelder, die er zum Theil für Privatissima einnahm, die nothwendigen Ausgaben seines einfachen Lebens vollständig deckten. Andrerseits sorgte der Buchhändler Canter, sein Verleger, in dessen Hause er mehrere Jahre lang wohnte, für den nöthigen Bücherbedarf.

Inzwischen hatte sich der Name Kant's auch über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet; im Herbst des Jahres 1769 ward ihm eine Professur der Logik und Metaphysik in Erlangen angeboten, und zu Anfang des nächstfolgenden Jahres gleichfalls ein philosophischer Lehrstuhl zu Jena. Aber zu gleicher Zeit wurde in Königsberg selbst durch einen Todesfall die Professur der Mathematik erledigt und Kant angetragen. Die Liebe zur Vaterstadt bewog ihn, beide Berufungen in's Ausland abzulehnen; doch trat er auf den Wunsch des Professor Buck diesem die mathematische Professur gegen die der Logik und Metaphysik ab. Von der preußischen Regierung bestätigt, trat Kant am 20. August 1770 sein Lehramt, welches aus dem fixirten Gehalte und den Emolumenten ein Einkommen von höchstens 400 Thalern gewährte, mit der Vertheidigung der Dissertation an: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Diese Gelegenheitsschrift ist insofern von Wichtigkeit, als in ihr bereits die Grundzüge der Kritik der reinen Vernunft enthalten sind, und sie demnach den Anfang seiner reformatorischen Speculation bildet. (In einem Briefe an Kant (S. W. Th. 11. Abth. 1.) hat Moses Mendelssohn Bemerkungen zu dieser Dissertation gegeben.)

Nicht lange darauf wurden sämmtliche preußische Lehranstalten der Oberaufsicht eines Mannes anvertraut, welcher Kant's akademische Bedeutsamkeit in hohem Grade zu würdigen verstand: es war der edle, freisinnige und von Liebe zur Wissenschaft erfüllte Minister von Zedlitz. Aus einem Rescript an die Ostpreußische Regierung vom Jahre 1775, die Königsberger Universität betreffend,

ergiebt sich, daß der Minister auf Grund der ihm eingereichten Tabellen über den Zustand der Universität mit diesem nicht eben zufrieden war; dagegen wurde bei den zur Nachachtung empfohlenen ministeriellen Erinnerungen Kant namentlich ausgenommen. „Es scheint", beginnt die erste derselben, „daß die Professores mit der neuen Literatur ganz unbekannt, oder für das Alte so eingenommen sind, daß sie an den Aufklärungen, Reinigungen und Erweiterungen, welche jede Wissenschaft durch den Fleiß der Neueren erhalten, keinen Geschmack finden, da sie fast durchgehends (einige Lehrer, und namentlich die Professores Kant und Reusch, ausgenommen) über Lehrbücher lesen, welche zu ihrer Zeit gut waren, jetzt aber bei mehrer Erleuchtung der Gelehrten durch bessere Werke längst verdrängt sind u. s. w. — Wir befehlen Euch demnach, den Professores aufzugeben, forthin die Lehrbücher, deren in allen Wissenschaften so viele gute vorhanden sind, sich mit besserer Einsicht zu wählen." — Weiterhin wird getadelt, daß in der Juristen-Facultät kein Jus publicum und germanicum, in der medicinischen keine Botanik, in der philosophischen keine vaterländische, preußische oder brandenburgische Geschichte gelehrt werde. Dagegen solle die Crusianische Philosophie, über deren Unwerth die erleuchtesten Gelehrten längst eins seien, schlechterdings nicht mehr gelehrt werden, so wenig auch das Ministerium geneigt sei, über individuelle Meinungen herrschen zu wollen. Der juristische Professor Braun solle sich künftig den Umfang der vorzutragenden Wissenschaften reiflich überdenken und sich möglichst der Weitläuftigkeit enthalten. Schließlich hofft der Minister, in Zukunft Anzeigen von eigentlich gelehrten und minder zweideutigen Fleißes-Proben, als Gelegenheits-Reden sind, zu erhalten.

Wenn man von diesen einzelnen, sehr bezeichnenden Ausstellungen einen Schluß auf das Ganze macht, so wird man es begreiflich finden, daß ein Universitätslehrer, wie Kant, um so glänzender hervortreten mußte. In einem eigenhändigen Schreiben vom Jahre 1778 bittet ihn der Minister, welcher damals nach einem schlecht geschriebenen Collegienhefte Kant's physische Geographie studirte, ihm doch zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrags behülflich zu sein, und schließt mit Ausdrücken der Anerkennung, welche den Schreiber nicht minder als den Empfänger ehrten.

Als bald darauf Professor Meyer in Halle, ein eifriger Anhänger der Wolf'schen Philosophie, gestorben war, versuchte Zedlitz wiederholt in einem dringenden Schreiben*) Kant zur Annahme dieser Professur zu bewegen, und bot ihm ein jährliches Gehalt von 800 Thalern an (also das Doppelte von Kant's gegenwärtigem Einkommen); auch der Titel eines Hofraths, im Fall etwa Nebenumstände, von denen auch der Philosoph sich nicht trennen könne, ihm diesen angenehm machten, solle nicht fehlen. — „Es ist zu schlimm", bemerkte Zedlitz, „daß Ihre Denkungsart mit Ihrem Amte so genau übereinkommt" — und in der That, der Philosoph schlug, seiner Vaterstadt zu Liebe, auch diese ansehn-

*) Den Wortlaut dieses, wie des vorher erwähnten Schreibens s. bei Schubert in dessen Biographie Kant's, S. 61 ff.

liche Verbesserung beharrlich aus, so wie er gleichfalls einen äußerlich sehr vortheilhaften Ruf nach Mitau ablehnte.

Zedlitz benutzte jede Gelegenheit, ihm seine Hochachtung öffentlich zu bezeugen. Als in dem nämlichen Jahre durch ein Rescript allen Professoren auf das entschiedenste befohlen wurde, sich in ihren Vorlesungen eines besonderen Compendiums als Leitfaden zu bedienen, wurde Kant ausschließlich davon ausgenommen. Kant dankte dem edlen Eifer des Ministers, indem er das erste durch den Druck veröffentlichte Hauptwerk seines Systems, die Kritik der reinen Vernunft (1781), mit einer einfachen, würdigen Zuschrift ihm widmete.

Seit dem Antritt seiner Professur beschränkte Kant, um mehr Zeit für seine literarischen Arbeiten und die Vollendung seines philosophischen Lehrgebäudes zu gewinnen, seine Vorlesungen in der Regel auf täglich zwei Stunden, zu denen aber Sonnabends noch eine dritte zur Repetition hinzukam. Er benutzte dazu im Winter wie im Sommer an vier Tagen die Frühstunden von sieben bis neun, und an zweien die von acht bis zehn. Außer den Vorträgen über Logik und Metaphysik, die er öffentlich zu halten verpflichtet war, so wie über Pädagogik (ein Collegium, welches die ordentlichen Professoren der philosophischen Facultät abwechselnd lesen mußten), las er privatim noch über Naturrecht, Moral, natürliche Theologie, Anthropologie und physische Geographie. Die früher genannten Special-Vorträge über einzelne Gegenstände der Metaphysik, der Aesthetik, der natürlichen Theologie und der Mathematik hörten gänzlich auf. Eben so gab er (1772) aus Zeitersparniß die Bibliothekar-Stelle bei der Schloßbibliothek wieder auf.

Kant war ein Muster von Pünktlichkeit in allen seinen Vorlesungen. „Mir ist", bemerkt Jachmann (a. a. O.), „in den neun Jahren*), in welchen ich seinem Unterrichte beiwohnte, nicht ein Fall erinnerlich, daß er eine Stunde hätte ausfallen lassen, oder daß er auch nur eine Viertelstunde versäumt hätte."

„Seine Vorträge", erzählt der nämliche Biograph, „waren ganz frei. In vielen Stunden bediente er sich nicht einmal eines Heftes, sondern er hatte sich auf dem Rande seiner Lehrbücher Einiges notirt, das ihm zum Leitfaden diente. Oft brachte er nur ein ganz kleines Blättchen in die Stunde mit, worauf er seine Gedanken in kleiner abgekürzter Schrift verzeichnet hatte. Unter seinen philosophischen Vorträgen war Kant am leichtesten in der Logik zu fassen; nur war Kant's Absicht nie, eine Logik seinen Zuhörern beizubringen, sondern sie denken zu lehren. Auch sein metaphysischer Unterricht war, die Schwierigkeit des Gegenstandes für den angehenden Denker abgerechnet, lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmäh-

*) J. bezog 1784 die Universität zu Königsberg, wurde bald von Kant zu seinem Amanuensis gewählt, und blieb von da bis zum Frühjahr 1794 in fast täglichem Umgange mit ihm.

lig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffes überging, und so den strenge aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte blos halbe Wahrheiten ein. Bei diesen metaphysischen Speculationen ereignete es sich aber öfters, daß Kant, von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Digression den Gegenstand aus dem Auge verlor, wo er dann gewöhnlich mit dem Ausdrucke: in summa, meine Herren! plötzlich abbrach und auf das Hauptmoment eiligst zurückkehrte."

„In den Vorlesungen über Moral", fährt Jachmann fort, „war Kant nicht blos speculativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl eben so mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen, philosophischen Beredtsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. — Durch seine Vorlesungen über rationale Theologie wollte er vorzüglich zu einer vernünftigen Aufklärung in Sachen der Religion beitragen, daher er dies Collegium am liebsten las, wenn viele Theologen seine Zuhörer waren. In einem Semester fanden sich nur so wenige Zuhörer für diese Vorlesung, daß er sie schon aufgeben wollte; als er aber erfuhr, daß die versammelten Zuhörer fast alle Theologen wären, so las er sie doch gegen ein geringes Honorar. Eine leichtere, aber äußerst anziehende Belehrung gewährte sein Vortrag über Anthropologie und physische Geographie, welche auch am häufigsten besucht wurden. In diesen Vorträgen war Kant Allen Alles."

„In den öffentlichen Vorlesungen konnte sein Hörsaal, besonders zu Anfang des Halbjahrs, die große Zahl seiner Zuhörer nicht fassen, sondern viele mußten eine Nebenstube und die Hausflur einnehmen. Da seine Stimme schwach war, so herrschte die größte Stille, um ihn nur in einiger Entfernung verstehen zu können. Kant saß etwas erhaben vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Er faßte bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer in's Auge, und las gleichsam aus dessen Gesicht, ob er verstanden wäre. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders, wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde, die dann gleichfalls die Ordnung seiner Ideen unterbrach. In einer Stunde fiel mir seine Zerstreutheit ganz besonders auf. Am Mittage versicherte mich Kant, er wäre immer in seinen Gedanken unterbrochen worden, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke gefehlt hätte. Unwillkührlich wären seine Augen und seine Gedanken auf diese Lücke hingezogen worden, und dies hätte ihn so zerstreut. Er machte dabei zugleich die Bemerkung, daß dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so ginge, und daß, z. B., wenn die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre,

man gerade immer nach dieser Lücke hinsehe. Eben so zerstreute ihn ein auffallendes und sogenanntes geniemäßiges Aeußere an einem nahesitzenden Zuhörer, z. B., die damals noch ungewöhnlichen, über Stirn und Nacken los hängenden Haare, ein unbedeckter Hals und eine offene Brust, oder die Figur eines nachmaligen Incroyable."

Kant's Verhältniß zu den Studirenden war ein höchst günstiges; ernst in allen dienstlichen Geschäften, in denen er als Lehrer, Dekan und Rector ihnen gegenübertrat, war er ihr wahrer Freund und Beschützer, wo er in irgend einer Beziehung zu einer freieren Entwickelung der studirenden Jugend helfen konnte. Kant hatte, so oft er das Dekanat an der philosophischen Facultät führte, diesem Amt gemäß, die Prüfung der die Universität beziehenden Studirenden vorzunehmen. Er war kein strenger Prüfer in Bezug auf die Masse der Kenntnisse; aber er sah nach dem gesunden Boden, in welchem die Kenntnisse der akademischen Lehrer aufgenommen werden sollten. Seine Urtheile waren mithin bisweilen streng über den neu aufgenommenen Studirenden, wenn er ihn nach dem Maaße der Kenntnisse auch für hinlänglich vorgebildet zur Universität nach den vorgeschriebenen Forderungen fand. In Bezug auf die akademische Disciplin hegte er sehr liberale Ansichten, und pflegte sie mit dem Ausspruch zu rechtfertigen: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachsthum begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und confiscirte Formen dazu gebracht werden sollen." *)

Als sich der Nachfolger Friedrich's des Großen, Friedrich Wilhelm II., im September 1786 in Königsberg huldigen ließ, hielt Kant im Namen der Universität, deren Rector er war, die Anrede an ihn, und der König unterließ nicht, in seiner Erwiederung zugleich die hohe geistige Bedeutung des Redners selbst ehrend anzuerkennen. Auch der damalige, wissenschaftlich sehr gebildete Cabinetsminister Graf von Herzberg, welcher den König als Huldigungs-Commissarius begleitete, zeichnete Kant auf ganz besondere Weise aus, und verschaffte ihm, ohne von Seiten Kant's nur die mindeste Anregung empfangen zu haben, durch seine lebhafte Verwendung vom 1. Januar 1789 an eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thalern. Das betreffende Rescript bezeichnet sie als eine Anerkennung seines unermüdeten Eifers, und dieses Lob war wohl begründet, da sein Kollege, Prof. Kraus, in dieser Zeit von ihm sagen konnte, daß er in fünf Jahren nur eine einzige Stunde wegen einer Kopfgeschwulst ausgesetzt habe. Kant's übriger Gehalt mit dem Getreide-Emolument und der Zulage, die ihm 1786 aus einer Vermehrung der Universitätsfonds erwuchs, betrug nur 400 bis 450 Thaler, und ist auch späterhin nie erhöht worden.

Die ersten zwanzig Jahre, in denen Kant als Professor an der Universität wirkte (1770—1790), bilden gleichzeitig die wichtigste Epoche seiner literarischen Thätigkeit, die speculativ-systematische.**) Elf Jahre nach der oben erwähnten

*) Kant's Biographie von Schubert, S. 70.

**) Näheres darüber bei Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philos., S. 152—245.

Dissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher er die Grundzüge seines Systems andeutete, übergab er dasselbe in der Kritik der reinen Vernunft, 1781, als ein vollständiges Ganze der Oeffentlichkeit. Um aber das Verständniß dieses eigenthümlichen Werkes, welches der Menge zu schwer erschien, durch eine Popularisirung der Hauptpunkte zu erleichtern, schrieb er 1783 seine „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können.“ Auch suchte er 1786 durch einen Aufsatz: „Was heißt, sich im Denken orientiren?“ seinen Standpunkt dem Publikum noch zugänglicher zu machen.

Dem theoretischen Theile des Systems ließ Kant 1788 eine Kritik der praktischen Vernunft folgen, der schon zwei Jahre früher seine „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ vorausging. Eine dritte Kritik, die, 1790, als Kritik der Urtheilskraft Theorie und Praxis zu vermitteln suchte, vollendete im Wesentlichsten den Abschluß seines speculativen Baues. In dieser wichtigsten reformatorischen Epoche Kant's, die sich am bedeutungsvollsten in den genannten drei Kritiken zusammenfaßt, begegnen wir noch außerdem zahlreichen Belegen seines vielseitigen Fleißes, von denen wir folgende anführen: Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie (1788). Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1784.) Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks (1785). Recension von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1785). Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte (1786). Von den verschiedenen Raçen der Menschen (1775). Bestimmung des Begriffs einer Menschenraçe (1785). Ueber die Vulcane im Monde (1785). Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft (1786). Diese letztere Schrift ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als Kant darin die Naturwissenschaft mit dem Princip der Vernunftkritik in Einklang zu bringen suchte.

Das nächstfolgende Jahrzehnt des ablaufenden Jahrhunderts zeigt die Herrschaft der kritischen Philosophie bereits auf den Lehrstühlen der meisten deutschen Universitäten, ohne Rücksicht der Confession; so in Würzburg, Mainz, Heidelberg, Ingolstadt, Erfurt, Bamberg, Dillingen, Halle, Jena, Erlangen, Leipzig, Göttingen, Marburg, Gießen, Altorf. Andrerseits kamen schon gereiste Denker nach Königsberg selbst, um noch von Kant unmittelbar tiefere Aufschlüsse über sein System zu erhalten, oder auch, nur ihn zu sehen und zu sprechen; denn der lebendige Geist großer Werke reizt immer, der Persönlichkeit, von der sie ausgegangen sind, näher zu treten. „Ich kam“, schreibt Fichte an Kant (1791) „nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben, wie ich, näher kennen zu lernen.“ *) Das gleiche Verlangen führte den Arzt und Philosophen J. B. Erhard dahin. **)

---

*) Ueber Fichte und Kant vgl. den Briefwechsel beider. S. W. Th. 11. Abth. 1.

**) Näheres über diesen ausgezeichneten Mann und sein inniges Verhältniß zu Kant in den von Varnhagen von Ense, 1830, herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard.“ „Unter allen Personen“, heißt es in einem Briefe

Von Würzburg traf Professor Reuß (1792) nur in der Absicht ein, um sich die richtige Auffassung der Kant'schen Philosophie von ihrem Urheber bestätigen zu lassen. Wie die Begeisterung für die Kant'sche Philosophie auf die Studirenden gleichfalls überging, beweist ein Vorfall (vgl. Borowski a. a. O. S. 251), den die Frankfurter Reichs-Oberpost-Amts-Zeitung vom 24. Juli 1792 mittheilt. Am 18. Juli war auf dem Rheinfeldzuge der König von Preußen mit dem Kronprinzen durch Würzburg gekommen und von den Studentenchören feierlichst begrüßt worden. Die mit Gold durchwirkten Schärpen des philosophischen Corps trugen die Aufschrift: Regiomontum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita. — Auch ein Erlanger Professor, Mehmel, reiste 1795 in der nämlichen Absicht, wie Reuß, nach Königsberg. Schon 1788 war Kiesewetter aus Berlin mit einer außerordentlichen Unterstützung des Königs und im ausdrücklichen Auftrage desselben dahin gesandt worden, um mehrere Jahre hindurch philosophische Studien zu machen, und dann in Berlin selbst als Lehrer der Kant'schen Philosophie aufzutreten, was 1791 durch die von Kiesewetter eröffneten Vorlesungen wirklich geschah. Thibaut, der berühmte Heidelberger Rechtslehrer, kam, nach Beendigung seiner Studien in Göttingen, 1793 nach Königsberg, und beschäftigte sich ein ganzes Jahr lang fast ausschließlich mit dem Studium der Kant'schen Philosophie. Diesem Aufenthalt verdanken wir eine merkwürdige Mittheilung darüber, inwieweit sich Kant selbst berufen fühlte, sein bereits gedrucktes System vom Katheder herab zu erläutern. „Mehrmals", erzählt Thibaut*), „hörte ich ihn bei dem Anfange seiner Vorlesungen den Zuhörern sagen": „ich lese nicht für die Genies, denn sie brechen sich nach ihrer Natur selbst die Bahn; nicht für die Dummen, denn sie sind nicht der Mühe werth; aber für die, welche in der Mitte stehen und für ihren künftigen Beruf gebildet sein wollen." Danach handelte er stets in seinen höchst klaren Vorlesungen, und er wich immer in Privatgesprächen, und besonders an seiner heitern Mittagstafel, jedem jungen Manne aus, welcher Dinge auf die Bahn brachte, zu deren Ergründung eine tiefere Vorbildung und ein ganz gereifter männlicher Verstand gehört. Daher lernten die Jünglinge in Betreff gewisser Tiefen der Kant'schen Philosophie von Niemand weniger, als von dem redenden Kant selbst. Als aber der gereifte Philosoph Erhard nach Königsberg kam, konnte Kant nicht müde werden, sich über seine Philosophie mit demselben zu unterhalten, und war darüber so selig, daß er ausrief: „ach, könnte ich doch in stetem Umgange mit diesem Manne meine letzten Lebensjahre zubringen!"

Zu den bedeutendsten Anhängern, welche die Kant'sche Philosophie in jener Zeit für sich zu gewinnen wußte, gesellt sich, neben den Denkern, auch der Dichter, und ein Schiller ist es, den wir fast leidenschaftlich in das Studium

---

Kant's, „die ich bisher noch kennen lernte, wünschte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie."

*) Thibaut in der Abhandlung über die sogenannte historische und nichthistorische Rechtsschule im Archiv für die civilistische Praxis, Bd. 23. Heft 3.

Kant's vertieft finden. „Seine Kritik der Urtheilskraft", schreibt er an Körner (3. März 1791), reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten." In einem späteren Briefe an Fischenich (11. Februar 1793) heißt es: „Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr blos Nachbeter zu sein."

Das lebhafte Interesse, welches Schiller an der Kant'schen Philosophie nahm, theilte sich gleichfalls einem der hochbegabtesten Geister unserer Zeit, seinem Freunde Wilhelm von Humboldt, mit, der noch am Schlusse seiner großen Laufbahn, 1830, in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller die außerordentliche Bedeutung Kant's in folgendes Urtheil zusammenfaßt:

„Kant unternahm und vollbrachte das größte Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begrenzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte nach Vollendung dieser Arbeit Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Wortes die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts, weder in der Natur noch im Gebiete des Wissens, läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis, aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabener Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Schärfe und Tiefe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kant'schen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maße ich

mir nicht an, zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denker verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenige ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den Deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophien wieder in vollkommener Freiheit und auf selbstgeschaffenen Wegen für sich fortdauernd zu wecken vermochte."

Das Verhältniß Goethe's zur Kant'schen Philosophie war mehr ein passives, obgleich dieselbe, seit dem innigen Geistesverkehr mit Schiller, nicht selten einen gegenseitigen Ideenaustausch veranlaßte. Der theoretische Theil des Kant'schen Systems lag überhaupt dem Goethe'schen Wesen ferner; doch drückt sich überall, wo Goethe Gelegenheit findet, Kant's zu erwähnen, jene innerste Hochachtung aus, die aus dem Gefühl einer imponirenden Größe hervorgeht. In seinen Aufsätzen über Winckelmann bemerkt er, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe. Als ihn Eckermann*) fragte, welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte, entgegnete Goethe: „Kant, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsre deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen ist." In Bezug auf sich selbst macht Goethe in einem Aufsatz über die „Einwirkung der neueren Philosophie" (S. W. 1840. Bd. 40.) folgende interessante Mittheilung: Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen; sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneure, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. — Einzelne Kapitel glaubt' ich vor andern zu verstehen, und gewann gar Manches zu meinem Hausgebrauch. Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Händen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Natur-Erzeugnisse eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich

---

*) Gespräche mit Goethe. I. S. 352.

zu fügen möglich werden konnte, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst, so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. — Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen, die ich damals anstrich, so wie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen, mir auch zu gelingen schien: denn beide Werke, aus einem Geiste entsprungen, deuten immer eins auf das andere. Nicht eben so gelang es mir, mich den Kantischen Schülern anzunähern: sie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwiedern, noch irgend förderlich sein. Mehr als einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugestand: es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames. Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sei, trat erst hervor, als mein Verhältniß zu Schiller sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich; er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr, als aus eigner Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten.

Auch Jean Paul begrüßte, in enthusiastischer Weise, die Kritik der praktischen Vernunft und die vorhergegangene Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten; was, nebenbei bemerkt, wohl als Beleg gelten darf, wie sehr der praktische Ausbau des Systems dem Bedürfniß des Gefühls entgegenkam. „Kant ist kein Licht der Welt", ruft der begeisterte Dichter, „sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal."

Aber während sich die Kant'sche Philosophie noch über Deutschland hinaus, in den Niederlanden, England, ja selbst in Frankreich, einen Boden eroberte, wurde Kant's freie Thätigkeit als Schriftsteller und Universitätslehrer im Vaterlande selbst bedroht. Nachdem bereits die Hauptwerke seines Systems bekannt gemacht waren, ging Kant auch daran, die Resultate seiner Studien über die Politik, das allgemeine Staatsrecht und die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft zu ordnen und für die Veröffentlichung durch den Druck zusammenzustellen.**) Dies fiel zusammen mit dem Ausbruch der großen französischen Revolution und den Veränderungen, welche im preußischen Staat in der Verwaltung der Censur und der kirchlichen Angelegenheiten eintraten.

Kant hatte die Umgestaltung der französischen Staatsverhältnisse zunächst nur als eine Abschaffung anerkannter Mißbräuche mit Beifall begrüßt. Daß

*) Schubert: Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in Raumer's hist. Taschenbuch, Jahrg. 1838. Auch Kant's Biog. von Sch. S. 128.

die Hoffnungen, welche er, ein so durchaus von dem Gesetz der Ordnung und Sittlichkeit regierter Geist, für ihre weitere Entwickelung aussprach, nicht erfüllt wurden, braucht kaum gesagt zu werden. Doch, theils die Unfähigkeit, ihm auf einen höheren Standpunkt zu folgen, theils die Furcht, die in befangenen Gemüthern einer vorurtheilslosen Betrachtung widerstrebte, oder andere Motive unlauterer Art, vereinigten sich, Kant zu verdächtigen. Der früher erwähnte Professor Reuß in Würzburg gedenkt in der Vertheidigung seiner akademischen Dissertation (17. August 1792) ausdrücklich der gegen die kritische Philosophie erhobenen Anklage, daß der Ursprung der französischen Revolution aus ihr abzuleiten sei.

In Preußen war an die Stelle des Freiherrn von Zedlitz am 3. Juli 1788 in der Verwaltung des geistlichen Departements der vormalige Prediger Wöllner getreten, der durch wiederholte Edikte jede gefährlich erscheinende freie Meinungsäußerung zu unterdrücken strebte, und, obschon er noch 1791 die Kiesewetter'schen Vorlesungen über Kant'sche Philosophie begünstigte*), gleichwohl später auch in Kant einen Gegner der Kirche und des Staates erblickte.

Gleich nach dem Antritt seines Ministeriums hatte Wöllner alle Prediger und Schullehrer, „bei unausbleiblicher Cassation, und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung", ermahnt, sich der öffentlichen oder heimlichen Verbreitung von Irrthümern zu enthalten, und von dem festgestellten Lehrbegriff der Kirche nicht abzuweichen**), wodurch übrigens der inneren Ueberzeugung kein Zwang angelegt werden solle.

*) Vgl. Schubert, Kant's Biographie, S. 116.

**) In diesem Religionsedict vom 9. Juli 1788, welches den Kampf der Regierung gegen die Kritik der Kant'schen Philosophie, wenn nicht unmittelbar aussprach, doch schon im Wesentlichen aufnahm, heißt es wörtlich: „Wir haben bereits einige Jahre vor Unserer Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegläugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider ist und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Secten mehr wiederum aufzuwärmen, und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen: Aufklärung, unter das Volk auszubreiten; das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen, und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt, und vornehmlich an das Geheimniß des Versöhnungswerks und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen, und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten."

Daß Gewaltsprüche der Regierung, wie sie fortgesetzt von Wöllner und dem General von Bischofswerder ausgingen, nicht geeignet sind, eine geistige Bewegung zu ertödten,

Am 19. December 1788 wurde durch ein zweites Edikt die Censur aller im Inlande verfaßten Schriften, so wie die strenge Ueberwachung der aus andern Staaten einzuführenden angeordnet.

Es war nur eine weitere Consequenz, daß 1791 die oberste Prüfungsbehörde aller Kirchen- und Schulsachen aus den Oberconsistorial-Räthen Hermes, Woltersdorf und Hilmer zusammengesetzt wurde. Niemand sollte in einem kirchlichen oder in einem Schulamt angestellt werden, den diese Behörde nicht vorher geprüft und seiner Lehre und Gesinnung nach unbescholten befunden hätte. Außerdem suchte man durch rückwärts greifende Maßregeln gleichfalls die Vergangenheit zu reinigen; denn die drei Mitglieder der obersten Prüfungsbehörde sollten auch über die bereits angestellten Prediger und Lehrer, mit Hülfe der untergeordneten Behörden, genaue Verzeichnisse anlegen, und in diesen eine Censur über die Rechtgläubigkeit jedes einzelnen vermerken; ferner sollten sie selbst die Provinzen bereisen und die öffentlichen Lehranstalten untersuchen, neue Lehrbücher ausarbeiten oder von Gleichgesinnten ausarbeiten lassen u. s. w. Unter solchen Verhältnissen durfte die Kant'sche Philosophie der Duldung froh sein, die man ihr vorläufig gewährte. Freilich hatte Woltersdorf gleich in den ersten Tagen seines neuen Amtes unmittelbar bei dem Könige beantragt, daß dem Begründer der kritischen Philosophie das fernere Schreiben untersagt werden solle*) — doch dieser erste Angriff mißlang.

Der weitere Fortgang der französischen Staatsumwälzung lieh der Verdächtigung in Preußen leider neue Waffen. Die Censur wurde 1792 bedeutend verschärft (namentlich sollte jeder unehrerbietige Tadel der Landesgesetze und der innern Verwaltungsverhältnisse streng bestraft werden) und die Controle ausländischer Schriften noch strenger gehandhabt. — Endlich befahl ein neues Edict vom 14. April 1794, daß alle Aufklärer, die gegen die früheren Verordnungen gehandelt, künftig ohne weitere Rücksicht als Widerspenstige von Staatswegen belangt werden sollten. Nicht lange darauf, 4. September 1794, erschien noch die Verordnung, daß alle neu anzustellenden Lehrer an höheren und niede-

---

wenn sie wahrhaft in sich begründet ist, braucht keinen Beweis. Auch waren die Persönlichkeiten jener Machtinhaber selbst zu sehr bescholten, um die schicklichen Vertreter des wahren Christenthums zu sein. Dagegen darf der Irrthum nicht verkannt werden, der, in der Aufregung einer geistigen Revolution und in der Bewunderung ihres großen und genialen Urhebers, die Kant'sche Philosophie und das Christenthum für identisch nahm; ein Irrthum, der insbesondre auch einen Theil der Geistlichkeit ergriff und sie die Religion mit der Philosophie stützen ließ, während das Christenthum, als religiöse Offenbarung, doch die ausreichenden Stützen in sich selbst findet und finden muß.

So wurde auch im vorigen Jahrhundert die Vergleichung Kant's mit Christus bis zum Ekel wiederholt, wogegen Kant selbst in einem Briefe an Borowski (a. a. O. S. 86) das Bekenntniß ablegt, daß er sich vor seinem Namen tief beuge und sich, gegen ihn gehalten, nur für einen, ihn nach Vermögen auslegenden Stümper ansehe.

*) Nach einem Briefe Kiesewetter's aus Berlin vom 14. Januar 1791, handschriftlich im Nachlasse Kant's. Vgl. Schubert, Kant's Leben, S. 130.

ren Schulen sich verpflichten müßten, in ihren Vorträgen dem durch die symbolischen Bücher festgestellten Kirchenglauben treu anzuhängen.

In eine solche Epoche religiösen Zwanges und politischer Verdächtigung trifft die Veröffentlichung der Kant'schen Schriften religiösen und politischen Inhalts. Die Zeit konnte nicht unglücklicher gewählt sein, denn was man früher nur als die natürliche Vervollständigung des philosophischen Systems angesehen hätte, wurde jetzt als absichtliche Anmaßung aufgefaßt, die Menge zu bestimmen, und zwar in gefährlicher, das Christenthum und den monarchischen Staat bedrohender Weise. Wer dem Philosophen daraus einen Vorwurf machen will, daß er den gegenwärtigen Verhältnissen zu wenig Rücksicht schenkte, der verkennt wiederum, daß es die Würde und Lauterkeit seiner wissenschaftlichen Forschung ihm, in der strengen Consequenz seines ganzen Wesens, gerade zur Pflicht machten, nicht aus Furcht vor der Befangenheit die eigene Unbefangenheit aufzugeben.

Im Jahre 1792 schickte Kant seinen Aufsatz vom radicalen Bösen in der menschlichen Natur an Biester, den Herausgeber der Berliner Monatsschrift, mit dem ausdrücklichen Begehren, daß, obgleich die letztere damals in Jena gedruckt wurde, die Abhandlung dennoch der gewöhnlichen Censurbehörde in Berlin vorgelegt werde. Der gewissenhafte Kant wollte nicht einmal den Schein auf sich laden, als ob er gern einen literarischen Schleichweg einschlüge und der strengen Berliner Censur geflissentlich ausweiche, um sogenannte kühne Meinungen zu äußern. Hillmer gab die Abhandlung dem Herausgeber der Monatsschrift mit dem Bemerken zurück, „daß sie gedruckt werden könnte, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen."*) Sie erschien also im Aprilhefte der genannten Zeitschrift. Als aber für die zweite Abhandlung „von dem Kampfe des guten Princips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen" die nämliche Begutachtung verlangt wurde, verweigerten ihr Hermes und Hillmer das Imprimatur, und auf Biester's weitere Anfrage entgegnete Hermes: „das Religionsedict sei seine Richtschnur; weiter könne er sich darüber nicht erklären."

Hierauf legte Kant sowohl diese, als auch die beiden nachfolgenden Abhandlungen**) der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" der Königsberger theologischen Facultät vor, deren damaliger Decan, der Oberhofprediger Professor Schulz, in Uebereinstimmung mit sämmtlichen Mitgliedern der Facultät, keinen Augenblick Anstand nahm, den Druck zu bewilligen. Zur Ostermesse des nächstfolgenden Jahres erschienen sämmtliche Abhandlungen unter dem gemeinschaftlichen Titel „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft"***) im Verlage einer Königsberger Buchhandlung. In der Vorrede

---

*) Vgl. Borowski, S. 233—237: „Kant's Censurleiden."

**) „Vom Sieg des guten Princips über das böse und die Gründung eines Reichs Gottes auf Erden." — „Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Princips, oder von Religion und Pfaffenthum."

***) Diese Betitelung, sagt Kant (in der Vorrede zum Streit der Facultäten) war ab-

zur ersten Auflage dieses Werkes rechtfertigte Kant sein Verfahren in ruhiger, doch bestimmter und überzeugender Weise. „Der Bücher richtende Theolog", sagt er, „kann entweder als ein solcher angestellt sein, der bloß für das Heil der Seelen, oder auch als ein solcher, der zugleich für das Heil der Wissenschaften Sorge zu tragen hat; der erste richtet blos als Geistlicher, der zweite zugleich als Gelehrter. Dem letzteren als Gliede einer öffentlichen Anstalt, der (unter dem Namen einer Universität) alle Wissenschaften zur Cultur und zur Verwahrung gegen Beeinträchtigung anvertraut sind, liegt es ob, die Anmaaßungen des erstern auf die Bedingung einzuschränken, daß seine Censur keine Zerstörung im Felde der Wissenschaften anrichte, und wenn beide biblische Theologen sind, so wird dem letzteren, als Universitätsgliede von derjenigen Facultät, welcher diese Theologie abzuhandeln aufgetragen worden, die Obercensur zukommen, weil, was die erste Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben; was aber die zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Function zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muß es endlich dahin kommen, wo es sonst schon (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich, daß der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Bemühung mit denselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie und andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen, oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, Alles um sich her in Wüstenei verwandeln, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte." Schließlich bemerkt Kant, daß es wohlgethan sein würde, nach Vollendung der akademischen Unterweisung in der biblischen Theologie jederzeit noch eine besondere Vorlesung über die reine philosophische Religionslehre (die sich Alles, auch die Bibel, zu Nutze macht), als zur vollständigen Ausrüstung des Candidaten erforderlich, hinzuzufügen. Möge der biblische Theolog mit dem Philosophen einig sein, oder ihn widerlegen zu müssen glauben, wenn er ihn nur höre. Denn so allein könne er wider alle Schwierigkeit, die ihm dieser machen dürfte, im Voraus gewaffnet sein. Aber diese zu verheimlichen, auch wohl als ungöttlich zu verrufen, sei ein armseliger Behelf, der nicht Stich halte.

Die Folgen dieses Schrittes ließen sich voraussehen; es war nicht zu erwarten, daß die Berliner Censoren den Streit auf wissenschaftlichem Gebiete ausfechten würden, und während jenes Anstoß gebende Werk schon nach Jahres-

---

sichtlich so gestellt, damit man jene Abhandlung nicht dahin deutete: als sollte sie die Religion aus bloßer Vernunft (ohne Offenbarung) bedeuten. Denn das wäre zu viel Anmaßung gewesen, weil es doch sein konnte, daß die Lehren derselben von übernatürlich inspirirten Männern herrührten, sondern daß ich nur dasjenige, was im Text der für geoffenbart geglaubten Religion, der Bibel, auch durch bloße Vernunft erkannt werden kann, hier in einem Zusammenhange vorstellig machen wollte.

frist in einer neuen Auflage erscheinen mußte, hatten sie, durch Wöllner's Beistand, das nachfolgende Königl. Rescript erwirkt:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen 2c. 2c.

Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in andern kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen unsere, Euch sehr wohl bekannten, landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin Nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.

Sind Euch mit Gnade gewogen.

Berlin, den 1. October 1794.

Auf Seiner Königl. Majestät
allergnädigsten Specialbefehl.
Woellner.

ab extra — Dem würdigen und hochgelahrten Unserem Professor auch lieben getreuen Kant

zu

Königsberg
in Preußen.

Hierauf ertheilte Kant folgende Antwort*):

Allergnädigster 2c. 2c.

Ew. Königl. Maj. allerhöchster, den 1. October c. an mich ergangener und den 12. ejusd. mir gewordener Befehl legt es mir zur devotesten Pflicht auf:

---

*) Den ersten Entwurf seiner Vorstellung vgl. in den S. W. Th. 11. Abth. 1. „Fragmente aus seinem Nachlasse."

Erstlich „wegen des Mißbrauchs meiner Philosophie, in Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums, namentlich in meinem Buche: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in andern kleineren Abhandlungen und der hierdurch auf mich fallenden Schuld der Uebertretung meiner Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen die höchsten mir sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten, eine gewissenhafte Verantwortung beizubringen." Zweitens auch, „nichts dergleichen künftighin mir zu Schulden kommen zu lassen." — In Ansehung beider Stücke ermangle nicht, den Beweis meines allerunterthänigsten Gehorsams Ew. Königl. Maj. in folgender Erklärung zu Füßen zu legen:

Was das Erste, nämlich die gegen mich erhobene Anklage betrifft, so ist meine gewissenhafte Verantwortung folgende:

Daß ich als Lehrer der Jugend, d. i., wie ich es verstehe, in akademischen Vorlesungen, niemals Beurtheilung der heiligen Schrift und des Christenthums eingemischt habe, noch habe einmischen können, würden schon die von mir zum Grunde gelegten Handbücher Baumgarten's, als welche allein einige Beziehung auf einen solchen Vortrag haben dürften, beweisen, weil in diesen nicht einmal ein Titel von Bibel und Christenthum enthalten ist, und als bloßer Philosophie auch nicht enthalten sein kann; der Fehler aber, über die Grenzen einer vorhabenden Wissenschaft auszuschweifen, oder sie in einander laufen zu lassen, mir, der ich ihn jederzeit gerügt und dawider gewarnt habe, am Wenigsten wird vorgeworfen werden können.

Daß ich auch nicht etwa als Volkslehrer, in Schriften, namentlich nicht im Buche: „Religion innerhalb der Grenzen u. s. w." mich gegen die allerhöchsten, mir bekannten landesväterlichen Absichten vergangen, d. i. der öffentlichen Landesreligion Abbruch gethan habe, welches schon daraus erhellt, daß jenes Buch dazu gar nicht geeignet, vielmehr für das Publicum ein unverständliches, verschlossenes Buch, und nur eine Verhandlung zwischen Facultätsgelehrten vorstellt, wovon das Volk keine Notiz nimmt, in Ansehung deren aber die Facultäten selbst frei bleiben, nach ihrem besten Wissen und Gewissen öffentlich zu urtheilen, und nur die eingesetzten Volkslehrer (in Schulen und auf Canzeln) an dasjenige Resultat jener Verhandlungen, was die Landesherrschaft zum öffentlichen Vortrage für diese sanctionirt, gebunden werden, und zwar darum, weil die letztere sich ihren eigenen Religionsglauben auch nicht selbst ausgedacht, sondern ihn nur auf demselben Wege, nämlich der Prüfung und Berichtigung durch dazu sich qualificirende Facultäten (die theologische und philosophische), hat überkommen können, mithin die Landesherrschaft diese nicht allein zuzulassen, sondern auch von ihnen zu fordern berechtigt ist, Alles, was sie einer öffentlichen Landesreligion zuträglich finden, durch ihre Schriften zur Kenntniß der Regierung gelangen zu lassen.

Daß ich in dem genannten Buche, weil es gar keine Würdigung des Christenthums enthält, mir auch keine Abwürdigung desselben habe zu Schulden kommen lassen; denn eigentlich enthält es nur die Würdigung der natür-

lichen Religion. Die Anführung einiger biblischer Schriftstellen, zur Bestätigung gewisser reiner Vernunftlehren der Religion, kann allein zu diesem Mißverstande Veranlassung gegeben haben. Aber der sel. Michaelis, der in seiner philosophischen Moral eben so verfuhr, erklärte sich schon hierüber dahin, daß er dadurch weder etwas Biblisches in die Philosophie hinein, noch etwas Philosophisches aus der Bibel heraus zu bringen gemeint sei, sondern nur seinen Vernunftsätzen, durch wahre oder vermeinte Einstimmung mit Anderer (vielleicht Dichter und Redner) Urtheile, Licht und Bestätigung gäbe. — Wenn aber die Vernunft hierbei so spricht, als ob sie für sich selbst hinlänglich, die Offenbarungslehre also überflüssig wäre (welches, wenn es objectiv so verstanden werden sollte, wirklich für Abwürdigung des Christenthums gehalten werden müßte), so ist dieses wohl nichts, als der Ausdruck der Würdigung ihrer selbst; nicht nach ihrem Vermögen, nach dem, was sie als zu thun vorschreibt, so ferne aus ihr allein Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit der Glaubenslehren hervorgeht, die das Wesentliche einer Religion überhaupt ausmachen, welches im moralisch Praktischen (dem, was wir thun sollen) besteht, wogegen das, was wir auf historische Beweisgründe zu glauben Ursache haben (denn hierbei gilt kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an sich zufällige Glaubenslehre, für außerwesentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüssig angesehen wird, weil sie den theoretischen Mangel des reinen Vernunftglaubens, den dieser nicht ableugnet, z. B. in den Fragen über den Ursprung des Bösen, den Uebergang von diesem zum Guten, die Gewißheit des Menschen, im letzteren Zustande zu sein u. dgl. zu ergänzen dienlich, und als Befriedigung eines Vernunftbedürfnisses dazu nach Verschiedenheit der Zeitumstände und der Personen mehr oder weniger beizutragen behülflich ist.

Daß ich ferner meine große Hochachtung für die biblische Glaubenslehre im Christenthum unter Andern auch durch die Erklärung in demselben obbenannten Buche, bewiesen habe, daß die Bibel als das beste vorhandene, zur Gründung und Erhaltung einer wahrhaftig seelenbessernden Landesreligion auf unabsehliche Zeiten taugliche, Leitmittel der öffentlichen Religionsunterweisung darin von mir angepriesen, und daher auch die Unbescheidenheit, gegen die theoretischen, Geheimniß enthaltenden, Lehren derselben, in Schulen oder auf Canzeln, oder in Volksschriften (denn in Facultäten muß es erlaubt sein), Einwürfe und Zweifel dagegen zu erregen, von mir getadelt und für Unfug erklärt worden, welches aber noch nicht die größte Achtungsbezeigung für das Christenthum ist. Denn die hier aufgeführte Zusammenstimmung desselben mit dem reinsten moralischen Vernunftglauben ist die beste und dauerhafteste Lobrede desselben, weil eben dadurch, nicht durch historische Gelehrsamkeit, das so oft entartete Christenthum immer wieder hergestellt worden ist, und ferner bei ähnlichen Schicksalen, die auch künftig nicht ausbleiben werden, allein wiederum hergestellt werden kann.

Daß ich endlich, so wie ich andern Glaubensbekennern jederzeit und vorzüglich gewissenhafte Aufrichtigkeit, nicht mehr davon vorzugeben und Andern als Glaubensartikel aufzudringen, als sie selbst davon gewiß sind, empfohlen, ich auch

diesen Richter in mir selbst bei Abfassung meiner Schriften jederzeit als mir zur Seite stehend vorgestellt habe, um mich, von jedem, nicht allein seelenverderblichen Irrthum, sondern selbst jeder Anstoß erregenden Unbehutsamkeit im Ausdruck entfernt zu halten, weshalb ich auch jetzt in meinem 71sten Lebensjahre, wo der Gedanke leicht aufsteigt, es könne wohl sein, daß ich für alles dieses in Kurzem einem Weltrichter als Herzenskündiger Rechenschaft geben müsse, die gegenwärtige, mir wegen meiner Lehre abgeforderte Verantwortung, als mit völliger Gewissenhaftigkeit abgefaßt, freimüthig einreichen kann.

Was den zweiten Punct betrifft: mir keine dergleichen (angeschuldigte) Entstellung und Herabwürdigung des Christenthums künftighin zu Schulden kommen zu lassen, so halte ich, um auch dem mindesten Verdachte darüber vorzubeugen, für das Sicherste, hiermit, als Ew. Königl. Maj. getreuester Unterthan*), feierlichst zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen, als in Schriften, gänzlich enthalten werde.

In tiefster Devotion ersterbe ich u. s. w."

Den inneren Kampf, welchen Kant bei Abfassung dieser Erklärung mit sich bestand, verräth ein kleiner Zettel in seinem Nachlasse, der folgende Worte enthält: „Widerruf und Verläugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall, wie der gegenwärtige, ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." **)

Seiner gewissenhaften Weise nach veröffentlichte Kant das Königliche Rescript, dessen Existenz er nur seinem vertrautesten Freunde bekannt gemacht, erst vier Jahre später, nach dem Tode des Königs. ***)

Man begnügte sich indeß nicht damit, dem Meister Schweigen auferlegt zu haben, sondern verpflichtete gleichzeitig alle theologischen und philosophischen

*) Auch diesen Ausdruck, sagt Kant a. a. O., wählte ich vorsichtig, damit ich nicht der Freiheit meines Urtheils in diesem Religionsproceß auf immer, sondern nur so lange Se. Maj. am Leben wäre, entsagte.

**) Schubert, Kant's Leben, S. 138.

***) Als Vorwort zum Streit der Facultäten. Hierbei gedenkt auch Kant der Glaubenscommission, und sagt: „Um einen kleinen Begriff vom Geiste dieser Commission zu geben, so ward, nach der Forderung einer vor der Begnadigung nothwendig vorhergehenden Zerknirschung, noch ein tiefer reuiger Gram (moeror animi) erfordert, und von diesem nun gefragt: ob ihn der Mensch sich auch selbst geben könne? Quod negandum ac pernegandum, war die Antwort; der reuevolle Sünder muß sich diese Reue besonders vom Himmel erbitten. — Nun fällt ja in die Augen, daß den, welcher um Reue (über seine Uebertretung) noch bitten muß, seine That wirklich nicht reut, welches eben so widersprechend aussieht, als wenn es vom Gebet heißt: es müsse, wenn es erhörlich sein soll, im Glauben geschehen. Denn wenn der Beter den Glauben hat, so braucht er nicht darum zu bitten; hat er ihn aber nicht, so kann er nicht erhörlich bitten."

Docenten der Königsberger Universität durch Namensunterschrift, nicht über Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" Vorlesungen zu halten*), und neu ernannte Professoren mußten beim Antritte ihrer Lehrämter einen Revers ausstellen, nichts vorzutragen, was dem preußischen Religionsedicte und den späteren Erläuterungen und Anhängen desselben zuwider laute.

Kant empfand den Verlauf dieser Angelegenheit auf's tiefste, und dies schmerzliche Gefühl machte den natürlichen Einfluß seines hohen Alters noch um so mehr geltend. Er gab daher nicht nur die Privatvorlesungen über die rationale Theologie auf, sondern stellte mit dem Sommer 1795 überhaupt alle Privatvorlesungen ein, so daß er täglich nur noch eine Stunde seiner öffentlichen Collegia über Logik und Metaphysik las.

Die so gewonnene Muße wandte er dazu an, seine literarischen Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" war in dem nämlichen Jahre (1793) in der Berliner Monatsschrift eine Abhandlung gefolgt über den Gemeinspruch: „Das mag für die Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis".**) Im zweiten Theil dieses Aufsatzes „Vom Verhältniß der Theorie zur Praxis" nimmt Kant Gelegenheit, sich über das Verhältniß der Unterthanen zum Staatsoberhaupt näher auszusprechen, und die Ansichten, welche er hier begründet, konnten jedem Unbefangenen den Beweis geben, wie ungerecht der Verdacht revolutionärer Gesinnungen sei. Kant sagt in jener Abhandlung ausdrücklich***): „daß alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Aufwiegelung, eine Unzufriedenheit der Unterthanen thätlich werden zu lassen, aller Aufstand, der in Rebellion ausbricht, das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen ist, weil er dessen Grundfeste zerstört. Und dieses Verbot ist unbedingt, so daß, es mag auch jene Macht, oder ihr Agent, das Staatsoberhaupt, sogar den ursprünglichen Vertrag verletzt und sich dadurch des Rechts, Gesetzgeber zu sein, nach dem Begriff des Unterthans, verlustig gemacht haben, indem sie die Regierung bevollmächtigt, durchaus gewaltthätig (tyrannisch) zu verfahren, dennoch dem Unterthan kein Widerstand, als Gegengewalt, erlaubt bleibt. Der Grund davon ist: weil bei einer schon subsistirenden bürgerlichen Verfassung das Volk kein zu Recht beständiges Urtheil mehr hat, zu bestimmen, wie jene solle verwaltet werden." Als das einzige Palladium der Volksrechte bezeichnet Kant die Freiheit der Feder, d. h. der Feder, die sich in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung hält, in der man lebt. Auf einem Memorienzettel aus jener Zeit†) erörtert Kant noch besonders den Begriff der Majestät: „Ma-

*) Rink, Ansichten aus Kant's Leben, S. 62.

**) Kant vertheidigt in dieser Schrift erstens gegen Garve die Würde der Tugend, die nur um der Pflicht willen handle, zweitens gegen Hobbes die Selbstständigkeit, Gleichheit und Freiheit der individuellen Persönlichkeit im Staate, drittens gegen Mendelssohn den Fortschritt des menschlichen Geschlechts.

***) S. W. Th. 7. Abth. 1. S. 210.

†) Schubert, Kant's Leben, S. 143.

jestät ist die Auctorität einer Person, sofern sie über alle andern Gewalten im Staate Macht hat. Nun kann diese keine bloße moralische Person, z. B., eine Republik sein, die zwar Souveränität über sich selbst ausübt, aber doch zugleich die ganze Summe der Unterthanen ausmacht, wo Niemand die oberste Auctorität besitzt, sondern ein Jeder in Ansehung Aller gleiche rechtliche Gewalt hat. Also kommt der Titel Majestät nur einer einzelnen physischen Person zu, die über alle Andern im Staate Gewalt hat (einem Monarchen). Darum kann man es zwar gut vertragen, wenn man von Volkssouveränität sprechen hört. Dagegen fällt der Ausdruck Volksmajestät, welchen sich schwindelnde Republikaner oft entfahren lassen, in's Lächerliche. Majestät nämlich ist diejenige Auctorität in einem Volke, die von keiner höheren eingeschränkt werden kann. Nun ist Keiner im Volke, dessen Ansehen nicht von einer höheren Auctorität, nämlich der des gesammten Volkes als einer moralischen Person eingeschränkt würde: denn das Volk ist die Summe aller Unterthanen. Wenn nun, wie im Königthume, diese Auctorität auf eine einzelue physische Person, um Selbstherrscher zu sein, übertragen ist, so ist die Befreiung dieser Person von allem möglichen Widerstreben des Volks das, was ihr den Glanz eines selbstleuchtenden Sterns giebt, während alle Staatswürden der Unterthanen, als Reflexe durch jene ausgesandt, verdunkelt werden."

In seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795) entwirft Kant die Grundzüge einer völkerrechtlichen Vereinbarung, durch die ein ewiger Frieden ermöglicht und verbürgt werden könne. Der Aufsatz ist eine weitere Ausführung seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784). Ein „geheimer Artikel zum ewigen Frieden"*) beschränkt sich auf den Satz: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden." Es ist aber, wie Kant erläuternd hinzufügt, hiermit nicht gemeint, daß der Staat den Grundsätzen des Philosophen vor den Aussprüchen des Juristen (des Stellvertreters der Staatsmacht) den Vorzug einräumen müsse, sondern nur, daß man ihn höre. „Daß Könige philosophiren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Classe der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist Beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich."

Im Sommer 1796 vollendete Kant seine Rechtslehre, den ersten Theil seiner „Metaphysik der Sitten", und im nächsten Winter, als zweiten Theil derselben, die Tugendlehre.

---

*) Dieser Zusatz wurde von Kant erst der zweiten Ausgabe seiner Schrift, die schon im folgenden Jahre erschien, hinzugefügt.

Die Folgen einer so bedeutenden Anstrengung machten sich bald geistig und körperlich in solchem Grade sichtbar, daß Kant genöthigt wurde, mit dem Sommerhalbjahr 1797 auch seine öffentlichen Vorlesungen ganz zu beschließen. Um diese Zeit beschäftigte ihn sehr lebhaft ein Buch von Hufeland: „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", und dem Einfluß desselben verdankt man die Kant'sche Abhandlung „von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein." Sie erschien zuerst 1797 im Novemberheft von Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde, und wurde 1798 dem „Streit der Facultäten" als dritter Abschnitt beigefügt. Dem Tode Friedrich Wilhelm II. (1797) war auch die Aufhebung der Censurbedrückungen gefolgt, und so vermochte Kant in dem denkwürdigen Vorwort der letztgenannten Schrift die Maßregeln offen darzulegen, die seine Lehrthätigkeit beschränkt hatten. Der Streit der Facultäten, welchen Kant mit geistvoller Schärfe in den nachfolgenden Abhandlungen durchführt, ist nicht ein Streit der Facultäten unter sich, sondern ein Kampf der Philosophie als der dem akademischen Herkommen nach unteren Facultät gegen die sogenannten drei oberen, die aber Kant, als Fachwissenschaften, in der Philosophie, der absoluten Wissenschaft, aufgehen läßt.*) „In Ansehung der drei oberen", sagt Kant, „dient sie dazu, sie zu controliren, und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf Wahrheit (der wesentlichen und ersten Bedingung der Gelehrsamkeit) überhaupt Alles ankommt; die Nützlichkeit aber, welche die obern Facultäten zum Behuf der Regierung versprechen, nur ein Moment zweiten Ranges ist. Auch kann man allenfalls der theologischen Facultät den stolzen Ausspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt, oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchlosigkeit, blos frei zu sein, aber auch frei zu lassen, blos die Wahrheit, zum Vortheil jeder Wissenschaft, auszumitteln und sie zum beliebigen Gebrauch der obern Facultäten hinzustellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig, ja als unentbehrlich empfehlen."

In dieser Schrift entschädigte sich Kant gewissermaßen für das lange Schweigen, das ihm die Verhältnisse auferlegt hatten. Mit wahrem Siegesmuthe schwingt er in letzter Kraftanstrengung das Banner der Philosophie. Eine merkwürdige Aeußerung, die sich aus jener Zeit in einem Briefentwurfe an Professor Reuß findet**), zeigt übrigens, wie wenig Kant die Religion selbst zu bekämpfen oder herabzusetzen Willens war. „Ich sage nicht", schreibt er, „daß die Vernunft in Sachen der Religion sich selbst genug zu sein zu behaupten wage, sondern nur, wenn sie sich nicht sowohl in Einsicht, als im Vermögen der

---

*) I. Der Streit der philosophischen Facultät mit der theologischen. II. Der Streit der philosophischen Facultät mit der juristischen. III. Der Streit der philosophischen Facultät mit der medicinischen.

**) Schubert, Kant's Leben, S. 149.

Ausübung genug ist, sie alles Uebrige, was über ihr Vermögen noch hinzukommen muß, ohne daß sie wissen darf, worin es bestehe, von dem übernatürlichen Beistande des Heils erwarten muß."

Die Selbstherausgabe der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht", die Kant 1798 aus den Vorlesungen zusammenstellte, welche er länger als dreißig Jahre in populärer Fassung über diesen Gegenstand gehalten hatte, ist die letzte bedeutendere Arbeit, die seine geistig und körperlich sehr geschwächten Kräfte ihm gestatteten.

Die Vorlesungen über Anthropologie, die gleich denen über physische Geographie, in höchst anregender Weise auf ein großes Publikum wirkten, machen nicht den Anspruch, ein neues System zu begründen; ihr bleibender Vorzug besteht aber in einer Menge scharfsinniger Beobachtungen und in der geschmackvollen Behandlung des reichhaltigen Materials.

Kant's literarische Thätigkeit mußte sich von jetzt ab auf die Revision derjenigen seiner Werke beschränken, die einer neuen Auflage bedurften; die weitere Herausgabe seiner Vorträge dagegen seinen vertrauteren Schülern und Freunden überlassen. So erschien 1800 die Logik, von Jäsche, 1802 die physische Geographie und 1803 die Pädagogik, beide von Rink. Kant beschäftigte sich zwar bis in die letzten Monate seines Lebens mit der Ausarbeitung eines größeren Werkes, welches er „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe" nannte, und welches vornämlich den Uebergang der Physik zur Metaphysik vermitteln sollte; dasselbe war aber nach dem Urtheil von Johann Schulz, dem die Einsicht des Manuscriptes nach Kant's Tode gestattet war, und den Kant selbst für den verständigsten Ausleger seines Systems erklärt hat, nur der erste Anfang eines Werkes, dessen Einleitung noch nicht vollendet und das der Redaction nicht fähig sei. Wohl nur in Folge der Altersschwäche hatte Kant's eignes Urtheil es für sein wichtigstes Werk ausgegeben.*)

Wir ergänzen hier die Aufzählung seiner literarischen Leistungen, seit der Kritik der Urtheilskraft, 1790, noch durch folgende: Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll (1790). Ueber Schwärmerei und die Mittel dagegen (1790). Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee (1791). Ueber die Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolf (1791). Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung (1794). Das Ende aller Dinge (1794). Ueber Philosophie überhaupt (1794). Zu Sömmering über das Organ der Seele (1796). Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie (1796). Verkündigung eines nahen Abschlusses eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philosophie (1796). Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites (1796).**)

Von seinen amtlichen Geschäften hatte Kant seit 1797 nur die Theilnahme

*) Das Manuscript ist jetzt spurlos verschwunden. Schubert, a. a. O., S. 161.
**) Näheres bei Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philosophie, S. 245—276.

an den Senatsverhandlungen beibehalten, und protestirte sogar in einer sehr entschiedenen Erklärung gegen jede Seitens der jüngeren Professoren ihm zugedachte Stellvertretung.*) Freilich beschränkte sich jene offizielle Thätigkeit mit jedem folgenden Jahre mehr auf die einfache Unterschrift seines Namens; allein geschäftsfrei wurde er doch nicht, denn es erging ihm wie Gellert, von dem man auch allerwärts guten Rath verlangte. Geistig und sittlich war Kant eine viel zu erhabene, allgemein gültige Autorität geworden, um nicht gleich einem Priester der Wahrheit in allen zweifelhaften Fällen angerufen zu werden. Behörden und Privatpersonen holten gleicher Weise Gutachten und Rathschläge von ihm ein. Besonders war das Vertrauen zu ihm nach Herausgabe der Rechtslehre und der Tugendlehre ganz unumschränkt geworden, und wie dürfte es wundern, daß Jeder, der sich bedrängt in seinem Gewissen fühlte, zu dem flüchtete, der das weitläuftige, oft gar bedenkliche Gebiet der Moral geordnet, gelichtet und gesetzlich bestimmt hatte, der den Probirstein und die Goldwage besaß, um die Lauterkeit und das Gewicht einer Handlung zu prüfen, der überdies sich Allen als ein Mann darstellte, der die Gesetze nicht blos gab, sondern selbst erfüllte!

Kant widmete sich diesem Ehrenamt, welches ihm das Vertrauen des Publikums auferlegt hatte, nach besten Kräften, obgleich ihm die Verwaltung desselben nicht immer leicht wurde. So sollte er im Jahre 1800, auf das inständigste Gesuch sehr achtungswerther Personen, durchaus die Frage entscheiden, ob und inwiefern die Einimpfung der Menschenblattern sittlich oder unsittlich sei. Diese Frage hatte jedoch Kant selbst in der Tugendlehre unter die casuistischen Fragen gestellt.**) Er fand, so weit aus einem Memorienzettel zu ersehen ist, einen Ausweg darin, daß die Regierung die Pockeninoculirung durchgängig anbefehle, da sie dann für jeden Einzelnen unvermeidlich, mithin erlaubt sei. (Freilich bleibt hierbei die Frage unerledigt: im Fall die Inoculation unsittlich wäre, welches Recht hätte die Regierung, sie anzubefehlen?)

Die allmählige Abnahme seiner körperlichen Kräfte hatte auch die der geistigen zur Folge, und im Jahre 1802 ward sein Gedächtniß so schwach, daß er kaum noch im Stande war, mehrere auf einander folgende Gedanken zu behalten. Die bekanntesten Namen seiner Umgebung, die sonst geläufigsten Ausdrücke seiner Redeweise entfielen ihm, und er mußte sich alle Tagesgeschäfte vorher in kleine Erinnerungsbücher aufzeichnen. Dieses langsame Absterben, welches ihn selbst nach einem Abschluß verlangen ließ, ging im nächstfolgenden Jahre fast in gänz-

---

*) Vgl. Schubert, in Kant's Leben, S. 165 ff., wo diese, die letzte amtliche Erklärung Kant's, so wie die hierauf folgende, ihm günstige und ehrenvolle Entscheidung des Ministeriums dem Wortlaut nach mitgetheilt sind.

**) §. 6. „Wer sich die Pocken einimpfen zu lassen beschließt, wagt sein Leben auf's Ungewisse: ob er es zwar thut, um sein Leben zu erhalten, und ist so ferne in einem weit bedenklichern Falle des Pflichtgesetzes, als der Seefahrer, welcher doch wenigstens den Sturm nicht macht, dem er sich anvertraut, statt dessen jener die Krankheit, die ihn in Todesgefahr bringt, sich selbst zuzieht. Ist also die Pockeninoculation erlaubt?"

liche Stumpfheit über, die nur zuweilen von einem Geistesblitz durchbrochen wurde. Endlich erlosch auch dieser dürftige Rest des Lebens am 12ten Februar 1804.

Um das Charakterbild von Kant zu vervollständigen, müssen wir einen Rückblick auf sein häusliches Leben werfen. Hier finden wir zunächst jenen strengen und gewissenhaften Geist der Ordnung, der aus der Selbstbeherrschung eines festen Charakters hervorgeht und die Grundbedingung pünktlicher Pflichterfüllung ist. Ihm galt die Lebensordnung als ein heiliges Gesetz, denn er hatte sie, Geist und Körper anpassend, durch vernünftige Erkenntniß festgestellt. Trotz seines schwächlichen Körpers gönnte er sich nicht mehr als sieben Stunden Schlaf, verweilte in keiner Gesellschaft bis nach zehn Uhr, und ließ sich mit unerbittlicher Strenge des Morgens einige Minuten vor fünf aufwecken. Er konnte dreist in Gegenwart seiner Tischgenossen an seinen alten Diener die Frage richten, ob er sich während dreißig Jahren an einem Morgen zweimal habe wecken lassen. Dieser Regelmäßigkeit, die immerhin im Einzelnen pedantisch scheinen mag, verdanken wir zunächst die Möglichkeit einer so ungeheuren Thätigkeit, wie sie an Kant bewundert werden muß. Man muß sich, äußerte er, mit seinem Körper einzurichten wissen, und wie vortrefflich er diese Einrichtung verstand, so daß sie gleichzeitig seinem Geist die geeignetste Unterstützung bot, erkennen wir in den großartigen Resultaten seines Wirkens.

Dem Geist der Ordnung gesellte sich die Liebe zum Einfachen und Anspruchlosen. Wenn seine saubere und gewählte Kleidung den Mann verrieth, welchem die Formen der feinen Gesellschaft natürlich waren, so war sie keiner Zeit doch verschwenderisch oder auffallend. Seine häusliche Einrichtung, seit er Besitzer eines eignen Hauses war, erschien in musterhafter Einfachheit, auf das Nothwendigste beschränkt.

Wahrscheinlich war es die Befürchtung, einer so regelrechten, bis in das Kleinste festgestellten Häuslichkeit entsagen zu müssen, die ihn abhielt, in den Ehestand zu treten. Dennoch war er in seinen mittleren Jahren zweimal nahe daran, wenigstens die Absicht an den Tag zu legen. Daß sie sich beide Male nicht verwirklichte, ist bezeichnend. Das erste Mal, als eine junge liebenswürdige Wittwe, die nach Königsberg zum Besuch ihrer Verwandten gekommen war, seine Neigung gewonnen hatte, unterzog er seine Einnahmen und möglichen Ausgaben einer so gewissenhaften Prüfung, daß sich die Wittwe inzwischen anderweitig verheirathete. Das zweite Mal, als ihm ein junges Mädchen besonders wohlgefiel, zögerte er gleichfalls so lange, daß jene, die nur vorübergehend als Gesellschafterin einer adligen Dame in Königsberg verweilte, früher abreiste, bevor er zu einem festen Entschluß gekommen war.*) — Nicht zu ver-

*) Ein eigenthümlicher Zug ist, daß Kant's Bedienter, Lampe, viele Jahre verheirathet war, ohne daß Kant eine Ahnung davon hatte, bis er plötzlich, als sich dieser schon zum zweiten Mal verheirathen wollte, von der Entdeckung überrascht wurde. So wenig gehörte eigentlich der Gedanke an die Ehe in den Kant'schen Ideenkreis.

kennen ist, daß der Mangel eines eignen Familienlebens auch eine Lücke in seinem innern Leben zurückließ, und daß die im Ganzen oberflächliche Anschauung der Ehe, wie sie Kant in der Anthropologie darlegt, darin ihren Grund hat. Uebrigens war Kant's Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht in geselliger Beziehung ein freundlich liebenswürdiges, und der feine Weltmann, der die geistige Befähigung der Frauen nicht all zu hoch stellte, verstand es doch, seinen Ansichten eine gefällige Deutung zu geben, so wie er andrerseits durch ein heiteres und natürliches Gemüth wohlthuend angezogen wurde. Als eine von ihm hochgeschätzte Frau ihn zur Rede stellte, daß er die Frauen für geborene Köchinnen anzusehen scheine, setzte er sofort auseinander, wie sehr jede Frau durch eine gute Leitung des Küchenwesens sich selbst wahrhaft ehre, den von der Tagesarbeit ermüdeten Mann erquicke, heitere Tischgespräche anrege, und so die Bildung des Gemüthes und das Glück des Hauses befördere.*)

Kant war ein Freund der Geselligkeit, die er durch Geist und treffliche Unterhaltungsgabe in hohem Grade auch für Andere genußreich machte. Seit er in seinem eignen Hause vollständig eingerichtet war, sah er täglich, so oft er selbst nicht einer Einladung folgte, einige Tischgäste bei sich, gewöhnlich drei bis fünf, nie über neun. Um sie von keiner andern Gesellschaft abzuhalten, pflegte er sie erst am Morgen des nämlichen Tages einzuladen. Die Mahlzeit, welche mehrere Stunden dauerte — es war die einzige, die Kant im Lauf des Tages hielt — empfing gleichzeitig durch eine leichte heitere Unterhaltung ihre besondere Würze. Kant mied bei Tische jedes gelehrte Gespräch, dagegen trug er Sorge, es nie an Stoff von allgemeinem Interesse fehlen zu lassen, und duldete als aufmerksamer Wirth keine Windstille, wie er das Stocken des Gesprächs nannte. Der Kreis seines persönlichen Verkehrs umschloß Männer von den verschiedensten Ständen und Lebensrichtungen, was, wie er fand, einem praktischen Philosophen durchaus nothwendig sei, um eine ausgedehnte Menschenkenntniß zu erlangen. Neugierige Besuche empfing er ungern, verlangte aber, daß durchreisende Gelehrte, wenn sie in Gesellschaft mit ihm zusammentreffen wollten, vorher bei ihm gewesen waren. Von seinen nächsten Königsberger Freunden heben wir besonders Hamann**), Hippel und Scheffner***) hervor. Des Ersteren geniale, aber ordnungslose Natur, die fast zu gleicher Zeit anzog und abstieß, ließ freilich ein klares, ruhiges und vertrautes Verhältniß nicht Bestand gewinnen. Auf eigenthümliche Weise wurde Hippel ein Vorläufer der Kant'schen Philosophie. In seinen anonym erschienenen Werken „über die Ehe" und „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" finden sich manche Stellen, die buchstäblich mit denen übereinkommen, welche Kant selbst in später veröffentlichten Schriften als seine eige-

*) Vgl. Borowski, S. 148.

**) Vgl. über Kant und Hamann die Geschichte der Kant'schen Philosophie von Rosenkranz, S. 104 ff.

***) Vgl. über diesen eigenthümlichen und mannigfach ausgezeichneten Mann Scheffner's Selbstbiographie (Leipzig 1821 und 1823).

nen vortrug. Dies auffallende Zusammentreffen läßt sich nur aus dem freundschaftlichen Verkehr Beider, so wie daraus erklären, daß Kant'sche Ideen noch lange vor dem Druck durch seine Vorlesungen (auch Hippel war ein Zuhörer Kant's gewesen) Verbreitung gewannen. Als nach dem Tode Hippel's die Autorschaft jener Werke Kant zugeschrieben wurde, fand er für nöthig, sich darüber öffentlich auszusprechen.*) — In späteren Jahren knüpfte sich noch ein freundschaftliches Band mit Garve (in Breslau), dessen praktische Richtung in der Philosophie ihn interessirte, und dessen körperliches Dulden seine ganze Achtung gewann.**) Uebrigens war der Verkehr mit seinen auswärtigen Freunden nichts weniger als lebhaft, denn er pflegte jede Correspondenz, die keinen amtlichen Zweck hatte, oder durch dringende Hülfeleistung seinerseits geboten wurde, sehr zu vernachlässigen. Die geringe Anzahl der nach seinem Tode veröffentlichten Briefe giebt den Beweis dafür.

Kant, der den Lebenden der That nach ein so musterhafter Freund war, hatte doch eine auffallende Eigenthümlichkeit in Betreff der Todten. Trotz der besorgtesten Theilnahme für Hippel, äußerte er doch, da man den Tod desselben beklagte: „es wäre freilich Schade für den Wirkungskreis des Verstorbenen, aber man müßte — den Todten bei den Todten ruhen lassen." Zuweilen sagte er auch nur: „es ist vorbei!" Einen gefährlichen Kranken besuchte er nicht leicht.***) Man würde indeß mit Unrecht diese Scheu als eine Furcht vor dem Tode auslegen, den doch Kant mit aller der Resignation erwartete, die seiner würdig war.†) Es schien vielmehr, als ob er jede Rührung vermeiden wolle.

Kant's äußere Verhältnisse hatten sich aus früherer Dürftigkeit durch strengen haushälterischen Sinn, durch den Ertrag seiner literarischen Arbeiten und Vorlesungen, so wie durch die thätige Beihülfe eines seiner kaufmännischen Freunde so günstig gestaltet, daß er bei seinem Tode ein Vermögen von mehr als 20,000 Thalern hinterließ. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte er sogar die Annehmlichkeit genossen, ein eigenes Haus zu besitzen, nachdem er vorher aus einer Menge Wohnungen durch das Geräusch der Umgebung, und wenn dasselbe auch nur in dem Krähen eines Hahns bestand, vertrieben worden war. Freilich verfolgte ihn auch in der eigenen Besitzung, welche sich sonst in einer ziemlich stillen Gegend befand, mit dem Garten aber an die „Schützerei",

---

*) „Erklärung über den ihm zugeschriebenen Antheil an einigen anonym erschienenen Werken Th. v. Hippel's". Königsberg 1796. S. W. Th. 11. Abth. 1. Vgl. auch Borowski „über das Autorschicksal des Verfassers des Buchs über die Ehe", Königsberg, 1797, wonach Hippel gegen Borowski geäußert haben soll, es sei seine Absicht gewesen, in den Lebensläufen, vornämlich in dem 2. Theile derselben, manche aus Kant's Umgang und nachgeschriebenen Heften seiner Vorträge aufgefaßte Ideen mehr zu popularisiren.

**) Garve litt an einem Krebsschaden in der Nähe des linken Auges, und ertrug das unsägliche Leiden mit bewunderungswürdiger Ergebung.

***) Vgl. Borowski, S. 129 ff.

†) Vgl. Wasianski, S. 52 ff.

ein Criminalgefängniß, grenzte, ein Feind der Ruhe: der Gesang der Gefangenen. Er richtete deshalb an Hippel, der erster Bürgermeister, Polizeidirector und Aufseher der Stadtgefängnisse war, folgenden originellen Brief, welcher gleichzeitig den Ton des Umgangs charakterisirt, der zwischen Beiden herrschend war:

Königsberg, den 9. Juli 1784.

Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schloßgraben*) wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, daß sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn gleich ihre Stimme beim Singen dahin gemäßigt würde, daß sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugniß des Schützen**), um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch bekommen; denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemüht gewesen und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
J. Kant.

Wir haben bereits die bis an's Pedantische streifende Ordnungsliebe Kant's als zusammenhängend mit seiner Gewissenhaftigkeit erwähnt: Fassen wir das ganze Leben des Philosophen für ein Endresultat seines Charakters zusammen, so finden wir diese Gewissenhaftigkeit in der vollkommenen Uebereinstimmung des Lebens und der Lehre auf bewunderungswürdige Weise zum Ausdruck gebracht. Die Scheu der Lüge, die ihm das Vorbild einer trefflichen Mutter frühzeitig eingeimpft hatte, war zur Nothwendigkeit geworden, wahr zu sein, und der kategorische Imperativ seines Sittengesetzes galt ihm nicht blos als Theorie, sondern als praktische Richtschnur seines Lebens. In dieser sittlichen Festigkeit, in dieser Einheit des Willens mit der Erkenntniß erscheint uns, so einfacher Lebensverhältnisse ungeachtet, der volle Gehalt eines großen Charakters. Seinem Streben nach sittlicher Vollendung verband sich übereinstimmend ein in aller Weise bethätigtes Wohlwollen, ein Gefühl für Humani-

*) An demselben lagen Kant's Haus und Garten.
**) Des Gefängnißwärters.

tät, von dem man sagen kann, es habe ihn nicht eher verlassen, als das Gefühl des Lebens selbst. Er war ein Mann, der ohne Phrase von sich sagen konnte: „wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken.“ *)

Wir müssen uns begnügen, in Kant eine sittlich große Persönlichkeit zu erkennen: was sein Verhältniß zur Religion betrifft, so darf man sagen, er wurzelte so vollständig in der Moral, daß alles Weitere ihm ein Aeußeres blieb. **) Im Allgemeinen hatte die Religion, das Christenthum nicht ausgenommen, nur insoweit Gültigkeit für ihn, als er dieselbe in Moral verwandeln konnte. „Waren je“, bemerkt Jachmann a. a. O., „irgend eines Menschen Religionsmeinungen kalte Aussprüche der Vernunft; hat je ein Mensch Alles, was Gefühl heißt, von seinen religiösen Handlungen ausgeschlossen; bestand je eines Menschen Gottesdienst blos in einem reinen Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und in einer von allem Sinnlichen gereinigten und rein motivirten Pflichterfüllung, so war dies bei Kant der Fall.“

Damit stimmte der Mangel poetischer Empfänglichkeit, welcher bei Kant auffallend hervortrat ***); ihm fehlte nicht allein der Sinn für die schönen Künste, sondern auch der für die Natur, insofern sie nicht seine wissenschaftliche Forschung reizte; selbst die Wiederkehr des Frühlings ließ ihn kalt.

Betrachten wir die wissenschaftliche Bedeutung Kant's, so besteht vor Allem sein unsterbliches Verdienst in einer furchtlosen radicalen Kritik alles Dessen, was bis dahin auf den Namen Philosophie Anspruch machte. Wir müssen uns begnügen, diese großartige Reform, mit der eine neue Epoche der Philosophie anhebt, nur in Kürze anzudeuten. Die specielle Darstellung derselben gehört der Geschichte der Philosophie an.

Das Hauptwerk des Kant'schen Systems ist die Kritik der reinen Vernunft †) (1781), welche die Aufgabe hat, die Quellen und Grenzen aller mensch-

---

*) Herder, Briefe über Humanität, Br. 49.

**) Vgl. Borowski, S. 195 ff., so wie Jachmann, S. 113 ff.

***) Wir besitzen übrigens von Kant fünf Ehrendenksprüche auf verstorbene Collegen (S. W. 11. Abth. 1.) in rhythmischer Form. Das letzte dieser kleinen Gedichte auf den 1782 verstorbenen Professor der Theologie Lilienthal lautet:

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniß;
Was uns zu thun gebührt, deß sind wir nur gewiß.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

†) „Dies Product des Nachdenkens“, schrieb Kant an Moses Mendelssohn, „von einem Zeitraume von wenigstens zwölf Jahren hatte ich innerhalb etwa vier bis fünf Monaten zwar mit der größten Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber gleichsam im Fluge und mit weniger Fleiß auf den Vortrag und Beförderung der leichten Einsicht für den Leser zu Stande gebracht.“

lichen Erkenntniß zu prüfen und zu beantworten, was überhaupt durch die reine Vernunft, also unabhängig von aller Erfahrung, erkennbar sei.

Unser Erkenntnißvermögen besteht, nach Kant, aus Sinnlichkeit und Verstand. Jene ist die Fähigkeit, durch die Art, wie wir von Gegenständen angeregt werden, Vorstellungen zu bekommen. Die Sinnlichkeit giebt uns Gegenstände und Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie gedacht, und aus ihm entspringen Begriffe. Die Wirkung eines Gegenstandes auf unsere Vorstellungsfähigkeit ist die Empfindung. Jede Anschauung, welche dadurch in uns hervorgebracht wird, ist eine empirische, und der Gegenstand einer empirischen Anschauung ist eine Erscheinung. Wir unterscheiden in ihr Materie und Form.

Die Materie ist das, was der Empfindung entspricht; die Form bewirkt, daß das empfundene Mannigfaltige in gewissen Verhältnissen geordnet zur Anschauung gelangt. Außer uns, in den Dingen selbst, liegt die Materie, in uns die Form. Die beiden reinen Formen sinnlicher Anschauung, durch welche überhaupt die Möglichkeit jeder Anschauung bedingt wird, sind Raum und Zeit. *) Alles, was wir uns anschaulich vorstellen, muß in Raum und Zeit gesetzt werden.

Wie verhält sich also der denkende Mensch zu den Dingen außer ihm? Er empfängt von ihnen eine Menge einzelner Empfindungen, sinnlicher Anschauungen, allein die Form, die sie verbindet und sie zu einem Ganzen der Erfahrung vereinigt, liegt in ihm selbst. So ist die Welt, wie sie erscheint, das gemeinschaftliche Produkt des Stoffes außer ihm und der Thätigkeit seines eignen Verstandes.

Wir kennen aber nur die allgemeinen und nothwendigen Gesetze, unter denen der menschliche Verstand zu begreifen vermag (Kategorien), wir wissen nur, unter welchen Formen der Erkenntniß sich alle Dinge uns vorstellen müssen, wir wissen aber nicht, wie die uns so erscheinenden Dinge an sich beschaffen sind. Die Substanz, welche der Erscheinung zum Grunde liegt, bleibt uns verborgen, weil wir das äußere Bild derselben doch immer nur durch uns selbst empfangen, nur durch die eigenen Sinne hindurch sehen und fühlen können. Die Wahrheit unserer Erkenntniß wird sich also auf die Richtigkeit unserer Vorstellungsweise beschränken müssen, ohne darüber etwas auszusagen, ob unsre Vorstellungen mit den Dingen an sich übereinstimmen. Von diesen wissen wir nichts weiter, als daß sie sind, und daß sie unser Gemüth durch Empfindungen anregen.

Hiermit also sind dem menschlichen Verstand, dessen Erkenntniß nur im Bewußtsein des Verhältnisses und Zusammenhanges mannigfaltiger Anschauungen besteht, die Grenzen innerhalb der sinnlichen Erfahrung angewiesen.

Es giebt aber, wie Kant nachzuweisen versucht, noch ein vom Verstande verschiedenes höheres Vermögen, die Vernunft.

Während der Verstand auf die Sinnenwelt angewiesen ist, und seine Be-

---

*) S. die Proben.

griffe ausschließlich auf diese ihre Anwendung finden, beschäftigt sich die Vernunft mit dem vernünftigen Denken selbst, und bildet durch ihr Vermögen, zu schließen, Begriffe einer höheren Art: Ideen, oder Vorstellungen, die über alle sinnliche Erfahrung hinausgehen. Allein die reine Vernunft, obgleich sie in dem Streben, unser Bewußtsein bis zur unbedingten Vollständigkeit und Einheit zu vollenden, unablässig nach Erkenntniß zielt, vermag doch nicht zu erkennen, sondern nur zu denken. Denn eine Erkenntniß aus Ideen ist unmöglich, weil sich im Kreise der Erfahrung keine diesen entsprechende Gegenstände finden. Die Idee Gottes, welche Kant vorzugsweise das Ideal der reinen Vernunft nennt, die Freiheit und Unsterblichkeit der Seele u. s. w. liegen demnach gleichfalls außerhalb unserer Erkenntniß, und so wenig der Verstand ihre Möglichkeit zu verneinen vermag, so wenig kann andrerseits die theoretische Vernunft ihre Wirklichkeit beweisen.

Verstand und Vernunft stehen also unausgesetzt in dem Verhältniß einer gegenseitigen Controle. Die reine Vernunft ist nur der Regulator der Verstandes-Erkenntnisse, und darf von ihren Ideen keine constitutive Anwendung machen. Der Verstand hat die Erfahrung für sich, aber er darf über die Sphäre der Erfahrung nicht hinausgehen. Im Bereich des Erkennens, sagt Kant in der Vorrede zur Kritik der Urtheilskraft, kann kein anderes Vermögen constitutive Erkenntnißprincipien a priori an die Hand geben, als der Verstand, und die Kritik (der theoretischen Vernunft) läßt nichts übrig, als was der Verstand a priori als Gesetz für die Natur, als Inbegriff von Erscheinungen, vorschreibt, alle andere reine Begriffe aber verweist sie unter die Ideen, die für unser theoretisches Erkenntnißvermögen überschwänglich, dabei aber doch nicht etwa unnütz oder entbehrlich sind, sondern als regulative Principien dienen, theils die besorglichen Anmaßungen des Verstandes zurückzuhalten, theils um ihn selbst in der Betrachtung der Natur nach einem Princip der Vollständigkeit — wiewohl er sie nie erreichen kann — zu leiten, und dadurch die Endabsicht alles Erkennens zu befördern. Der Verstand, der sein eigenes Gebiet, und zwar im Erkenntnißvermögen hat, sofern er constitutive Erkenntnißprincipien a priori enthält, soll also durch die Kritik der reinen Vernunft, die nirgend als lediglich in Ansehung des Begehrungsvermögens constitutive Principien a priori enthält, gegen alle übrigen Competenten in sicheren, aber einigen Besitz gesetzt werden.

Nachdem nun Kant alle Theorie für unzulänglich erfunden hat, um die Menschheit von einem wirklichen Vorhandensein ihrer höchsten Güter zu überzeugen, sucht er auf andere Weise ihrem innersten Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. „Ich mußte", sagt er, „das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen." Dies geschah in zwei Werken von genauestem Zusammenhang, in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (1785) und in der „Kritik der praktischen Vernunft" (1788). Was in der reinen Vernunft nur eine zweifelhafte Existenz hatte, das sollte auf einem andern Gebiet durch die Forderungen (Postulate) der praktischen Vernunft, zwar nicht zur Erkenntniß, doch zur Gewißheit gelangen.

Die praktische Vernunft, ein von der theoretischen ganz unabhängiges Vermögen, giebt unserm Willen, dessen Freiheit sie, als erstes Postulat, voraussetzt, zur sittlichen Norm seines Handelns das Gesetz: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als das Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. — Dies Gebot, welches an der Spitze der praktischen Philosophie steht, spricht die Verbindlichkeit, ihm Folge zu leisten, in der Form des unbedingten Sollens, des kategorischen Imperativs, aus. Es macht den Anspruch, das Princip jedes an sich der Vernunft gemäßen Willens zu sein. In der Achtung vor dem Sittengesetz soll der Wille die alleinige Triebfeder seines Handelns finden, und entäußert von jedem natürlichen Triebe, unabhängig von jedem besonderen Zwecke, die Pflicht ausschließlich um ihrer selbst willen erfüllen. Das Gesetz des kategorischen Imperativs, nicht unsere Neigung, soll das Motiv guter Handlungen sein.*)

Da sich das Sollen indeß mit dem Sein, das sittliche Ideal mit der Wirklichkeit hier im Leben keineswegs im Einklang findet, so fordert die praktische Vernunft zur Erfüllung desselben die Unsterblichkeit des Individuums. Damit zusammenhängend ist die Forderung der Existenz eines göttlichen Wesens, welches unsre Glückseligkeit mit unserer Würdigkeit, das heißt, mit dem vernünftigen Anspruch der Sittlichkeit auf Glückseligkeit, in Uebereinstimmung zu bringen vermag.

So hatte also Kant, man darf wohl sagen, durch philosophische Offenbarungen, die Brücke nach dem Uebersinnlichen wieder aufgebaut, die er in der reinen Vernunft abgebrochen hatte.**) Die ungeheure Begeisterung, welche die

---

*) Der Kampf zwischen Neigung und reinem Pflichtgefühl wird von Schiller in den Xenien ironisch so zur Entscheidung gebracht:

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider aus Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, was die Pflicht dir gebeut.

**) Heine in seiner frivol-witzigen Weise schreibt im 2. Bande des Salon über die Postulate der praktischen Vernunft: Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen tracirt, er hat den Himmel gestürmt, hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen — es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das stöhnt — und der alte Lampe (Kant's Bedienter) steht dabei mit seinem Regenschirm unterm Arm, als betrübter Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironisch spricht er: „Der alte Lampe muß einen Gott haben,

praktische Philosophie ihrer Zeit hervorrief, war eine Folge ihrer großen sittlichen Energie, die über das Willkührliche, Unzureichende und Täuschende ihres ethischen Princips zunächst hinwegsehen ließ. Aber weder ist jener oberste Grundsatz für unser sittliches Handeln in seiner Allgemeinheit gültig, noch ist ein so abstrakter, von allem Sinnlichen entblößter Wille, wie ihn der kategorische Imperativ verlangt, überhaupt möglich; davon abgesehen, daß, wäre er möglich, es doch unhaltbar sein würde, ihn zum alleinigen Maaßstab der Sittlichkeit zu machen *).

Obgleich nun Kant sein ganzes System scheinbar beschlossen hatte, indem er seine Philosophie in eine theoretische und praktische Hälfte sonderte, so erkannte er doch selbst, daß zwischen dem theoretischen Verstande, welcher vermittelst der Naturbegriffe, und der praktischen Vernunft, welche vermittelst des Freiheitsbegriffes gesetzgebend war, eine unübersehbare Kluft blieb, welche die Einheit des Systems mehr als in Frage stellte, und um so bedenklicher war, als der die objektive Wahrheit Suchende zwar praktisch zur „Gewißheit", aber theoretisch nicht zum „Wissen" gelangen konnte. Diese Lücke nun suchte Kant durch die Kritik der Urtheilskraft (1790) auszufüllen.

Wenn auch kein Uebergang aus der Welt des Sinnlichen, aus dem Naturbegriff, in das Gebiet der Freiheit, in das Uebersinnliche vermittelst des theoretischen Gebrauchs der Vernunft möglich ist, so soll dagegen das Princip der Freiheit oder die praktische Vernunft einen Einfluß auf die Natur haben, und jenen Zweck in der Sinnenwelt wirklich machen, welchen der Freiheitsbegriff durch seine Gesetze vorschreibt. Die Natur muß also so gedacht werden können, daß die Gesetzmäßigkeit ihrer Form mit der Möglichkeit der in ihr unter Freiheitsgesetzen zu verfolgenden Zwecke übereinstimmt.

Hiermit wird demnach ein Zusammenhang der beiden Erkenntniß-Sphären denkbar, und das Vermögen, welches diese Vermittelung übernimmt und Natur und Freiheit im Menschen verbindet, ist die Urtheilskraft. Sie betrachtet die besonderen empirischen Naturgesetze aus dem Gesichtspunkte einer solchen Einheit, als ob ein höherer Verstand als der unsrige sie zum Behuf unseres Erkenntnißvermögens gegeben hätte, um ein System der Erfahrung vermittelst ihrer möglich zu machen. Da nun der Begriff eines Objekts, insofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit des Objekts enthält, der Zweck ist, und in der Uebereinstimmung eines Dinges mit einer nur nach Zwecken möglichen Beschaffenheit die Zweckmäßigkeit seiner Form besteht, so ist die Zweckmäßigkeit der Natur das Princip der Urtheilskraft in Ansehung der Form der Dinge.

---

sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen."

*) Es bedarf keiner Frage, wie viel menschlicher, und darum wahrer und praktischer zugleich das christliche Gebot der Liebe ist, welches Kant hier zu überbieten versucht hatte, — die sittliche Begeisterung des Philosophen soll damit keineswegs unterschätzt werden.

Die Natur, sagt Kant, wird durch diesen Begriff so vorgestellt, als ob ein Verstand den Grund der Einheit des Mannigfaltigen ihrer empirischen Gesetze enthalte. (Freilich hat dieser Begriff nach Kant's Ansicht nur in der reflectirenden Urtheilskraft seinen Ursprung, und der höhere Verstand braucht keineswegs wirklich angenommen zu werden: diese Idee dient der Urtheilskraft nur zum Princip, ohne unsere objective Erkenntniß zu erweitern.)

Obwohl nun die Urtheilskraft an sich ein intellectueller Akt ist, so ist sie doch nothwendig mit einem unmittelbaren Gefühl der Lust oder Unlust verbunden, welches die Erscheinungen in uns erzeugen, und so fällt, was bis dahin unerreichbar schien, die Thätigkeit des Verstandes, das denkende Erkennen, mit der sinnlichen Empfindung im Urtheile zusammen.

Die Kritik der Urtheilskraft, mit welcher Kant seine kritische Thätigkeit beschloß, wurde gleichzeitig, da sie den Grund unsers Wohlgefallens am Schönen und Erhabenen untersuchte, für die wissenschaftliche Begründung der Aesthetik von großer Bedeutung. Eine Menge scharfsinniger ästhetischer Bestimmungen stellten sich hier der schwankenden, unkritischen Auffassungsweise systematisch entgegen, und man braucht nur auf Schiller hinzuweisen, um für die große Wirkung dieses Buches den Beleg zu geben. Der einzige Gedanke, daß die schöpferische Thätigkeit des Künstlers die einer freien Kunst, und dennoch eine ihm nothwendige sei, scheint uns hinreichend, die bedeutende Stellung zu bezeichnen, welche Kant zur Aesthetik einnimmt.

Uebrigens nahm Kant, dem es lediglich darauf ankam, den Begriff festzustellen, an der geschichtlichen Entwickelung der Kunst keinen Antheil. Auch zeigte er, wie schon erwähnt, für den Kunstgenuß selbst wenig Empfänglichkeit. Für die Musik, die ihm als unschuldige Sinnenlust galt, hatte er gar keinen Sinn, und Gegenstände der zeichnenden Künste ließen ihn kalt; am meisten Wohlgefallen erregte ihm die Poesie, aber der Reim war ihm unentbehrlich. Seine Kenntniß der deutschen Poesie ging, mit wenig Ausnahmen, nicht über Haller hinaus, den er besonders schätzte. *)

Goethe äußert sich in den Gesprächen zu Eckermann (a. a. O.) über die Kritik der Urtheilskraft, Kant habe die Rhetorik darin vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt.

Diese Behandlung der Rhetorik wirft zugleich ein interessantes Streiflicht auf Kant's Charakter, und giebt uns für die strenge Sittlichkeit desselben einen neuen Beleg; denn er verwarf die Beredtsamkeit, als keiner Achtung würdig, insofern sie eine Kunst des Ueberredens sei, und der Redner darauf ausgehe, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten (gleichviel, ob diese gut gemeint, oder auch wirklich gut seien) zu bedienen. **)

---

*) Vgl. Borowski, S. 169, 174 ff., und Jachmann, S. 107.

**) Bekanntlich hat Theremin später den gewagten Versuch gemacht, die Beredtsamkeit wieder zu vollen Ehren zu bringen durch seine Schrift: „Die Beredtsamkeit eine Tugend." (1814.)

Für die Kunst der prosaischen Darstellung sind die Kant'schen Schriften von sehr ungleichem Werth. In seinen kleineren Abhandlungen, Vorreden und großentheils da, wo es sich nicht um eine systematische Auseinandersetzung handelt, wird sein Styl durch Kraft und Tiefe, ja zuweilen durch eine heitere und geistvolle Lebendigkeit, anziehend und bedeutend. Dagegen erscheint er, namentlich in den Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft, bei welchen Kant so in dem Inhalt aufgeht, daß ihm die Form gleichsam aus den Händen entschlüpft, schwerfällig, dunkel und zerbröckelt.

Gesammtausgaben: Immanuel Kant's Werke. (Mit einem Vorwort von Hartenstein.) 10 Bände. Leipzig 1838 und 1839.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert. 12 Theile. Leipzig 1838—1842.

Th. 1: Kleine logisch metaphysische Schriften: Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio. 1755. — Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus. 1759. — Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren. 1762. — Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral. Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1763. — Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763. — Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. 1763. — Kant's Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre von 1765—1766. — De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. 1770. — Kant's und Lambert's philosophische Briefe. 1765—1770. — Was heißt: sich im Denken orientiren? 1766. — Einige Bemerkungen zu Jacob's Prüfung der Mendelssohn'schen Morgenstunden. 1786. — Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. 1790. — Ueber die von der Berliner Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage: welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht hat. 1791. — Ueber Philosophie überhaupt. 1794. — Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. 1796. — Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites. 1796. — Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie. 1796.

Th. 2: Kritik der reinen Vernunft. 1781.
Th. 3: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 1783. — Logik, herausgegeben von Jäsche. 1800.
Th. 4: Kritik der Urtheilskraft. 1790. — Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764.
Th. 5: Schriften zur Philosophie der Natur: Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte. 1746. — Meditationum quarundam de igne succincta delineatio. 1755. — Metaphysicae cum Geometria junctae usus in philosophia naturali, cujus Specimen I continet monadologiam physicam. 1756. — Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft. 1758. — Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume. 1768. — Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. 1786.
Th. 6: Schriften zur physischen Geographie: Untersuchung der Frage: ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprunges erlitten habe? (Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften.) 1754. — Die Frage: ob die Erde veralte? physikalisch erwogen. 1754. — Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes. Nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt. 1755. — Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755. Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat. 1756. — Betrachtung der seit einiger Zeit wahrgenommenen Erderschütterungen. 1756. — Einige Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde. 1756. — Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie, nebst dem Anhange einer kurzen Betrachtung über die Frage: ob die Westwinde in unsern Gegenden darum feucht sind, weil sie über ein großes Meer streichen? 1765. — Von den verschiedenen Racen der Menschen. 1775. — Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. 1785. — Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie. 1788. — Ueber die Vulkane im Monde. 1785. — Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung. 1794. — Vorlesungen über physische Geographie, herausgegeben von Rink. 1802. — Supplemente zur physischen Geographie aus dem handschriftlichen Nachlasse Kant's.
Th. 7. 1. Abth.: Zur Anthropologie: Ueber Swedenborg. 1758. — Versuch über die Krankheiten des Kopfs. 1764. — Träume eines

Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. 1766. — Ueber Schwärmerei und die Mittel dagegen. 1790. — Zu Sömmering über das Organ der Seele. 1796. — **Zur Moral und Politik:** Tröstung einer Mutter bei dem Tode ihres Sohnes. 1760. — Ueber Schulz's (Predigers zu Gielsdorf) Versuch einer Anleitung zur Sittlichkeit für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. 1783. — Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? 1784. — Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. 1785. — Ueber G. Hufeland's Versuch über den Grundsatz des Naturrechts. 1786. — Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. 1793. — Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Versuch. 1795. — Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen. 1797. — Ueber die Buchmacherei. Zwei Briefe an Fr. Nicolai. 1798. **Zur Philosophie der Geschichte:** Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 1784. — Kritik des ersten Theils von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1785. — Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. 1786. — Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee. 1791. — Das Ende aller Dinge. 1795.

Th. 7. 2. Abth.: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798.

Th. 8: Grundlegung der Metaphysik der Sitten. 1785. — Kritik der praktischen Vernunft. 1788.

Th. 9: Metaphysik der Sitten (Rechtslehre — Tugendlehre). 1797. — Ueber Pädagogik, herausgegeben von Rink. 1803.

Th. 10: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 1793. — Der Streit der Facultäten. 1798.

Th. 11. 1. Abth.: **Briefe** (aus den Jahren 1766—1801) an Mendelssohn, an und von Herz, an Nicolai, Crichton, Engel, Chr. Gottf. Schütz, C. L. Reinhold, F. H. Jacobi, Erhard, Biester, Selle, Borowski, an und von Fichte, an Spener, Stäudlin, an und von Lichtenberg, an und von Schiller, an und von Lindblom, an Meierotto, Sömmering, Tiestrunk, Kiesewetter, A. Richter. — **Erklärungen**, die Kant, durch besondere Ereignisse veranlaßt, in öffentlichen Blättern ergehen ließ. — **Ehrendenksprüche** auf verstorbene Kollegen. — **Fragmente aus seinem Nachlasse** (darunter Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen), vornämlich aus den Jahren 1788 bis 1798.

Th. 11. 2. Abth.: Immanuel Kant's Biographie. Zum großen Theil nach handschriftlichen Nachrichten dargestellt von Friedrich Wilhelm

Schubert. (Mit einem chronologischen Verzeichniß seiner Schriften und der namhaftesten Uebersetzungen.)

Th. 12: Geschichte der Kant'schen Philosophie von Karl Rosenkranz.

Ueber Kant's Leben vgl. man außer der trefflichen, sehr reichhaltigen Biographie von Schubert noch die folgenden, schon öfters citirten Schriften: Ueber Immanuel Kant. Bd. 1. Darstellung des Lebens und Charakter's J. Kant's von L. E. Borowski. Von Kant selbst genau revidirt und berichtigt. Bd. 2. J. K. geschildert in Briefen an einen Freund von R. B. Jachmann. Bd. 3. J. K. in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Charakters und seines häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm, von E. A. Chr. Wasianski. (Alle drei Bände Königsberg 1804.) Ferner: Merkwürdige Aeußerungen Kant's von einem seiner Tischgenossen, J. G. Hasse. Königsb. 1804. Ansichten aus J. Kant's Leben, von F. Th. Rink. Königsb. 1805. Gedächtnißrede an Kant's Geburtstage (am 22. April 1812), von K. L. Pörschke, Kant's vieljährigem Freunde und Collegen, abgedruckt im Königsberger Archiv für Philosophie 1812. (In dem vorhergehenden Jahrg. findet sich die bei der gleichen Veranlassung im Jahre 1810 von Herbart gehaltene Rede.) — Interessante Beiträge zu Kant's Leben sind außerdem in den Briefen von Hamann und Herder, so wie in den Selbstbiographien Hippel's und Scheffner's enthalten.

Ueber die Kant'sche Philosophie vgl. man, außer Rosenkranz' Geschichte derselben: J. Schulz, Erläuterungen über Kant's Kritik der reinen Vernunft, Königsb. 1784 (Kant selbst gab seinem Commentator das Zeugniß, daß dieser seinen Sinn ganz getroffen und ihn völlig verstanden habe, s. Borowski, S. 73.), so wie desselben: Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Zwei Theile. Königsb. 1789, 1792. K. L. Reinhold, Briefe über die Kantische Philosophie. 2 Bde. Leipzig 1790 und 1792. J. G. Buhle, Geschichte der neueren Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. 6 Bde. Göttingen 1800—1805. W. G. Tennemann, Geschichte der Philosophie. 11 Bde. Leipzig 1798—1819. J. E. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. 3 Bde. Leipzig 1836—1853. K. L. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland. 2 Bde. Berlin 1837, 1838. J. Fries, Geschichte der Philosophie. 2 Bde. Halle 1837—1840. G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 2 Aufl. 3 Thle. Berlin 1840—1844. J. H. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie. 2. Ausg. Sulzbach 1841. K. Mirbt, Kant und seine Nachfolger. Jena 1841. K. Biedermann, die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit. 2 Bde. Leipzig 1842, 1843. A. Schopenhauer,

die Welt als Wille und Vorstellung. 2. Aufl. 2 Bde., nebst einem Anhange, der die Kritik der Kant'schen Philosophie enthält. Leipzig 1844. E. Reinhold, Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwicklung. 2 Bde. 3 Aufl. Jena 1845. J. Willm, histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel. Ouvrage couronné par l'Institut. 3 Vols. Paris 1846, 1847. H. M. Chalybäus, historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. 4. Aufl. Dresden und Leipzig 1848. C. Fortlage, genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Leipzig 1852. G. Weigelt, Geschichte der neueren Philosophie. 1. Hälfte. Hamburg 1854.

Proben.

Die transscendentale Aesthetik.

(Kritik der reinen Vernunft. 1781.*)

Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer eine Erkenntniß auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselbe unmittelbar bezieht, und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die Anschauung. Diese findet aber nur statt, so ferne uns der Gegenstand gegeben wird; dieses aber ist wiederum nur dadurch möglich, daß er das Gemüth auf gewisse Weise afficire. Die Fähigkeit (Receptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen afficirt werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit. Vermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen, durch den Verstand aber werden sie gedacht, und von ihm entspringen Begriffe. Alles Denken aber muß sich, es sei geradezu (directe) oder im Umschweife (indirecte), zuletzt auf Anschauungen, mithin bei uns auf Sinnlichkeit beziehen, weil uns auf andere Weise kein Gegenstand gegeben werden kann.

Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, so ferne wir von demselben afficirt werden, ist Empfindung. Diejenige Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empfindung bezieht, heißt empirisch. Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heißt Erscheinung.

In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, daß das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet, angeschaut wird, nenne ich die

*) Dem Abdruck liegt die erste Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft zu Grunde, wie sie Rosenkranz in die S. W. aufgenommen hat. Ueber die Mangelhaftigkeit der sehr veränderten zweiten Ausgabe, so wie der folgenden, vgl. die Vorrede von Rosenkranz zur K. d. r. V.

Form der Erscheinung. Da das, worin sich die Empfindungen allein ordnen, und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muß zu ihnen insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen, und daher abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden.

Ich nenne alle Vorstellungen rein (im transscendentalen Verstande), in denen nichts, was zur Empfindung gehört, angetroffen wird. Demnach wird die reine Form sinnlicher Anschauungen überhaupt im Gemüthe a priori angetroffen werden, worin alles Mannigfaltige der Erscheinungen in gewissen Verhältnissen angeschaut wird. Diese reine Form der Sinnlichkeit wird auch selber reine Anschauung heißen. So, wenn ich von der Vorstellung eines Körpers das, was der Verstand davon denkt, als Substanz, Kraft, Theilbarkeit, rc. ingleichen, was davon zur Empfindung gehört, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe rc. absondere, so bleibt mir aus dieser empirischen Anschauung noch etwas übrig, nämlich Ausdehnung und Gestalt. Diese gehören zur reinen Anschauung, die a priori, auch ohne einen wirklichen Gegenstand der Sinne oder Empfindung, als eine bloße Form der Sinnlichkeit im Gemüthe stattfindet.

Eine Wissenschaft von allen Principien der Sinnlichkeit a priori nenne ich die transscendentale Aesthetik. Es muß also eine solche Wissenschaft geben, die den ersten Theil der transscendentalen Elementar-Lehre ausmacht, im Gegensatz mit derjenigen, welche die Principien des reinen Denkens enthält, und transscendentale Logik genannt wird.

In der transscendentalen Aesthetik also werden wir zuerst die Sinnlichkeit isoliren, dadurch, daß wir Alles absondern, was der Verstand durch seine Begriffe dabei denkt, damit nichts als empirische Anschauung übrig bleibe. Zweitens werden wir von dieser noch Alles, was zur Empfindung gehört, abtrennen, damit nichts als reine Anschauung und die bloße Form der Erscheinungen übrig bleibe, welches das Einzige ist, das die Sinnlichkeit a priori liefern kann. Bei dieser Untersuchung wird sich finden, daß es zwei reine Formen sinnlicher Anschauung, als Principien der Erkenntniß a priori gebe, nämlich: Raum und Zeit, mit deren Erwägung wir uns jetzt beschäftigen werden.

Der transscendentalen Aesthetik erster Abschnitt.

Von dem Raume.

Vermittelst des äußeren Sinnes (einer Eigenschaft unsres Gemüths) stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesammt im Raume vor. Darin ist ihre Gestalt, Größe und Verhältniß gegen einander bestimmt, oder bestimmbar. Der innere Sinn, vermittelst dessen das Gemüth sich selbst, oder

seinen inneren Zustand anschaut, giebt zwar keine Anschauung von der Seele selbst, als einem Object, allein es ist doch eine bestimmte Form], unter der die Anschauung ihres innern Zustandes allein möglich ist, so daß Alles, was zu den innern Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt wird. Aeußerlich kann die Zeit nicht angeschaut werden, so wenig wie der Raum, als etwas in uns. Was sind nun Raum und Zeit? Sind es wirkliche Wesen? Sind es zwar nur Bestimmungen, oder auch Verhältnisse der Dinge, aber doch solche, welche ihnen auch an sich zukommen würden, wenn sie auch nicht angeschaut würden, oder sind sie solche, die nur an der Form der Anschauung allein haften, und mithin an der subjectiven Beschaffenheit unseres Gemüths, ohne welche diese Prädicate gar keinem Dinge beigelegt werden können? Um uns hierüber zu belehren, wollen wir zuerst den Raum betrachten.

1) Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen abgezogen worden. Denn damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mich bezogen werden (d. i. auf etwas in einem andern Orte des Raumes, als darin ich mich befinde), ingleichen damit ich sie als außer einander, mithin nicht blos verschieden, sondern als in verschiedenen Orten vorstellen könne, dazu muß die Vorstellung des Raumes schon zum Grunde liegen. Demnach kann die Vorstellung des Raumes nicht aus den Verhältnissen der äußern Erscheinung durch Erfahrung erborgt sein, sondern diese äußere Erfahrung ist selbst nur durch gedachte Vorstellung allererst möglich.

2) Der Raum ist eine nothwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zum Grunde liegt. Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, daß keine Gegenstände darin angetroffen werden. Er wird also als die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinungen, und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung angesehen, und ist eine Vorstellung a priori, die nothwendiger Weise äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt.

3) Auf diese Nothwendigkeit a priori gründet sich die apodiktische Gewißheit aller geometrischen Grundsätze, und die Möglichkeit ihrer Constructionen a priori. Wäre nämlich diese Vorstellung des Raums ein a posteriori erworbener Begriff, der aus der allgemeinen äußeren Erfahrung geschöpft wäre, so würden die ersten Grundsätze der mathematischen Bestimmung nichts als Wahrnehmungen sein. Sie hätten also alle Zufälligkeit der Wahrnehmung, und es wäre eben nicht nothwendig, daß zwischen zwei Puncten nur Eine gerade Linie sei, sondern die Erfahrung würde es so jederzeit lehren. Was von der Erfahrung entlehnt ist, hat auch nur comparative Allgemeinheit, nämlich durch Induction. Man würde also nur sagen können, so viel zur Zeit noch bemerkt worden, ist kein Raum gefunden worden, der mehr als drei Abmessungen hätte.

4) Der Raum ist kein discursiver, oder, wie man sagt, allgemeiner Begriff von Verhältnissen der Dinge überhaupt, sondern eine reine Anschauung. Denn erstlich kann man sich nur einen einigen Raum vorstellen, und wenn man von vielen Räumen redet, so versteht man darunter nur Theile eines und desselben

alleinigen Raumes. Diese Theile können auch nicht vor dem einigen allbefassenden Raume gleichsam als dessen Bestandtheile (daraus seine Zusammensetzung möglich sei) vorhergehen, sondern nur in ihm gedacht werden. Er ist wesentlich einig, das Mannigfaltige in ihm, mithin auch der allgemeine Begriff von Räumen überhaupt beruht lediglich auf Einschränkungen. Hieraus folgt, daß in Ansehung seiner eine Anschauung a priori (die nicht empirisch ist) allen Begriffen von denselben zum Grunde liege. So werden auch alle geometrischen Grundsätze, z. E. daß in einem Triangel zwei Seiten zusammen größer seien, als die dritte, niemals aus allgemeinen Begriffen von Linie und Triangel, sondern aus der Anschauung und zwar a priori mit apodiktischer Gewißheit abgeleitet.

5) Der Raum wird als eine unendliche Größe gegeben vorgestellt. Ein allgemeiner Begriff vom Raum (der sowohl in dem Fuße, als einer Elle gemein ist), kann in Ansehung der Größe nichts bestimmen. Wäre es nicht die Grenzenlosigkeit im Fortgange der Anschauung, so würde kein Begriff von Verhältnissen ein Principium der Unendlichkeit derselben bei sich führen.

Schlüsse aus obigen Begriffen.

a) Der Raum stellt gar keine Eigenschaft irgend einiger Dinge an sich, oder sie in ihrem Verhältniß auf einander vor, d. i. keine Bestimmung derselben, die an Gegenständen selbst haftete, und welche bliebe, wenn man auch von allen subjectiven Bedingungen der Anschauung abstrahirte. Denn weder absolute, noch relative Bestimmungen können vor dem Dasein der Dinge, welchen sie zukommen, mithin nicht a priori angeschaut werden.

b) Der Raum ist nichts anders, als nur die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne, d. i. die subjective Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein uns äußere Anschauung möglich ist. Weil nun die Receptivität des Subjects, von Gegenständen afficirt zu werden, nothwendiger Weise vor allen Anschauungen dieser Objecte vorhergeht, so läßt sich verstehen, wie die Form aller Erscheinungen vor allen wirklichen Wahrnehmungen, mithin a priori im Gemüthe gegeben sein könne, und wie sie als eine reine Anschauung, in der alle Gegenstände bestimmt werden müssen, Principien der Verhältnisse derselben vor aller Erfahrung enthalten könne.

Wir können demnach nur aus dem Standpuncte eines Menschen, vom Raum, von ausgedehnten Wesen u. s. w. reden. Gehen wir von der subjectiven Bedingung ab, unter welcher wir allein äußere Anschauung bekommen können, so wie wir nämlich von den Gegenständen afficirt werden mögen, so bedeutet die Vorstellung vom Raume gar nichts. Dieses Prädicat wird den Dingen nur in so ferne beigelegt, als sie uns erscheinen, d. i. Gegenstände der Sinnlichkeit sind. Die beständige Form dieser Receptivität, welche wir Sinnlichkeit nennen, ist eine nothwendige Bedingung aller Verhältnisse, darin Gegenstände als außer uns angeschaut werden, und, wenn man von diesen Gegenständen abstrahirt, eine reine Anschauung, welche den Namen Raum führt. Weil wir die beson-

deren Bedingungen der Sinnlichkeit nicht zu Bedingungen der Möglichkeit der Sachen, sondern nur ihrer Erscheinungen machen können, so können wir wohl sagen, daß der Raum alle Dinge befasse, die uns äußerlich erscheinen mögen, aber nicht alle Dinge an sich selbst, sie mögen nun angeschaut werden oder nicht, oder auch von welchem Subject man wolle. Denn wir können von den Anschauungen anderer denkenden Wesen gar nicht urtheilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden seien, welche unsere Anschauung einschränken, und für uns allgemein gültig sind. Wenn wir die Einschränkung eines Urtheils zum Begriff des Subjects hinzufügen, so gilt das Urtheil alsdann unbedingt. Der Satz: alle Dinge sind neben einander im Raum, gilt nur unter der Einschränkung, wenn diese Dinge als Gegenstände unserer sinnlichen Anschauung genommen werden. Füge ich hier die Bedingung zum Begriffe, und sage: alle Dinge, als äußere Erscheinungen, sind neben einander im Raum, so gilt diese Regel allgemein und ohne Einschränkung. Unsere Erörterungen lehren demnach die Realität (d. i. die objective Gültigkeit) des Raumes in Ansehung alles dessen, was äußerlich als Gegenstand uns vorkommen kann, aber zugleich die Idealität des Raums in Ansehung der Dinge, wenn sie durch die Vernunft an sich selbst erwogen werden, d. i. ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit zu nehmen. Wir behaupten also die empirische Realität des Raumes (in Ansehung aller möglichen äußeren Erfahrung), obzwar zugleich die transscendentale Idealität desselben, d. i. daß er Nichts sei, so bald wir die Bedingung der Möglichkeit aller Erfahrung weglassen, und ihn als etwas, was den Dingen an sich selbst zum Grunde liegt, annehmen.

Es giebt aber auch außer dem Raum keine andere subjective und auf etwas Aeußeres bezogene Vorstellung, die a priori objectiv heißen könnte. Daher diese subjective Bedingung aller äußeren Erscheinungen mit keiner andern kann verglichen werden. Der Wohlgeschmack eines Weines gehört nicht zu den objectiven Bestimmungen des Weines, mithin eines Objects so gar als Erscheinung betrachtet, sondern zu der besondern Beschaffenheit des Sinnes an dem Subjecte, das ihn genießt. Die Farben sind nicht Beschaffenheiten der Körper, deren Anschauung sie anhängen, sondern auch nur Modificationen des Sinnes des Gesichts, welches vom Lichte auf gewisse Weise afficirt wird. Dagegen gehört der Raum, als Bedingung äußerer Objecte, nothwendiger Weise zur Erscheinung oder Anschauung derselben. Geschmack und Farben sind gar nicht nothwendige Bedingungen, unter welchen die Gegenstände allein für uns Objecte der Sinne werden können. Sie sind nur als zufällig beigefügte Wirkungen der besondern Organisation mit der Erscheinung verbunden. Daher sind sie auch keine Vorstellungen a priori, sondern auf Empfindung, der Wohlgeschmack aber sogar auf Gefühl (der Lust und Unlust) als einer Wirkung der Empfindung gegründet. Auch kann Niemand a priori weder eine Vorstellung einer Farbe, noch irgend eines Geschmacks haben: der Raum aber betrifft nur die reine Form der Anschauung, schließt also gar keine Empfindung (nichts Empirisches) in sich, und alle Arten und Bestimmungen des Raumes können und müssen sogar a priori

vorgestellt werden können, wenn Begriffe der Gestalten sowohl, als Verhältnisse entstehen sollen. Durch denselben ist es allein möglich, daß Dinge für uns äußere Gegenstände seien.

Die Absicht dieser Anmerkung geht nur dahin: zu verhüten, daß man die behauptete Idealität des Raumes durch bei Weitem unzulängliche Beispiele zu erläutern sich einfallen lasse, da nämlich etwa Farben, Geschmack u. s. w. mit Recht nicht als Beschaffenheiten der Dinge, sondern blos als Veränderungen unseres Subjects, die sogar bei verschiedenen Menschen verschieden sein können, betrachtet werden. Denn in diesem Falle gilt das, was ursprünglich selbst nur Erscheinung ist, z. B. eine Rose, im empirischen Verstande für ein Ding an sich selbst, welches doch jedem Auge in Ansehung der Farbe anders erscheinen kann. Dagegen ist der transscendentale Begriff der Erscheinungen im Raume eine kritische Erinnerung, daß überhaupt nichts, was im Raume angeschaut wird, eine Sache an sich, noch daß der Raum eine Form der Dinge sei, die ihnen etwa an sich selbst eigen wäre, sondern daß uns die Gegenstände an sich gar nicht bekannt seien, und, was wir äußere Gegenstände nennen, nichts anders als bloße Vorstellungen unserer Sinnlichkeit seien, deren Form der Raum ist, deren wahres Correlatum aber, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird.

Der transscendentalen Aesthetik zweiter Abschnitt.

Von der Zeit.

1) Die Zeit ist kein empirischer Begriff, der irgend von einer Erfahrung abgezogen worden. Denn das Zugleichsein oder Aufeinanderfolgen würde selbst nicht in die Wahrnehmung kommen, wenn die Vorstellung der Zeit nicht a priori zum Grunde läge. Nur unter deren Voraussetzung kann man sich vorstellen: daß einiges zu einer und derselben Zeit (zugleich) oder in verschiedenen Zeiten (nach einander) sei.

2) Die Zeit ist eine nothwendige Vorstellung, die allen Anschauungen zum Grunde liegt. Man kann in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbst nicht aufheben, ob man zwar ganz wohl die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen kann. Die Zeit ist also a priori gegeben. In ihr allein ist alle Wirklichkeit der Erscheinungen möglich. Diese können insgesammt wegfallen, aber sie selbst (als die allgemeine Bedingung ihrer Möglichkeit) kann nicht aufgehoben werden.

3) Auf diese Nothwendigkeit a priori gründet sich auch die Möglichkeit apodiktischer Grundsätze von den Verhältnissen der Zeit, oder Axiomen von der Zeit überhaupt. Sie hat nur eine Dimension: verschiedene Zeiten sind nicht

zugleich, sondern nach einander (so wie verschiedene Räume nicht nach einander, sondern zugleich sind). Diese Grundsätze können aus der Erfahrung nicht gezogen werden, denn diese würde weder strenge Allgemeinheit, noch apodiktische Gewißheit geben. Wir würden nur sagen können: so lehrt es die gemeine Wahrnehmung, nicht aber, so muß es sich verhalten. Diese Grundsätze gelten als Regeln, unter denen überhaupt Erfahrungen möglich sind und belehren uns vor denselben, und nicht durch dieselben.

4) Die Zeit ist kein discursiver, oder, wie man ihn nennt, allgemeiner Begriff, sondern eine reine Form der sinnlichen Anschauung. Verschiedene Zeiten sind nur Theile eben derselben Zeit. Die Vorstellung, die nur durch einen einzigen Gegenstand gegeben werden kann, ist aber Anschauung. Auch würde sich der Satz, daß verschiedene Zeiten nicht zugleich sein können, aus einem allgemeinen Begriff nicht herleiten lassen. Der Satz ist synthetisch, und kann aus Begriffen allein nicht entspringen. Er ist also in der Anschauung und Vorstellung der Zeit unmittelbar enthalten.

5) Die Unendlichkeit der Zeit bedeutet nichts weiter, als daß alle bestimmte Größe der Zeit nur durch Einschränkungen einer einigen zum Grunde liegenden Zeit möglich sei. Daher muß die ursprüngliche Vorstellung Zeit als uneingeschränkt gegeben sein. Wovon aber die Theile selbst, und jede Größe eines Gegenstandes nur durch Einschränkung bestimmt vorgestellt werden können, da muß die ganze Vorstellung nicht durch Begriffe gegeben sein (denn da gehen die Theilvorstellungen vorher), sondern es muß ihre unmittelbare Anschauung zum Grunde liegen.

Schlüsse aus diesen Begriffen.

a) Die Zeit ist nicht etwas, was für sich selbst bestünde, oder den Dingen als objective Bestimmung anhinge, mithin übrig bliebe, wenn man von allen subjectiven Bedingungen der Anschauung derselben abstrahirt: denn im ersten Fall würde sie etwas sein, was ohne wirklichen Gegenstand dennoch wirklich wäre. Was aber das zweite betrifft, so könnte sie als eine den Dingen selbst anhangende Bestimmung oder Ordnung nicht vor den Gegenständen, als ihre Bedingung vorhergehen, und a priori durch synthetische Sätze erkannt und angeschaut werden. Diese letztere findet dagegen sehr wohl statt, wenn die Zeit nichts als die subjective Bedingung ist, unter der alle Anschauungen in uns stattfinden können. Denn da kann diese Form der innern Anschauung vor den Gegenständen, mithin a priori vorgestellt werden.

b) Die Zeit ist nichts anders, als die Form des innern Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes. Denn die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein, sie gehört weder zu einer Gestalt, oder Lage u. s. w.; dagegen bestimmt sie das Verhältniß der Vorstellungen in unserm innern Zustande. Und eben weil diese innere Anschauung keine Gestalt giebt, suchen wir auch diesen Mangel durch Analogien zu ersetzen, und stellen

die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vor, in welcher das Mannigfaltige eine Reihe ausmacht, die nur von einer Dimension ist, und schließen aus den Eigenschaften dieser Linie auf alle Eigenschaften der Zeit, außer dem einigen, daß die Theile der erstern zugleich, die der letztern aber jederzeit nach einander sind. Hieraus erhellet auch, daß die Vorstellung der Zeit selbst Anschauung sei, weil alle ihre Verhältnisse sich an einer äußern Anschauung ausdrücken lassen.

c) Die Zeit ist die formale Bedingung a priori aller Erscheinungen überhaupt. Der Raum, als die reine Form aller äußeren Anschauung ist als Bedingung a priori blos auf äußere Erscheinungen eingeschränkt. Dagegen weil alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstande haben, oder nicht, doch an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüths, zum innern Zustande gehören: dieser innere Zustand aber, unter der formalen Bedingung der innern Anschauung, mithin der Zeit gehört, so ist die Zeit eine Bedingung a priori von aller Erscheinung überhaupt, und zwar die unmittelbare Bedingung der inneren (unserer Seelen) und eben dadurch mittelbar auch der äußern Erscheinungen. Wenn ich a priori sagen kann: alle äußeren Erscheinungen sind im Raume, und nach den Verhältnissen des Raumes a priori bestimmt, so kann ich aus dem Princip des innern Sinnes ganz allgemein sagen: alle Erscheinungen überhaupt, d. i. alle Gegenstände der Sinne, sind in der Zeit, und stehen nothwendiger Weise in Verhältnissen der Zeit.

Wenn wir von unsrer Art, uns selbst innerlich anzuschauen, und vermittelst dieser Anschauung auch alle äußeren Anschauungen in der Vorstellungs-Kraft zu befassen, abstrahiren, und mithin die Gegenstände nehmen, so wie sie an sich selbst sein mögen, so ist die Zeit nichts. Sie ist nur von objectiver Gültigkeit in Ansehung der Erscheinungen, weil dieses schon Dinge sind, die wir als Gegenstände unsrer Sinne annehmen, aber sie ist nicht mehr objectiv, wenn man von der Sinnlichkeit unsrer Anschauung, mithin derjenigen Vorstellungsart, welche uns eigenthümlich ist, abstrahirt, und von Dingen überhaupt redet. Die Zeit ist also lediglich eine subjective Bedingung unserer (menschlichen) Anschauung (welche jederzeit sinnlich ist, d. i. so ferne wir von Gegenständen afficirt werden), und an sich, außer dem Subjecte, nichts. Nichts desto weniger ist sie in Ansehung aller Erscheinungen, mithin auch aller Dinge, die uns in der Erfahrung vorkommen können, nothwendiger Weise objectiv. Wir können nicht sagen: alle Dinge sind in der Zeit, weil bei dem Begriff der Dinge überhaupt von aller Art der Anschauung derselben abstrahirt wird, diese aber die eigentliche Bedingung ist, unter der die Zeit in die Vorstellung der Gegenstände gehört. Wird nun die Bedingung zum Begriffe hinzugefügt, und es heißt: alle Dinge, als Erscheinungen (Gegenstände der sinnlichen Anschauung) sind in der Zeit, so hat der Grundsatz seine gute objective Richtigkeit und Allgemeinheit a priori.

Unsere Behauptungen lehren demnach empirische Realität der Zeit, d. i. objective Gültigkeit in Ansehung aller Gegenstände, die jemals unsern Sinnen

gegeben werden mögen. Und da unsere Anschauung jederzeit sinnlich ist, so kann uns in der Erfahrung niemals ein Gegenstand gegeben werden, der nicht unter die Bedingung der Zeit gehörte. Dagegen streiten wir der Zeit allen Anspruch auf absolute Realität, da sie nämlich, auch ohne auf die Form unserer sinnlichen Anschauung Rücksicht zu nehmen, schlechthin den Dingen als Bedingung oder Eigenschaft anhinge. Solche Eigenschaften, die den Dingen an sich zukommen, können uns durch die Sinne auch niemals gegeben werden. Hierin besteht also die **transscendentale Idealität** der Zeit, nach welcher sie, wenn man von den subjectiven Bedingungen der sinnlichen Anschauung abstrahirt, gar nichts ist, und den Gegenständen an sich selbst (ohne ihr Verhältniß auf unsere Anschauung) weder subsistirend noch inhärirend beigezählt werden kann. Doch ist diese Idealität, eben so wenig wie die des Raumes, mit den Subreptionen der Empfindungen in Vergleichung zu stellen, weil man doch dabei von der Erscheinung selbst, der diese Prädicate inhäriren, voraussetzt, daß sie objective Realität habe, die hier gänzlich wegfällt, außer, so ferne sie blos empirisch ist, d. i. den Gegenstand selbst blos als Erscheinung ansieht: wovon die obige Anmerkung des ersteren Abschnitts nachzusehen ist.

Erläuterung.

Wider diese Theorie, welche der Zeit empirische Realität zugesteht, aber die absolute und transscendentale streitet, habe ich von einsehenden Männern einen Einwurf so einstimmig vernommen, daß ich daraus abnehme, er müsse sich natürlicher Weise bei jedem Leser, dem diese Betrachtungen ungewohnt sind, vorfinden. Er lautet so: Veränderungen sind wirklich (dies beweist der Wechsel unserer eigenen Vorstellungen, wenn man gleich alle äußeren Erscheinungen, sammt deren Veränderungen leugnen wollte). Nun sind Veränderungen nur in der Zeit möglich, folglich ist die Zeit etwas Wirkliches. Die Beantwortung hat keine Schwierigkeit. Ich gebe das ganze Argument zu. Die Zeit ist allerdings etwas Wirkliches, nämlich die wirkliche Form der innern Anschauung. Sie hat also subjective Realität in Ansehung der innern Erfahrung, d. i. ich habe wirklich die Vorstellung von der Zeit und meiner Bestimmungen in ihr. Sie ist also wirklich nicht als Object, sondern als die Vorstellungsart meiner selbst als Objects anzusehen. Wenn aber ich selbst, oder ein anderes Wesen mich, ohne diese Bedingung der Sinnlichkeit, anschauen könnte, so würden eben dieselben Bestimmungen, die wir uns jetzt als Veränderungen vorstellen, eine Erkenntniß geben, in welcher die Vorstellung der Zeit, mithin auch der Veränderung gar nicht vorkäme. Es bleibt also ihre empirische Realität als Bedingung aller unsrer Erfahrungen. Nur die absolute Realität kann ihr nach dem oben Angeführten nicht zugestanden werden. Sie ist nichts, als die Form unsrer inneren Anschauung*). Wenn man von ihr die besondere Bedingung unserer Sinnlich-

*) Ich kann zwar sagen: meine Vorstellungen folgen einander; aber das heißt nur, wir sind uns ihrer, als in einer Zeitfolge, d. i. nach der Form des innern Sinnes be-

keit wegnimmt, so verschwindet auch der Begriff der Zeit, und sie hängt nicht an den Gegenständen selbst, sondern blos am Subjecte, welches sie anschaut.

Die Ursache aber, weswegen dieser Einwurf so einstimmig gemacht wird, und zwar von denen, die gleichwohl gegen die Lehre von der Idealität des Raumes nichts Einleuchtendes einzuwenden wissen, ist diese. Die absolute Realität des Raumes hofften sie nicht apodiktisch darthun zu können, weil ihnen der Idealismus entgegen steht, nach welchem die Wirklichkeit äußerer Gegenstände keines strengen Beweises fähig ist: dagegen die des Gegenstandes unserer innern Sinnen (meiner selbst und meines Zustandes) unmittelbar durch's Bewußtsein klar ist. Jene konnten ein bloßer Schein sein, dieser aber ist, ihrer Meinung nach, unleugbar etwas Wirkliches. Sie bedachten aber nicht, daß beide, ohne daß man ihre Wirklichkeit als Vorstellungen bestreiten darf, gleichwohl nur zur Erscheinung gehören, welche jederzeit zwei Seiten hat, die eine, da das Object an sich selbst betrachtet wird (unangesehen der Art, dasselbe anzuschauen, dessen Beschaffenheit aber eben darum jederzeit problematisch bleibt), die andere, da auf die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird, welche nicht in dem Gegenstande an sich selbst, sondern im Subjecte, dem derselbe erscheint, gesucht werden muß, gleichwohl aber der Erscheinung dieses Gegenstandes wirklich und nothwendig zukommt.

Zeit und Raum sind demnach zwei Erkenntnißquellen, aus denen a priori verschiedene synthetische Erkenntnisse geschöpft werden können, wie vornämlich die reine Mathematik in Ansehung der Erkenntnisse vom Raume und dessen Verhältnissen ein glänzendes Beispiel giebt. Sie sind nämlich beide zusammengenommen reine Formen aller sinnlichen Anschauung, und machen dadurch synthetische Sätze a priori möglich. Aber diese Erkenntnißquellen a priori bestimmen sich eben dadurch (daß sie blos Bedingungen der Sinnlichkeit sind) ihre Grenzen, nämlich, daß sie blos auf Gegenstände gehen, so ferne sie als Erscheinungen betrachtet werden, nicht aber Dinge an sich selbst darstellen. Jene allein sind das Feld ihrer Gültigkeit, woraus, wenn man hinausgeht, weiter kein objectiver Gebrauch derselben stattfindet. Diese Realität des Raumes und der Zeit läßt übrigens die Sicherheit der Erfahrungserkenntniß unangetastet: denn wir sind derselben eben so gewiß, ob diese Formen den Dingen an sich selbst, oder nur unsrer Anschauung dieser Dinge nothwendiger Weise anhängen. Dagegen die, welche die absolute Realität des Raumes und der Zeit behaupten, sie mögen sie nun als subsistirend, oder nur inhärirend annehmen, mit den Principien der Erfahrung selbst uneinig sein müssen. Denn entschließen sie sich zum ersteren (welches gemeiniglich die Partei der mathematischen Naturforscher ist), so müssen sie zwei ewige und unendliche für sich bestehende Undinge (Raum und Zeit) annehmen, welche da sind (ohne daß doch etwas Wirkliches ist), nur um alles Wirkliche in sich zu befassen. Nehmen sie die zweite Partei (von der einige

---

wußt. Die Zeit ist darum nicht etwas an sich selbst, auch keine den Dingen objectiv anhängende Bestimmung.

metaphysische Naturlehrer sind), und Raum und Zeit gelten ihnen als von der Erfahrung abstrahirte, obzwar in der Absonderung verworren vorgestellte Verhältnisse der Erscheinungen (neben oder nach einander), so müssen sie den mathematischen Lehren a priori in Ansehung wirklicher Dinge (z. E. im Raume) ihre Gültigkeit, wenigstens die apodiktische Gewißheit streiten, indem diese a posteriori gar nicht stattfindet, und die Begriffe a priori von Raum und Zeit dieser Meinung nach, nur Geschöpfe der Einbildungskraft sind, deren Quell wirklich in der Erfahrung gesucht werden muß, aus deren abstrahirten Verhältnissen die Einbildung etwas gemacht hat, was zwar das Allgemeine derselben enthält, aber ohne die Restrictionen, welche die Natur mit denselben verknüpft hat, nicht stattfinden kann. Die ersteren gewinnen so viel, daß sie für die mathematischen Behauptungen sich das Feld der Erscheinungen frei machen: dagegen verwirren sie sich sehr durch eben diese Bedingungen, wenn der Verstand über dieses Feld hinausgehen will. Die zweiten gewinnen zwar in Ansehung des Letzteren, nämlich, daß die Vorstellungen von Raum und Zeit ihnen nicht in den Weg kommen, wenn sie von Gegenständen nicht als Erscheinungen, sondern blos im Verhältniß auf den Verstand urtheilen wollen; können aber weder von der Möglichkeit mathematischer Erkenntnisse a priori (indem ihnen eine wahre und objectiv gültige Anschauung a priori fehlt) Grund angeben, noch die Erfahrungssätze mit jenen Behauptungen in nothwendige Einstimmung bringen. In unserer Theorie, von der wahren Beschaffenheit dieser zwei ursprünglichen Formen der Sinnlichkeit, ist beiden Schwierigkeiten abgeholfen.

Daß schließlich die transscendentale Aesthetik nicht mehr, als diese zwei Elemente, nämlich Raum und Zeit enthalten könne, ist daraus klar, weil alle anderen zur Sinnlichkeit gehörigen Begriffe, selbst der der Bewegung, welcher beide Stücke vereinigt, etwas Empirisches voraussetzen. Denn diese setzt die Wahrnehmung von etwas Beweglichem voraus. Im Raum, an sich selbst betrachtet, ist aber nichts Bewegliches: daher das Bewegliche Etwas sein muß, was im Raume nur durch Erfahrung gefunden wird, mithin ein empirisches Datum. Eben so kann die transscendentale Aesthetik nicht den Begriff der Veränderung unter ihre Data a priori zählen: denn die Zeit selbst verändert sich nicht, sondern etwas, das in der Zeit ist. Also wird dazu die Wahrnehmung von irgend einem Dasein, und der Succession seiner Bestimmungen, mithin Erfahrung erfordert.

Allgemeine Anmerkungen zur transscendentalen Aesthetik.

Zuerst wird es nöthig sein, uns so deutlich, als möglich, zu erklären, was in Ansehung der Grundbeschaffenheit der sinnlichen Erkenntniß überhaupt unsere Meinung sei, um aller Mißdeutung derselben vorzubeugen.

Wir haben also sagen wollen: daß alle unsere Anschauung nichts als die

Vorstellung von Erscheinung sei: daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen, und daß, wenn wir unser Subject oder auch nur die subjective Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objecte im Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden, und als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren können. Was es für eine Bewandtniß mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Receptivität unserer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt. Wir kennen nichts, als unsere Art, sie wahrzunehmen, die uns eigenthümlich ist, die auch nicht nothwendig jedem Wesen, obzwar jedem Menschen, zukommen muß. Mit dieser haben wir es lediglich zu thun. Raum und Zeit sind die reinen Formen derselben, Empfindung überhaupt die Materie. Jene können wir allein a priori, d. i. vor aller wirklichen Wahrnehmung erkennen, und sie heißt darum reine Anschauung; diese aber ist das in unserm Erkenntniß, was da macht, daß sie Erkenntniß a posteriori, d. i. empirische Anschauung heißt. Jene hängen unserer Sinnlichkeit schlechthin nothwendig an, welcher Art auch unsere Empfindungen sein mögen; diese können sehr verschieden sein. Wenn wir diese unsere Anschauung auch zum höchsten Grade der Deutlichkeit bringen könnten, so würden wir dadurch der Beschaffenheit der Gegenstände an sich selbst nicht näher kommen. Denn wir würden auf allen Fall doch nur unsere Art der Anschauung, d. i. unsere Sinnlichkeit vollständig erkennen, und diese immer nur unter den, dem Subject ursprünglich anhängenden Bedingungen, von Raum und Zeit; was die Gegenstände an sich selbst sein mögen, würde uns durch die aufgeklärteste Erkenntniß der Erscheinung derselben, die uns allein gegeben ist, doch niemals bekannt werden.

Daß daher unsere ganze Sinnlichkeit nichts als die verworrene Vorstellung der Dinge sei, welche lediglich das enthält, was ihnen an sich selbst zukommt, aber nur unter einer Zusammenstellung von Merkmalen und Theilvorstellungen, die wir nicht im Bewußtsein auseinander setzen, ist eine Verfälschung des Begriffs von Sinnlichkeit und von Erscheinung, welche die ganze Lehre derselben unnütz und leer macht. Der Unterschied einer undeutlichen von der deutlichen Vorstellung ist blos logisch und betrifft nicht den Inhalt. Ohne Zweifel enthält der Begriff von Recht, dessen sich der gesunde Verstand bedient, eben dasselbe, was die subtilste Speculation aus ihm entwickeln kann, nur daß im gemeinen und praktischen Gebrauche man sich dieser mannigfaltigen Vorstellungen in diesem Gedanken nicht bewußt ist. Darum kann man nicht sagen, daß der gemeine Begriff sinnlich sei, und eine bloße Erscheinung enthalte, denn das Recht kann gar nicht erscheinen, sondern sein Begriff liegt im Verstande und stellt eine Beschaffenheit (die moralische) der Handlungen vor, die ihnen an sich selbst zukommt. Dagegen enthält die Vorstellung eines K ö r p e r s in der Anschauung gar nichts, was einem Gegenstande an sich selbst zukommen könnte, sondern blos die Erscheinung von Etwas, und die Art, wie wir dadurch afficirt werden, und

diese Receptivität unserer Erkenntnißfähigkeit heißt Sinnlichkeit, und bleibt von der Erkenntniß des Gegenstandes an sich selbst, ob man jene (die Erscheinung) gleich bis auf den Grund durchschauen möchte, dennoch himmelweit unterschieden.

Die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie hat daher allen Untersuchungen über die Natur und den Ursprung unserer Erkenntnisse einen ganz unrechten Gesichtspunct angewiesen, indem sie den Unterschied der Sinnlichkeit vom Intellectuellen blos als logisch betrachtete, da er offenbar transscendental ist, und nicht blos die Form der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, sondern den Ursprung und den Inhalt derselben betrifft, so daß wir durch die erstere die Beschaffenheit der Dinge an sich selbst nicht blos undeutlich, sondern gar nicht erkennen, und, sobald wir unsere subjective Beschaffenheit wegnehmen, das vorgestellte Object mit den Eigenschaften, die ihm die sinnliche Anschauung beilegte, überall nirgends anzutreffen ist, noch angetroffen werden kann, indem eben diese subjective Beschaffenheit die Form desselben als Erscheinung bestimmt.

Wir unterscheiden sonst wohl unter Erscheinungen das, was der Anschauung derselben wesentlich anhängt, und für jeden menschlichen Sinn überhaupt gilt, von demjenigen, was derselben nur zufälliger Weise zukommt, indem es nicht auf die Beziehung der Sinnlichkeit überhaupt, sondern nur auf eine besondere Stellung oder Organisation dieses oder jenes Sinnes gültig ist. Und da nennt man die erstere Erkenntniß eine solche, die den Gegenstand an sich selbst vorstellt, die zweite aber nur die Erscheinung desselben. Dieser Unterschied ist aber nur empirisch. Bleibt man dabei stehen (wie es gemeiniglich geschieht), und sieht jene empirische Anschauung nicht wiederum (wie es geschehen sollte) als bloße Erscheinung an, so daß darin gar nichts, was irgend eine Sache an sich selbst anginge, anzutreffen ist, so ist unser transscendentale Unterschied verloren, und wir glauben alsdann doch Dinge an sich zu erkennen, ob wir es gleich überall (in der Sinnenwelt) selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände mit nichts als Erscheinungen zu thun haben. So werden wir zwar den Regenbogen eine bloße Erscheinung bei einem Sonnenregen nennen, diesen Regen aber die Sache an sich selbst, welches auch richtig ist, so ferne wir den letztern Begriff nur physisch verstehen, als das, was in der allgemeinen Erfahrung unter allen verschiedenen Lagen zu den Sinnen, doch in der Anschauung so und nicht anders bestimmt ist. Nehmen wir aber dieses Empirische überhaupt, und fragen, ohne uns an die Einstimmung desselben mit jedem Menschensinne zu kehren, ob auch dieses einen Gegenstand an sich selbst (nicht die Regentropfen, denn die sind dann schon als Erscheinungen empirische Objecte) vorstelle, so ist die Frage von der Beziehung der Vorstellung auf den Gegenstand transscendental, und nicht allein diese Tropfen sind bloße Erscheinungen, sondern selbst ihre runde Gestalt, ja sogar der Raum, in welchem sie fallen, sind nichts an sich selbst, sondern bloße Modificationen, oder Grundlagen unserer sinnlichen Anschauung, das transscendentale Object aber bleibt uns unbekannt.

Die zweite wichtige Angelegenheit unserer transscendentalen Aesthetik ist, daß sie nicht blos als scheinbare Hypothese einige Gunst erwerbe, sondern so

gewiß und ungezweifelt sei, als jemals von einer Theorie gefordert werden kann, die zum Organon dienen soll. Um diese Gewißheit völlig einleuchtend zu machen, wollen wir irgend einen Fall wählen, woran dessen Gültigkeit augenscheinlich werden kann.

Setzet demnach, Raum und Zeit seien an sich selbst objectiv und Bedingungen der Möglichkeit der Dinge an sich selbst, so zeigt sich erstlich: daß von beiden a priori apodiktische und synthetische Sätze in großer Zahl vornämlich vom Raum vorkommen, welchen wir darum vorzüglich hier zum Beispiel untersuchen wollen. Da die Sätze der Geometrie synthetisch a priori, und mit apodiktischer Gewißheit erkannt werden, so frage ich: woher nehmt Ihr dergleichen Sätze, und worauf stützt sich unser Verstand, um zu dergleichen schlechthin nothwendigen und allgemein gültigen Wahrheiten zu gelangen? Es ist kein anderer Weg, als durch Begriffe oder durch Anschauungen; beide aber als solche, die entweder a priori oder a posteriori gegeben sind. Die letzteren, nämlich empirische Begriffe, ingleichen das, worauf sie sich gründen, die empirische Anschauung, können keinen synthetischen Satz geben, als nur einen solchen, der auch blos empirisch, d. i. ein Erfahrungssatz ist, mithin niemals Nothwendigkeit und absolute Allgemeinheit enthalten kann, dergleichen doch das Charakteristische aller Sätze der Geometrie ist. Was aber das erstere und einzige Mittel sein würde, nämlich durch bloße Begriffe oder durch Anschauungen a priori zu dergleichen Erkenntnissen zu gelangen, so ist klar, daß aus bloßen Begriffen gar keine synthetische Erkenntniß, sondern lediglich analytische erlangt werden kann. Nehmet nur den Satz: daß durch zwei gerade Linien sich gar kein Raum einschließen lasse, mithin keine Figur möglich sei, und versucht ihn, aus dem Begriff von geraden Linien und der Zahl zwei abzuleiten, oder auch, daß aus drei geraden Linien eine Figur möglich sei, und versucht es eben so blos aus diesen Begriffen. Alle Eure Bemühung ist vergeblich, und Ihr seht Euch genöthigt, zur Anschauung Eure Zuflucht zu nehmen, wie es die Geometrie auch jederzeit thut. Ihr gebt Euch also einen Gegenstand in der Anschauung; von welcher Art aber ist diese, ist es eine reine Anschauung a priori oder eine empirische? Wäre das Letzte, so könnte niemals ein allgemein gültiger, noch weniger ein apodiktischer Satz daraus werden: denn Erfahrung kann dergleichen niemals liefern. Ihr müßt also Euren Gegenstand a priori in der Anschauung geben, und auf diesen Euren synthetischen Satz gründen. Läge nun in Euch nicht ein Vermögen, a priori anzuschauen, wäre diese subjective Bedingung der Form nach nicht zugleich die allgemeine Bedingung a priori, unter der allein das Object dieser (äußeren) Anschauung selbst möglich ist, wäre der Gegenstand (der Triangel) etwas an sich selbst ohne Beziehung auf Euer Subject, wie könntet Ihr sagen, daß, was in Euren subjectiven Bedingungen einen Triangel zu construiren nothwendig liegt, auch dem Triangel an sich selbst nothwendig zukommen müsse; denn Ihr könntet doch zu Euren Begriffen (von drei Linien) nichts Neues (die Figur) hinzufügen, welches darum nothwendig an dem Gegenstande angetroffen werden müßte, da dieser vor Eurer Erkenntniß, und nicht durch dieselbe gegeben

ist. Wäre also nicht der Raum (und so auch die Zeit) eine bloße Form Eurer Anschauung, welche Bedingungen a priori enthält, unter denen allein Dinge für Euch äußere Gegenstände sein können, die ohne diese subjectiven Bedingungen an sich nichts sind, so könntet Ihr a priori ganz und gar nichts über äußere Objecte synthetisch ausmachen. Es ist also ungezweifelt gewiß, und nicht blos möglich, oder auch wahrscheinlich, daß Raum und Zeit, als die nothwendigen Bedingungen aller (äußern und innern) Erfahrung, blos subjective Bedingungen aller unserer Anschauung sind, im Verhältniß auf welche daher alle Gegenstände bloße Erscheinungen und nicht für sich in dieser Art gegebene Dinge sind, von denen sich auch um deswillen, was die Form derselben betrifft, Vieles a priori sagen läßt, niemals aber das Mindeste von dem Dinge an sich selbst, das diesen Erscheinungen zum Grunde liegen mag.

Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

(Berl. Monatssch. November 1784.)

Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag; so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, eben so wohl als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt. Die Geschichte, welche sich mit der Erzählung dieser Erscheinungen beschäftigt, so tief auch deren Ursachen verborgen sein mögen, läßt dennoch von sich hoffen: daß, wenn sie das Spiel der Freiheit des menschlichen Willens im Großen betrachtet, sie einen regelmäßigen Gang derselben entdecken könne; und daß auf die Art, was an einzelnen Subjekten verwickelt und regellos in die Augen fällt, an der ganzen Gattung doch als eine stetig fortgehende, obgleich langsame, Entwickelung der ursprünglichen Anlagen derselben, werde erkannt werden können. So scheinen die Ehen, die daher kommenden Geburten, und das Sterben, da der freie Wille der Menschen auf sie so großen Einfluß hat, keiner Regel unterworfen zu sein, nach welcher man die Zahl derselben zum Voraus durch Rechnung bestimmen könne; und doch beweisen die jährlichen Tafeln derselben in großen Ländern, daß sie eben so wohl nach beständigen Naturgesetzen geschehen, als die so unbeständigen Witterungen, deren Ereigniß man einzeln nicht vorher bestimmen kann, die aber im Ganzen nicht ermangeln, den Wachsthum der Pflanzen, den Lauf der Ströme, und andere Naturanstalten in einem gleichförmigen ununterbrochenen Gange zu erhalten. Einzelne Menschen und selbst ganze Völker denken wenig daran, daß, indem sie, ein jedes nach seinem Sinne und Einer oft wider den Andern, ihre eigene Absicht verfolgen, sie unbemerkt an der Naturabsicht, die ihnen selbst

unbekannt ist, als an einem Leitfaden fortgehen, und an derselben Beförderung arbeiten, an welcher, selbst wenn sie ihnen bekannt würde, ihnen doch wenig gelegen sein würde.

Da die Menschen in ihren Bestrebungen nicht bloß instinktmäßig, wie Thiere, und doch auch nicht, wie vernünftige Weltbürger, nach einem verabredeten Plane, im Ganzen verfahren; so scheint auch keine planmäßige Geschichte (wie etwa von den Bienen oder den Bibern) von ihnen möglich zu sein. Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man ihr Thun und Lassen auf der großen Weltbühne aufgestellt sieht; und, bei hin und wieder anscheinender Weisheit im Einzelnen, doch endlich alles im Großen aus Thorheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt findet: wobei man am Ende nicht weiß, was man sich von unserer auf ihre Vorzüge so eingebildeten Gattung für einen Begriff machen soll. Es ist hier keine Auskunft für den Philosophen, als daß, da er bei Menschen und ihrem Spiele im Großen gar keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, er versuche, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem widersinnigen Gange menschlicher Dinge entdecken könne; aus welcher, von Geschöpfen, die ohne eigenen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plane der Natur möglich sei. — Wir wollen sehen, ob es uns gelingen werde, einen Leitfaden zu einer solchen Geschichte zu finden; und wollen es dann der Natur überlassen, den Mann hervorzubringen, der im Stande ist, sie darnach abzufassen. So brachte sie einen Kepler hervor, der die excentrischen Bahnen der Planeten auf eine unerwartete Weise bestimmten Gesetzen unterwarf; und einen Newton, der diese Gesetze aus einer allgemeinen Natursache erklärte.

Erster Satz.

Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln. Bei allen Thieren bestätigt dieses die äußere so wohl, als innere oder zergliedernde Beobachtung. Ein Organ, das nicht gebraucht werden soll, eine Anordnung, die ihren Zweck nicht erreicht, ist ein Widerspruch in der teleologischen Naturlehre. Denn, wenn wir von jenem Grundsatze abgehen, so haben wir nicht mehr eine gesetzmäßige, sondern eine zwecklos spielende Natur; und das trostlose Ungefähr tritt an die Stelle des Leitfadens der Vernunft.

Zweiter Satz.

Am Menschen (als dem einzigen vernünftigen Geschöpf auf Erden) sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum, vollständig entwickeln. Die Vernunft in einem Geschöpfe ist ein Vermögen, die Regeln und Absichten des Gebrauchs aller seiner Kräfte weit

über den Naturinstinkt zu erweitern, und kennt keine Grenzen ihrer Entwürfe. Sie wirkt aber selbst nicht instinktmäßig, sondern bedarf Versuche, Uebung und Unterricht, um von einer Stufe der Einsicht zur andern allmählig fortzuschreiten. Daher würde ein jeder Mensch unmäßig lange leben müssen, um zu lernen, wie er von allen seinen Naturanlagen einen vollständigen Gebrauch machen solle; oder, wenn die Natur seine Lebensfrist nur kurz angesetzt hat (wie es wirklich geschehen ist), so bedarf sie einer vielleicht unabsehlichen Reihe von Zeugungen, deren eine der andern ihre Aufklärung überliefert, um endlich ihre Keime in unserer Gattung zu derjenigen Stufe der Entwickelung zu treiben, welche ihrer Absicht vollständig angemessen ist. Und dieser Zeitpunkt muß wenigstens in der Idee des Menschen das Ziel seiner Bestrebungen sein, weil sonst die Naturanlagen größtentheils als vergeblich und zwecklos angesehen werden müßten; welches alle praktische Prinzipien aufheben, und dadurch die Natur, deren Weisheit in Beurtheilung aller übrigen Anstalten sonst zum Grundsatze dienen muß, am Menschen allein eines kindischen Spiels verdächtig machen würde.

Dritter Satz.

Die Natur hat gewollt: daß der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines thierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner anderen Glückseligkeit, oder Vollkommenheit, theilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch eigene Vernunft, verschafft hat. Die Natur thut nämlich nichts überflüssig, und ist im Gebrauche der Mittel zu ihren Zwecken nicht verschwenderisch. Da sie dem Menschen Vernunft und darauf sich gründende Freiheit des Willens gab; so war das schon eine klare Anzeige ihrer Absicht in Ansehung seiner Ausstattung. Er sollte nämlich nun nicht durch Instinkt geleitet, oder durch anerschaffene Kenntniß versorgt und unterrichtet sein; er sollte vielmehr alles aus sich selbst herausbringen. Die Erfindung seiner Nahrungsmittel, seiner Bedeckung, seiner äußeren Sicherheit und Vertheidigung (wozu sie ihm weder die Hörner des Stiers, noch die Klauen des Löwen, noch das Gebiß des Hundes, sondern bloß Hände gab), alle Ergötzlichkeit, die das Leben angenehm machen kann, selbst seine Einsicht und Klugheit, und sogar die Gutartigkeit seines Willens, sollten gänzlich sein eigen Werk sein. Sie scheint sich hier in ihrer größten Sparsamkeit selbst gefallen zu haben, und ihre thierische Ausstattung so knapp, so genau auf das höchste Bedürfniß einer anfänglichen Existenz abgemessen zu haben, als wollte sie: der Mensch sollte, wenn er sich aus der größten Rohigkeit dereinst zur größten Geschicklichkeit, innerer Vollkommenheit der Denkungsart, und (so viel es auf Erden möglich ist) dadurch zur Glückseligkeit empor gearbeitet haben würde, hievon das Verdienst ganz allein haben, und es sich selbst nur verdanken dürfen; gleich als habe sie es mehr auf seine vernünftige Selbstschätzung, als auf ein Wohlbefinden angelegt. Denn in diesem Gange der menschlichen Angelegenheit ist ein ganzes Heer von Müh-

seligkeiten, die den Menschen erwarten. Es scheint aber der Natur darum gar nicht zu thun gewesen zu sein, daß er wohl lebe; sondern, daß er sich so weit hervorarbeite, um sich, durch sein Verhalten, des Lebens und des Wohlbefindens würdig zu machen. Befremdend bleibt es immer hiebei: daß die älteren Generationen nur scheinen um der späteren willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben, um nämlich diesen eine Stufe zu bereiten, von der diese das Bauwerk, welches die Natur zur Absicht hat, höher bringen könnten; und daß doch nur die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe ihrer Vorfahren (zwar freilich ohne ihre Absicht) gearbeitet hatten, ohne doch selbst an dem Glück, das sie vorbereiteten, Antheil nehmen zu können. Allein so räthselhaft dieses auch ist, so nothwendig ist es doch zugleich, wenn man einmal annimmt, eine Thiergattung soll Vernunft haben, und als Klasse vernünftiger Wesen, die insgesammt sterben, deren Gattung aber unsterblich ist, dennoch zu einer Vollständigkeit der Entwickelung ihrer Anlagen gelangen.

Vierter Satz.

Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist der Antagonism derselben in der Gesellschaft, sofern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird. Ich verstehe hier unter dem Antagonism die ungesellige Geselligkeit der Menschen, d. i. den Hang derselben, in Gesellschaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerstande, welcher diese Gesellschaft beständig zu trennen droht, verbunden ist. Hiezu liegt die Anlage offenbar in der menschlichen Natur. Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften; weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch, d. i. die Entwickelung seiner Naturanlagen, fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzelnen (isoliren); weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seiner Seits zum Widerstande gegen Andere geneigt ist. Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dahin bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden, und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. Da geschehen nun die ersten wahren Schritte aus der Rohigkeit zur Kultur, die eigentlich in dem gesellschaftlichen Werth des Menschen besteht; da werden alle Talente nach und nach entwickelt, der Geschmack gebildet, und selbst durch fortgesetzte Aufklärung der Anfang zur Gründung einer Denkungsart gemacht, welche die grobe Naturanlage zur sittlichen Unterscheidung mit der Zeit in bestimmte praktische Prinzipien, und so eine pathologisch-abgedrungene Zusammenstimmung zu einer Gesellschaft endlich in ein moralisches Ganze verwandeln kann. Ohne jene, an sich zwar eben nicht liebenswürdige, Eigenschaften der Ungesellig-

keit, woraus der Widerstand entspringt, den Jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen nothwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben: die Menschen, gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größeren Werth verschaffen, als dieses ihr Hausvieh hat; sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks, als vernünftige Natur, nicht ausfüllen. Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben, oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortreffliche Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht. Er will gemächlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er soll aus der Lässigkeit und unthätigen Genügsamkeit hinaus, sich in Arbeit und Mühseligkeiten stürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, sich klüglich wiederum aus den letztern heraus zu ziehen. Die natürlichen Triebfedern dazu, die Quellen der Ungeselligkeit und des durchgängigen Widerstandes, woraus so viele Uebel entspringen, die aber doch auch wieder zur neuen Anspannung der Kräfte, mithin zu mehrerer Entwickelung der Naturanlagen antreiben, verrathen also wohl die Anordnung eines weisen Schöpfers; und nicht etwa die Hand eines bösartigen Geistes, der in seine herrliche Anstalt gepfuscht, oder sie neidischer Weise verderbt habe.

Fünfter Satz.

Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Da nur in der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die größte Freiheit, mithin einen durchgängigen Antagonism ihrer Glieder, und doch die genauste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit hat, damit sie mit der Freiheit Anderer bestehen könne, — da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwickelung aller ihrer Anlagen, in der Menschheit erreicht werden kann, die Natur auch will, daß sie diesen, so wie alle Zwecke ihrer Bestimmung, sich selbst verschaffen solle: so muß eine Gesellschaft, in welcher Freiheit unter äußeren Gesetzen im größtmöglichen Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, d. i. eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung, die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung sein; weil die Natur, nur vermittelst der Auflösung und Vollziehung derselben, ihre übrigen Absichten mit unserer Gattung erreichen kann. In diesen Zustand des Zwanges zu treten, zwingt den sonst für ungebundene Freiheit so sehr eingenommenen Menschen die Noth; und zwar die größte unter allen, nämlich die, welche sich Menschen unter einander selbst zufügen, deren Neigungen es machen, daß sie in wilder Freiheit nicht lange neben einander bestehen können. Allein in einem solchen Gehege, als bürgerliche

Vereinigung ist, thun eben dieselben Neigungen hernach die beste Wirkung: so wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen, und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen; statt daß die, welche in Freiheit und von einander abgesondert ihre Aeste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen. Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit zieret, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu discipliniren, und so, durch abgedrungene Kunst, die Keime der Natur vollständig zu entwickeln.

Sechster Satz.

Dieses Problem ist zugleich das schwerste, und das, welches von der Menschengattung am spätesten aufgelöset wird. Die Schwierigkeit, welche auch die bloße Idee dieser Aufgabe schon vor Augen legt, ist diese: der Mensch ist ein Thier, das, wenn es unter andern seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer Seinesgleichen; und, ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze: so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche, und ihn nöthige, einem allgemein-gültigen Willen, dabei Jeder frei sein kann, zu gehorchen. Wo nimmt er aber diesen Herrn her? Nirgend anders als aus der Menschengattung. Aber dieser ist eben sowohl ein Thier, das einen Herrn nöthig hat. Er mag es also anfangen, wie er will, so ist nicht abzusehen, wie er sich ein Oberhaupt der öffentlichen Gerechtigkeit verschaffen könne, das selbst gerecht sei; er mag dieses nun in einer einzelnen Person, oder in einer Gesellschaft vieler dazu auserlesenen Personen suchen. Denn Jeder derselben wird immer seine Freiheit mißbrauchen, wenn er keinen über sich hat, der nach den Gesetzen über ihn Gewalt ausübt. Das höchste Oberhaupt soll aber gerecht für sich selbst, und doch ein Mensch sein. Diese Aufgabe ist daher die schwerste unter allen; ja ihre vollkommene Auflösung ist unmöglich: aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden. Nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur auferlegt.*) Daß sie auch diejenige sei, welche am spätesten ins Werk gerichtet wird, folgt überdem auch daraus: daß hierzu richtige Begriffe von der Natur einer möglichen Verfassung,

*) Die Rolle des Menschen ist also sehr künstlich. Wie es mit den Einwohnern anderer Planeten und ihrer Natur beschaffen sei, wissen wir nicht; wenn wir aber diesen Auftrag der Natur gut ausrichten, so können wir uns wohl schmeicheln, daß wir unter unseren Nachbaren im Weltgebäude einen nicht geringen Rang behaupten dürften. Vielleicht mag bei diesen ein jedes Individuum seine Bestimmung in seinem Leben völlig erreichen. Bei uns ist es anders; nur die Gattung kann dieses hoffen. (Kant.)

große durch viel Weltläufe geübte Erfahrenheit, und, über das alles, ein zur Annehmung derselben vorbereiteter guter Wille erfordert wird; drei solche Stücke aber sich sehr schwer, und, wenn es geschieht, nur sehr spät, nach viel vergeblichen Versuchen, einmal zusammen finden können.

Siebenter Satz.

Das Problem der Errichtung einer vollkommnen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses abhängig, und kann ohne das letztere nicht aufgelöset werden. Was hilft's, an einer gesetzmäßigen bürgerlichen Verfassung unter einzelnen Menschen, d. i. an der Anordnung eines gemeinen Wesens, zu arbeiten? Dieselbe Ungeselligkeit, welche die Menschen hierzu nöthigte, ist wieder die Ursache, daß ein jedes Gemeinewesen in äußerem Verhältnisse, d. i. als ein Staat in Beziehung auf Staaten, in ungebundener Freiheit steht, und folglich einer von dem andern eben die Uebel erwarten muß, die die einzelnen Menschen drückten und sie zwangen, in einen gesetzmäßigen bürgerlichen Zustand zu treten. Die Natur hat also die Unvertragsamkeit der Menschen, selbst der großen Gesellschaften und Staatskörper dieser Art Geschöpfe, wieder zu einem Mittel gebraucht, um in dem unvermeidlichen Antagonism derselben einen Zustand der Ruhe und Sicherheit auszufinden, d. i. sie treibt, durch die Kriege, durch die überspannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Noth, die dadurch endlich ein jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber, nach vielen Verwüstungen, Umkippungen, und selbst durchgängiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte, zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne so viel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinaus zu gehen, und in einen Völkerbund zu treten, wo jeder, auch der kleinste, Staat seine Sicherheit und Rechte, nicht von eigener Macht, oder eigener rechtlichen Beurtheilung, sondern allein von diesem großen Völkerbunde (Foedus Amphictionum), von einer vereinigten Macht, und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten könnte. So schwärmerisch diese Idee auch zu sein scheint, und als eine solche an einem Abbé von St. Pierre oder Rousseau verlacht worden (vielleicht, weil sie solche in der Ausführung zu nahe glaubten); so ist es doch der unvermeidliche Ausgang der Noth, worein sich Menschen einander versetzen, die die Staaten zu eben der Entschließung (so schwer es ihnen auch eingeht) zwingen muß, wozu der wilde Mensch eben so ungern gezwungen ward, nämlich: seine brutale Freiheit aufzugeben, und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen. — Alle Kriege sind demnach so viel Versuche (zwar nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur), neue Verhältnisse der Staaten zu Stande zu bringen, und durch Zerstörung, wenigstens Zerstückelung aller, neue Körper zu bilden, die sich aber wieder, entweder in sich selbst oder neben einander, nicht

erhalten können, und daher neue ähnliche Revolutionen erleiden müssen, bis endlich einmal, theils durch die bestmögliche Anordnung der bürgerlichen Verfassung innerlich, theils durch eine gemeinschaftliche Verabredung und Gesetzgebung äußerlich, ein Zustand errichtet wird, der, einem bürgerlichen gemeinen Wesen ähnlich, so wie ein Automat sich selbst erhalten kann.

Ob man es nun von einem epikurischen Zusammenlauf wirkender Ursachen erwarten solle, daß die Staaten, so wie die kleinen Stäubchen der Materie, durch ihren ungefähren Zusammenstoß allerlei Bildungen versuchen, die durch neuen Anstoß wieder zerstört werden, bis endlich einmal von ungefähr eine solche Bildung gelingt, die sich in ihrer Form erhalten kann (ein Glückszufall, der sich wohl schwerlich jemals zutragen wird!); oder ob man vielmehr annehmen solle, die Natur verfolge hier einen regelmäßigen Gang, unsere Gattung von der untersten Stufe der Thierheit an allmählig bis zur höchsten Stufe der Menschheit, und zwar durch eigene, obzwar dem Menschen abgedrungene, Kunst, zu führen, und entwickele in dieser scheinbarlich wilden Anordnung ganz regelmäßig jene ursprüngliche Anlagen; oder ob man lieber will, daß aus allen diesen Wirkungen und Gegenwirkungen der Menschen im Großen überall nichts, wenigstens nichts Kluges herauskomme, daß es bleiben werde, wie es von jeher gewesen ist, und man daher nicht voraus sagen könne, ob nicht die Zwietracht, die unserer Gattung so natürlich ist, am Ende für uns eine Hölle von Uebeln, in einem noch so gesitteten Zustande vorbereite, indem sie vielleicht diesen Zustand selbst und alle bisherigen Fortschritte in der Kultur durch barbarische Verwüstung wieder vernichten werde (ein Schicksal, wofür man unter der Regierung des blinden Ungefährs nicht stehen kann, mit welcher gesetzlose Freiheit in der That einerlei ist, wenn man ihr nicht einen in geheim an Weisheit geknüpften Leitfaden der Natur unterlegt!)? das läuft ungefähr auf die Frage hinaus: ob es wohl vernünftig sei, Zweckmäßigkeit der Naturanstalt in Theilen und doch Zwecklosigkeit im Ganzen anzunehmen? Was also der zwecklose Zustand der Wilden that, daß er nämlich alle Naturanlagen in unserer Gattung zurückhielt, aber endlich durch die Uebel, worin er diese versetzte, sie nöthigte, aus diesem Zustande hinaus, und in eine bürgerliche Verfassung zu treten, in welcher alle jene Keime entwickelt werden können; das thut auch die barbarische Freiheit der schon gestifteten Staaten, nämlich: daß durch die Verwendung aller Kräfte der gemeinen Wesen auf Rüstungen gegen einander, durch die Verwüstungen, die der Krieg anrichtet, noch mehr aber durch die Nothwendigkeit, sich beständig in Bereitschaft dazu zu erhalten, zwar die völlige Entwickelung der Naturanlagen in ihrem Fortgange gehemmt wird, dagegen aber auch die Uebel, die daraus entspringen, unsere Gattung nöthigen, zu dem an sich heilsamen Widerstande vieler Staaten neben einander, der aus ihrer Freiheit entspringt, ein Gesetz des Gleichgewichts auszufinden, und eine vereinigte Gewalt, die demselben Nachdruck giebt, mithin einen weltbürgerlichen Zustand der öffentlichen Staatssicherheit einzuführen, der nicht ohne alle Gefahr sei, damit die Kräfte der Menschheit nicht einschlafen, aber doch auch nicht ohne ein Prinzip der

Gleichheit ihrer wechselseitigen Wirkung und Gegenwirkung, damit sie einander nicht zerstören. Ehe dieser letzte Schritt (nämlich die Staatenverbindung) geschehen, also fast nur auf der Hälfte ihrer Ausbildung, erduldet die menschliche Natur die härtesten Uebel, unter dem betrüglichen Anschein äußerer Wohlfahrt; und Rousseau hatte so Unrecht nicht, wenn er den Zustand der Wilden vorzog, sobald man nämlich diese letzte Stufe, die unsere Gattung noch zu ersteigen hat, wegläßt. Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultivirt. Wir sind civilisirt, bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber, uns für schon moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur; der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliebe und der äußeren Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Civilisirung aus. So lange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die langsame Bemühung der inneren Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehen, ist nichts von dieser Art zu erwarten; weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Wesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend. In diesem Zustande wird wohl das menschliche Geschlecht verbleiben, bis es sich, auf die Art, wie ich gesagt habe, aus dem chaotischen Zustande seiner Staatsverhältnisse herausgearbeitet haben wird.

Achter Satz.

Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine innerlich und, zu diesem Zwecke, auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann. Der Satz ist eine Folgerung aus dem vorigen. Man sieht: die Philosophie könne auch ihren Chiliasmus haben; aber einen solchen, zu dessen Herbeiführung ihre Idee, obgleich nur sehr von Weitem, selbst beförderlich werden kann, der also nichts weniger als schwärmerisch ist. Es kömmt nur darauf an, ob die Erfahrung etwas von einem solchen Gange der Naturabsicht entdecke. Ich sage: etwas Weniges; denn dieser Kreislauf scheint so lange Zeit zu erfordern, bis er sich schließt, daß man aus dem kleinen Theil, den die Menschheit in dieser Absicht zurückgelegt hat, nur eben so unsicher die Gestalt ihrer Bahn und das Verhältniß der Theile zum Ganzen bestimmen kann, als aus allen bisherigen Himmelsbeobachtungen den Lauf, den unsere Sonne sammt dem ganzen Heere ihrer Trabanten im großen Fixsternensystem nimmt; obgleich doch, aus dem allgemeinen Grunde der systematischen Verfassung des Weltbaues, und aus dem Wenigen, was man beobachtet hat, zuverlässig genug, um auf die

Wirklichkeit eines solchen Kreislaufes zu schließen. Indessen bringt es die menschliche Natur so mit sich: selbst in Ansehung der allerentferntesten Epoche, die unsere Gattung treffen soll, nicht gleichgültig zu sein, wenn sie nur mit Sicherheit erwartet werden kann. Vornehmlich kann es in unserem Falle um desto weniger geschehen, da es scheint, wir könnten durch unsere eigene vernünftige Veranstaltung diesen für unsere Nachkommen so erfreulichen Zeitpunkt schneller herbeiführen. Um deswillen werden uns selbst die schwachen Spuren der Annäherung desselben sehr wichtig. Jetzt sind die Staaten schon in einem so künstlichen Verhältnisse gegen einander, daß keiner in der inneren Kultur nachlassen kann, ohne gegen die andere an Macht und Einfluß zu verlieren; also ist, wo nicht der Fortschritt, dennoch die Erhaltung dieses Zwecks der Natur, selbst durch die ehrsüchtigen Absichten derselben ziemlich gesichert. Ferner: bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachtheil davon in allen Gewerben, vornehmlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staats im äußeren Verhältnisse, zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmälig weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst beliebige Art, die nur mit der Freiheit Anderer zusammen bestehen kann, zu suchen, so hemmet man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiermit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Thun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmälig, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut, welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vortheil verstehen. Diese Aufklärung aber, und mit ihr auch ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen, und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Obgleich z. B. unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten, und überhaupt zu allem, was das Weltbeste betrifft, vorjetzt kein Geld übrig haben, weil alles auf den künftigen Krieg schon zum Voraus verrechnet ist, so werden sie doch ihren eigenen Vortheil darin finden, die obzwar schwachen und langsamen eigenen Bemühungen ihres Volks in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich wird selbst der Krieg allmälig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch seine Gewerbe so sehr verketteten Welttheil auf alle andere Staaten thut, so merklich, daß sich diese durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten, und so Alles von Weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für itzt nur noch sehr im rohen Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam

schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, an zu regen; und dieses giebt Hoffnung, daß, nach manchen Revolutionen der Umbildung, endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schooß, worin alle ursprüngliche Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zu Stande kommen werde.

Neunter Satz.

Ein philosophischer Versuch, die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele, zu bearbeiten, muß als möglich, und selbst für diese Naturabsicht beförderlich angesehen werden. Es ist zwar ein befremdlicher und, dem Anscheine nach, ungereimter Anschlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehen müßte, wenn er gewissen vernünftigen Zwecken angemessen sein sollte, eine Geschichte abfassen zu wollen; es scheint, in einer solchen Absicht könne nur ein Roman zu Stande kommen. Wenn man indessen annehmen darf, daß die Natur, selbst im Spiele der menschlichen Freiheit, nicht ohne Plan und Endabsicht verfahre, so könnte diese Idee doch wohl brauchbar werden; und, ob wir gleich zu kurzsichtig sind, den geheimen Mechanism ihrer Veranstaltung durchzuschauen, so dürfte diese Idee uns doch zum Leitfaden dienen, ein sonst planloses Aggregat menschlicher Handlungen, wenigstens im Großen, als ein System darzustellen. Denn, wenn man von der griechischen Geschichte — als derjenigen, wodurch uns jede andere ältere oder gleichzeitige aufbehalten worden, wenigstens beglaubigt werden muß *) — anhebt; wenn man derselben Einfluß auf die Bildung und Mißbildung des Staatskörpers des römischen Volks, das den griechischen Staat verschlang, und des letzteren Einfluß auf die Barbaren, die jenen wiederum zerstörten, bis auf unsere Zeit verfolgt, dabei aber die Staatengeschichte anderer Völker, so wie deren Kenntniß durch eben diese aufgeklärten Nationen allmälig zu uns gelangt ist, episodisch hinzuthut: so wird man einen regelmäßigen Gang der Verbesserung der Staatsverfassung in unserem Welttheile (der wahrscheinlicher Weise allen anderen dereinst Gesetze geben wird) entdecken. Indem man ferner

*) Nur ein gelehrtes Publikum, das von seinem Anfange an bis zu uns ununterbrochen fortgedauert hat, kann die alte Geschichte beglaubigen. Ueber dasselbe hinaus ist alles terra incognita, und die Geschichte der Völker, die außer demselben lebten, kann nur von der Zeit angefangen werden, da sie darin eintraten. Dies geschah mit dem jüdischen Volk zur Zeit der Ptolemäer, durch die griechische Bibelübersetzung, ohne welche man ihren isolirten Nachrichten wenig Glauben beimessen würde. Von da (wenn dieser Anfang vorerst gehörig ausgemittelt worden) kann man aufwärts ihren Erzählungen nachgehen. Und so mit allen übrigen Völkern. Das erste Blatt im Thucydides (sagt Hume) ist der einzige Anfang aller wahren Geschichte. (Kant.)

allenthalben nur auf die bürgerliche Verfassung und deren Gesetze, und auf das Staatsverhältniß Acht hat, in sofern beide durch das Gute, welches sie enthielten, eine Zeit lang dazu dienten, Völker (mit ihnen auch Künste und Wissenschaften) empor zu heben und zu verherrlichen, durch das Fehlerhafte aber, das ihnen anhing, sie wiederum zu stürzen, so doch, daß immer ein Keim der Aufklärung übrig blieb, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende noch höhere Stufe der Verbesserung vorbereitete: so wird sich, wie ich glaube, ein Leitfaden entdecken, der nicht bloß zur Erklärung des so verworrenen Spiels menschlicher Dinge, oder zur politischen Wahrsagerkunst künftiger Staatsveränderungen dienen kann (ein Nutzen, den man schon sonst aus der Geschichte der Menschen, wenn man sie gleich als unzusammenhängende Wirkung einer regellosen Freiheit ansah, gezogen hat!); sondern es wird (was man ohne einen Naturplan vorauszusetzen nicht mit Grunde hoffen kann) eine tröstende Aussicht in die Zukunft eröffnet werden, in welcher die Menschengattung in weiter Ferne vorgestellt wird, wie sie sich endlich doch zu dem Zustande empor arbeitet, in welchem alle Keime, die die Natur in sie legte, völlig können entwickelt und ihre Bestimmung hier auf Erden kann erfüllt werden. Eine solche Rechtfertigung der Natur — oder besser der Vorsehung — ist kein unwichtiger Bewegungsgrund, einen besonderen Gesichtspunct der Weltbetrachtung zu wählen. Denn was hilft's, die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung im vernunftlosen Naturreiche zu preisen und der Betrachtung zu empfehlen, wenn der Theil des großen Schauplatzes der obersten Weisheit, der von allem diesem den Zweck enthält, — die Geschichte des menschlichen Geschlechts — ein unaufhörlicher Einwurf dagegen bleiben soll, dessen Anblick uns nöthigt, unsere Augen von ihm mit Unwillen wegzuwenden, und, indem wir verzweifeln, jemals darin eine vollendete vernünftige Absicht anzutreffen, uns dahin bringt, sie nur in einer andern Welt zu hoffen?

Daß ich mit dieser Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen einen Leitfaden a priori hat, die Bearbeitung der eigentlichen bloß empirisch abgefaßten Historie verdrängen wollte, wäre Mißdeutung meiner Absicht; es ist nur ein Gedanke von dem, was ein philosophischer Kopf (der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte) noch aus einem anderen Standpunkte versuchen könnte. Ueberdem muß die sonst rühmliche Umständlichkeit, mit der man jetzt die Geschichte seiner Zeit abfaßt, doch einen jeden natürlicher Weise auf die Bedenklichkeit bringen: wie es unsere späten Nachkommen anfangen werden, die Last von Geschichte, die wir ihnen nach einigen Jahrhunderten hinterlassen möchten, zu fassen. Ohne Zweifel werden sie die der ältesten Zeit, von der ihnen die Urkunden längst erloschen sein dürften, nur aus dem Gesichtspunkte dessen, was sie interessirt, nämlich desjenigen, was Völker und Regierungen in weltbürgerlicher Absicht geleistet oder geschadet haben, schätzen. Hierauf aber Rücksicht zu nehmen, ingleichen auf die Ehrbegierde der Staatsoberhäupter sowohl, als ihrer Diener, um sie auf das einzige Mittel zu richten, das ihr rühmliches

Andenken auf die späteste Zeit bringen kann: das kann noch überdem einen kleinen Bewegungsgrund zum Versuche einer solchen philosophischen Geschichte abgeben.

Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

(Berl. Monatsschr. Dezemb. 1784.)

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Freiheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (naturaliter majorennes), dennoch gerne Zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig, zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außer dem, daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben, und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften; so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern, und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab.

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen, und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen

und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung thun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher giebt es nur Wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit heraus zu wickeln, und dennoch einen sicheren Gang zu thun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich; ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, beinahe unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende, sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens, finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werths und des Berufs jedes Menschen, selbst zu denken, um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie hernach selbst zwingt, darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormünder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegelt worden; so schädlich ist es, Vorurtheile zu pflanzen, weil sie sich zuletzt an denen selbst rächen, die, oder deren Vorgänger, ihre Urheber gewesen sind. Daher kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotism und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben so wohl als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter Allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken *öffentlichen Gebrauch* zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: *räsonnirt nicht!* Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: *räsonnirt*, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; *aber gehorcht!*) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? — Ich antworte: der *öffentliche* Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein; und der allein kann Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der *Privatgebrauch* derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als *Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt* macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten *bürgerlichen Posten*, oder Amte, von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanism nothwendig, vermittelst dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloß passiv verhalten

müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet, oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu räsonniren; sondern man muß gehorchen. Sofern sich aber dieser Theil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet, kann er allerdings räsonniren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Theile als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinem Oberen etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter, über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen zu machen, und diese seinem Publikum zur Beurtheilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Skandal (das allgemeine Widersetzlichkeiten veranlassen könnte) bestraft werden. Eben derselbe handelt demohngeachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er, als Gelehrter, wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Eben so ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeine nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu thun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol, und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens, dem Publikum mitzutheilen. Es ist hierbei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn, was er zu Folge seines Amts, als Geschäftsträger der Kirche, lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat, nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines Andern vorzutragen angestellt ist. Er wird sagen: unsere Kirche lehrt dieses oder jenes; das sind die Beweisgründe, deren sie sich bedient. Er zieht alsdann allen praktischen Nutzen für seine Gemeinde aus Satzungen, die er selbst nicht mit voller Ueberzeugung unterschreiben würde, zu deren Vortrag er sich gleichwohl anheischig machen kann, weil es doch nicht ganz unmöglich ist, daß darin Wahrheit verborgen läge, auf alle Fälle aber wenigstens doch nichts der innern Religion Widersprechendes darin angetroffen wird. Denn glaubte er, das letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen. Der Gebrauch also, den ein angestellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ist bloß ein Privatgebrauch; weil diese immer nur eine häusliche, obzwar noch so große, Versammlung ist; und in Ansehung dessen ist er, als Priester nicht frei, und darf es auch nicht sein, weil er einen fremden Auftrag ausrichtet. Dagegen als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der

Welt, spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauche seiner Vernunft, genießt einer uneingeschränkten Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen, und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.

Aber sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung, oder eine ehrwürdige Klassis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt) berechtigt sein, sich eidlich unter einander auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittelst ihrer über das Volk zu führen, und diese sogar zu verewigen? Ich sage: das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen, und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen. Der Probirstein alles dessen, was über ein Volk als Gesetz beschlossen werden kann, liegt in der Frage: ob ein Volk sich selbst wohl ein solches Gesetz auferlegen könnte? Nun wäre dieses wohl, gleichsam in der Erwartung eines bessern, auf eine bestimmte kurze Zeit möglich, um eine gewisse Ordnung einzuführen; indem man es zugleich jedem der Bürger, vornehmlich dem Geistlichen, frei ließe, in der Qualität eines Gelehrten öffentlich, d. i. durch Schriften, über das Fehlerhafte der dermaligen Einrichtung seine Anmerkungen zu machen, indessen die eingeführte Ordnung noch immer fortdauerte, bis die Einsicht in die Beschaffenheit dieser Sachen öffentlich so weit gekommen und bewährt worden, daß sie durch Vereinigung ihrer Stimmen (wenn gleich nicht aller) einen Vorschlag vor den Thron bringen könnte, um diejenigen Gemeinden in Schutz zu nehmen, die sich etwa nach ihren Begriffen der besseren Einsicht zu einer veränderten Religionseinrichtung geeinigt hätten, ohne doch diejenigen zu hindern, die es beim Alten wollten bewenden lassen. Aber auf eine beharrliche, von Niemandem öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung, auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen, sich zu einigen, und dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten, und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Nachkommenschaft nachtheilig zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht zu thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen

treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe; so kann er seine Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu thun nöthig finden; das geht ihn nichts an, wohl aber zu verhüten, daß Einer den Andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinen Vermögen zu arbeiten. Es thut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierein mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchsten Einsicht thut, wo er sich dem Vorwurfe aussetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch und noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotism einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen.

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon im Stande wären, oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein, daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausganges aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, allmälig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs.

Ein Fürst der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen: daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt, und verdient, von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von Seiten der Regierung, entschlug, und Jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urtheile und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten, frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit, für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbei-

ten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.

Ich habe den Hauptpunkt der Aufklärung, die des Ausganges der Menschen aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, vorzüglich in Religionssachen gesetzt: weil in Ansehung der Künste und Wissenschaften unsere Beherrscher kein Interesse haben, den Vormund über ihre Unterthanen zu spielen; überdies auch jene Unmündigkeit, so wie die schädlichste, also auch die entehrendste unter allen ist. Aber die Denkungsart eines Staatsoberhaupts, der die erstere begünstigt, geht noch weiter, und sieht ein: daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch demjenigen vorging, welchen wir verehren.

Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldisciplinirtes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, — kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsonnirt, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht! So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast Alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volks vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmählig zurück auf die Sinnesart des Volks (wodurch dieses der Freiheit, zu handeln, nach und nach fähiger wird), und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.

Der gute Wille.

(Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1785.)

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vor-

satze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es eben so bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit, und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth und hierdurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth, und hiermit auch das ganze Princip zu handeln, berichtige und allgemeinzweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerlaßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein, auszumachen scheint.

Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber dessen ungeachtet keinen innern unbedingten Werth, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt, und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affecten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Theil vom innern Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen worden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten werden.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt, oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich, gut, und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als Alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zu Stande gebracht werden könnte. Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur, es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, so weit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als Etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen, noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung sein, um ihn im gemeinen Verkehr besser handhaben zu können, oder

die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber, um ihn Kennern zu empfehlen, und seinen Werth zu bestimmen.

Es liegt gleichwohl in dieser Idee von dem absoluten Werthe des bloßen Willens, ohne einigen Nutzen bei Schätzung desselben in Anschlag zu bringen, etwas so Befremdliches, daß, ungeachtet aller Einstimmung selbst der gemeinen Vernunft mit derselben, dennoch ein Verdacht entspringen muß, daß vielleicht blos hochfliegende Phantasterei ingeheim zum Grunde liege, und die Natur in ihrer Absicht, warum sie unserm Willen Vernunft zur Regiererin beigelegt habe, falsch verstanden sein möge. Daher wollen wir diese Idee aus diesem Gesichtspuncte auf die Prüfung stellen.

In den Naturanlagen eines organisirten, d. i. zweckmäßig zum Leben eingerichteten, Wesens nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgend einem Zwecke in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem Wesen, das Vernunft und einen Willen hat, seine Erhaltung, sein Wohlergehen, mit Einem Worte seine Glückseligkeit, der eigentliche Zweck der Natur, so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft des Geschöpfs zur Ausrichterin dieser ihrer Absicht zu ersehen. Denn alle Handlungen, die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Instinct vorgezeichnet, und jener Zweck weit sicherer dadurch haben erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geschehen kann, und, sollte diese ja obenein dem begünstigten Geschöpf ertheilt worden sein, so würde sie ihm nur dazu haben dienen müssen, um über die glückliche Anlage seiner Natur Betrachtungen anzustellen, sie zu bewundern, sich ihrer zu erfreuen und der wohlthätigen Ursache dafür dankbar zu sein; nicht aber, um sein Begehrungsvermögen jener schwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabsicht zu pfuschen; mit Einem Worte, sie würde verhütet haben, daß Vernunft in praktischen Gebrauch ausschlüge, und die Vermessenheit hätte, mit ihren schwachen Einsichten ihr selbst den Entwurf der Glückseligkeit und der Mittel, dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch der Mittel selbst übernommen, und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instincte anvertraut haben.

In der That finden wir auch, daß, je mehr eine cultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgiebt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei Vielen, und zwar den Versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft entspringt, weil sie nach dem Ueberschlage alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen, als an Glückseligkeit gewonnen haben, und darüber endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des

bloßen Naturinstincts näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Thun und Lassen verstattet, eher beneiden, als geringschätzen. Und so weit muß man gestehen, daß das Urtheil derer, die die ruhmredigen Hochpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämisch, oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sei, sondern daß diesen Urtheilen ingeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher, und nicht der Glückseligkeit, die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei, und welcher darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des Menschen größtentheils nachstehen muß.

Denn da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Theil selbst vervielfältigt) sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinct viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl abrr uns Vernunft als praktisches Vermögen, d. i. als ein solches, das Einfluß auf den **Willen** haben soll, dennoch zugetheilt ist; so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen, nicht etwa in anderer Absicht **als Mittel**, sondern **an sich selbst guten Willen** hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nöthig war, wo anders die Natur überall in Austheilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut, und zu allem Uebrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit, die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Cultur der Vernunft, die zur erstern und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben, auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter Nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Vernunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zwecks, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein.

Um aber den Begriff eines an sich selbst hochzuschätzenden und ohne weitere Absicht guten Willens, so wie er schon dem natürlichen gesunden Verstande beiwohnt und nicht sowohl gelehrt als vielmehr nur aufgeklärt zu werden bedarf, diesen Begriff, der in der Schätzung des ganzen Werths unserer Handlungen immer obenan steht und die Bedingung alles Uebrigen ausmacht, zu entwickeln: wollen wir den Begriff der Pflicht vor uns nehmen, der den eines guten Willens, obzwar unter gewissen objectiven Einschränkungen und Hindernissen, enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verstecken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch Abstechung heben und desto heller hervorscheinen lassen.

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen

ist gar nicht einmal die Frage, ob sie aus Pflicht geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen bei Seite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar keine Neigung haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung aus Pflicht oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist, und das Subject noch überdies unmittelbare Neigung zu ihr hat. Z. B. es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen unerfahrnen Käufer nicht übertheure, und, wo viel Verkehr ist, thut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, sondern hält einen festgesetzten allgemeinen Preis für Jedermann, so daß ein Kind eben so gut bei ihm kauft, als jeder Andere. Man wird also ehrlich bedient; allein das ist lange nicht genug, um deswegen zu glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grundsätzen der Ehrlichkeit so verfahren; sein Vortheil erforderte es; daß er aber überdies noch eine unmittelbare Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam aus Liebe Keinem vor dem Andern im Preise den Vorzug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Also war die Handlung weder aus Pflicht, noch aus unmittelbarer Neigung, sondern blos in eigennütziger Absicht geschehen.

Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdies hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung, oder Furcht, sondern aus Pflicht; alsdann hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

Wohlthätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdies giebt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit, oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich ander Zufriedenheit Anderer, so ferne sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe, sondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicherweise auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwerth ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht zu thun. Gesetzt also, das Gemüth jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Theilnehmung an Anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, andern Nothleidenden wohlzuthun, aber fremde

Noth rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus, und thäte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat sie allererst ihren ächten moralischen Werth. Noch mehr: wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigenen mit der besondern Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem Andern auch voraussetzt, oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Product sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höhern Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohlthue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Seine eigene Glückseligkeit sichern, ist Pflicht (wenigstens indirect), denn der Mangel der Zufriedenheit mit seinem Zustande, in einem Gedränge von vielen Sorgen, und mitten unter unbefriedigten Bedürfnissen, könnte leicht eine große Versuchung zu Uebertretung der Pflichten werden. Aber auch ohne hier auf Pflicht zu sehen, haben alle Menschen schon von selbst die mächtigste und innigste Neigung zur Glückseligkeit, weil sich gerade in dieser Idee alle Neigungen zu Einer Summe vereinigen. Nur ist die Vorschrift der Glückseligkeit mehrentheils so beschaffen, daß sie einigen Neigungen großen Abbruch thut, und doch der Mensch sich von der Summe der Befriedigung aller unter dem Namen der Glückseligkeit keinen bestimmten und sichern Begriff machen kann; daher nicht zu verwundern ist, wie eine einzige, in Ansehung dessen, was sie verheißt, und der Zeit, worin ihre Befriedigung erhalten werden kann, bestimmte Neigung eine schwankende Idee überwiegen könne, und der Mensch z. B. ein Podagrist wählen könne, zu genießen, was ihm schmeckt, und zu leiden, was er kann, weil er, nach seinem Ueberschlage, hier wenigstens, sich nicht durch vielleicht grundlose Erwartungen eines Glücks, das in der Gesundheit stecken soll, um den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks gebracht hat. Aber auch in diesem Falle, wenn die allgemeine Neigung zur Glückseligkeit seinen Willen nicht bestimmte, wenn Gesundheit für ihn wenigstens nicht so nothwendig in diesen Ueberschlag gehörte, so bleibt noch hier, wie in allen andern Fällen, ein Gesetz übrig, nämlich seine Glückseligkeit zu befördern, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht, und da hat sein Verhalten allererst den eigentlichen moralischen Werth.

So sind ohne Zweifel auch die Schriftstellen zu verstehen, darin geboten wird, seinen Nächsten, selbst unsern Feind, zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohlthun aus Pflicht selbst, wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widersteht, ist praktische und nicht pathologische Liebe, die im Willen liegt, und

nicht im Hange der Empfindung, in Grundsätzen der Handlung und nicht schmelzender Theilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.

Der zweite Satz ist: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Werth nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern blos von dem Princip des Wollens, nach welchem die Handlung, unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens, geschehen ist. Daß die Absichten, die wir bei Handlungen haben mögen, und ihre Wirkungen, als Zwecke und Triebfedern des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und moralischen Werth ertheilen können, ist aus dem Vorigen klar. Worin kann also dieser Werth liegen, wenn er nicht im Willen, in Beziehung auf deren verhoffte Wirkung, bestehen soll? Er kann nirgend anders liegen, als im Princip des Willens, unangesehen der Zwecke, die durch solche Handlung bewirkt werden können; denn der Wille ist mitten inne zwischen seinem Princip a priori, welches formell ist, und zwischen seiner Triebfeder a posteriori, welche materiell ist, gleichsam auf einem Scheidewege, und, da er doch irgend wodurch muß bestimmt werden, so wird er durch das formelle Princip des Wollens überhaupt bestimmt werden müssen, wenn eine Handlung aus Pflicht geschieht, da ihm alles materielle Princip entzogen worden.

Den dritten Satz, als Folgerung aus beiden vorigen, würde ich so ausdrücken: Pflicht ist die Nothwendigkeit einer Handlung aus Achtung für's Gesetz. Zum Objecte als Wirkung meiner vorhabenden Handlung kann ich zwar Neigung haben, aber niemals Achtung, eben darum, weil sie blos eine Wirkung und nicht Thätigkeit eines Willens ist. Eben so kann ich für Neigung überhaupt, sie mag nun meine oder die eines Andern sein, nicht Achtung haben, ich kann sie höchstens im ersten Falle billigen, im zweiten bisweilen selbst lieben, d. i. sie als meinem eigenen Vortheile günstig ansehen. Nur das, was blos als Grund, niemals aber als Wirkung mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner Neigung dient, sondern sie überwiegt, wenigstens diese von deren Ueberschlage bei der Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße Gesetz für sich, kann ein Gegenstand der Achtung und hiermit ein Gebot sein. Nun soll eine Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung, und mit ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, also bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen könne, als, objectiv, das Gesetz, und subjectiv, reine Achtung für dieses praktische Gesetz, mithin die Maxime *), einem solchen Gesetze, selbst mit Abbruch aller meiner Neigungen, Folge zu leisten.

Es liegt also der moralische Werth der Handlung nicht in der Wirkung, die daraus erwartet wird, also auch nicht in irgend einem Princip der Handlung,

*) Maxime ist das subjective Princip des Wollens; das objective Princip (d. i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjectiv zum praktischen Princip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesetz.

welches seinen Bewegungsgrund von dieser erwarteten Wirkung zu entlehnen bedarf. Denn alle diese Wirkungen, (Annehmlichkeit seines Zustandes, ja gar Beförderung fremder Glückseligkeit) konnten auch durch andere Ursachen zu Stande gebracht werden, und es brauchte also dazu nicht des Willens eines vernünftigen Wesens; worin gleichwohl das höchste und unbedingte Gute allein angetroffen werden kann. Es kann daher nichts anderes als die Vorstellung des Gesetzes an sich selbst, die freilich nur im vernünftigen Wesen stattfindet, so ferne sie, nicht aber die verhoffte Wirkung, der Bestimmungsgrund des Willens ist, das so vorzügliche Gute, welches wir sittlich nennen, ausmachen, welches in der Person selbst schon gegenwärtig ist, die danach handelt, nicht aber allererst aus der Wirkung erwartet werden darf *).

Was kann das aber wohl für ein Gesetz sein, dessen Vorstellung, auch ohne auf die daraus erwartete Wirkung Rücksicht zu nehmen, den Willen bestimmen muß, damit dieser schlechterdings und ohne Einschränkung gut heißen könne? Da ich den Willen aller Antriebe beraubt habe, die ihm aus der Befolgung irgend eines Gesetzes entspringen könnten, so bleibt nichts als die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Handlungen überhaupt übrig, welche allein dem Willen zum Princip dienen soll, d. i. ich soll niemals anders verfahren, als so, daß ich auch wollen könne, meine Maxime solle ein allgemeines Gesetz werden. Hier ist nun die bloße Gesetzmäßigkeit überhaupt (ohne irgend ein

*) Man könnte mir vorwerfen, als suchte ich hinter dem Worte Achtung nur Zuflucht in einem dunklen Gefühle, anstatt durch einen Begriff der Vernunft in der Frage deutliche Auskunft zu geben. Allein wenn Achtung gleich ein Gefühl ist, so ist es doch kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl und daher von allen Gefühlen der ersteren Art, die sich auf Neigung oder Furcht bringen lassen, specifisch unterschieden. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung, welche blos das Bewußtsein der Unterordnung meines Willens unter einem Gesetze, ohne Vermittelung anderer Einflüsse auf meinen Sinn, bedeutet. Die unmittelbare Bestimmung des Willens durch's Gesetz und das Bewußtsein derselben heißt Achtung, so daß diese als Wirkung des Gesetzes auf's Subject und nicht als Ursache desselben angesehen wird. Eigentlich ist Achtung die Vorstellung von einem Werthe, der meiner Selbstliebe Abbruch thut. Also ist es Etwas, das weder als Gegenstand der Neigung, noch der Furcht, betrachtet wird, obgleich es mit beiden zugleich etwas Analogisches hat. Der Gegenstand der Achtung ist also lediglich das Gesetz, und zwar dasjenige, das wir uns selbst und doch als an sich nothwendig auferlegen. Als Gesetz sind wir ihm unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als uns von selbst auferlegt, ist es doch eine Folge unseres Willens, und hat in der ersten Rücksicht Analogie mit Furcht, in der zweiten mit Neigung. Alle Achtung für eine Person ist eigentlich nur Achtung für's Gesetz (der Rechtschaffenheit rc.), wovon jene uns das Beispiel giebt. Weil wir Erweiterung unserer Talente auch als Pflicht ansehen, so stellen wir uns an einer Person von Talenten auch gleichsam das Beispiel eines Gesetzes vor (ihr durch Uebung hierin ähnlich zu werden), und das macht unsere Achtung aus. Alles moralische sogenannte Interesse besteht lediglich in der Achtung für's Gesetz.

auf gewisse Handlungen bestimmtes Gesetz zum Grunde zu legen) das, was dem Willen zum Princip dient, und ihm auch dazu dienen muß, wenn Pflicht nicht überall ein leerer Wahn und chimärischer Begriff sein soll; hiermit stimmt die gemeine Menschenvernunft in ihrer praktischen Beurtheilung auch vollkommen überein, und hat das gedachte Princip jederzeit vor Augen.

Die Frage sei z. B., darf ich, wenn ich im Gedränge bin, nicht ein Versprechen thun, in der Absicht, es nicht zu halten? Ich mache hier leicht den Unterschied, den die Bedeutung der Frage haben kann, ob es klüglich, oder ob es pflichtmäßig sei, ein falsches Versprechen zu thun. Das Erstere kann ohne Zweifel öfters stattfinden. Zwar sehe ich wohl, daß es nicht genug sei, mich vermittelst dieser Ausflucht aus einer gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, sondern wohl überlegt werden müsse, ob mir aus dieser Lüge nicht hinterher viel größere Ungelegenheit entspringen könne, als die ist, von der ich mich jetzt befreie, und, da die Folgen bei aller meiner vermeinten Schlauigkeit nicht so leicht vorauszusehen sind, daß nicht ein einmal verlornes Zutrauen mir weit nachtheiliger werden könnte, als alles Uebel, das ich jetzt zu vermeiden gedenke, ob es nicht klüglicher gehandelt sei, hierbei nach einer allgemeinen Maxime zu verfahren, und es sich zur Gewohnheit zu machen, nichts zu versprechen, als in der Absicht, es zu halten. Allein es leuchtet mir hier bald ein, daß eine solche Maxime doch immer nur die besorglichen Folgen zum Grunde habe. Nun ist es doch etwas ganz anderes, aus Pflicht wahrhaft zu sein, als aus Besorgniß der nachtheiligen Folgen; indem im ersten Falle der Begriff der Handlung an sich selbst schon ein Gesetz für mich enthält, im zweiten ich mich allererst anderwärtsher umsehen muß, welche Wirkungen für mich wohl damit verbunden sein möchten. Denn wenn ich von dem Princip der Pflicht abweiche, so ist es ganz gewiß böse; werde ich aber meiner Maxime der Klugheit abtrünnig, so kann das mir doch manchmal sehr vortheilhaft sein, wiewohl es freilich sicherer ist, bei ihr zu bleiben. Um indessen mich in Ansehung der Beantwortung dieser Aufgabe, ob ein lügenhaftes Versprechen pflichtmäßig sei, auf die allerkürzeste und doch untrügliche Art zu belehren, so frage ich mich selbst: würde ich wohl damit zufrieden sein, daß meine Maxime (mich durch ein unwahres Versprechen aus Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines Gesetz (sowohl für mich als Andere) gelten soll, und würde ich wohl zu mir sagen können: es mag Jedermann ein unwahres Versprechen thun, wenn er sich in Verlegenheit befindet, daraus er sich auf andere Art nicht ziehen kann? So werde ich bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein allgemeines Gesetz zu lügen gar nicht wollen könne; denn nach einem solchen würde es eigentlich gar kein Versprechen geben, weil es vergeblich wäre, meinen Willen in Ansehung meiner künftigen Handlungen Andern vorzugeben, die diesem Vorgeben doch nicht glauben, oder, wenn sie es übereilter Weise thäten, mich doch mit gleicher Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime, sobald sie zum allgemeinen Gesetze gemacht würde, sich selbst zerstören müsse.

Was ich also zu thun habe, damit mein Wollen sittlich gut sei, dazu

brauche ich gar keine weit ausholende Scharfsinnigkeit. Unerfahren in Ansehung des Weltlaufs, unfähig, auf alle sich ereignenden Vorfälle desselben gefaßt zu sein, frage ich mich nur, kannst Du auch wollen, daß Deine Maxime ein allgemeines Gesetz werde? wo nicht, so ist sie verwerflich, und das zwar nicht um eines Dir, oder auch Anderen, daraus bevorstehenden Nachtheils willen, sondern weil sie nicht als Princip in eine mögliche allgemeine Gesetzgebung passen kann, für diese aber zwingt mir die Vernunft unmittelbare Achtung ab, von der ich zwar jetzt noch nicht einsehe, worauf sie sich gründe (welches der Philosoph untersuchen mag), wenigstens aber doch so viel verstehe, daß es eine Schätzung des Werthes sei, welcher allen Werth dessen, was durch Neigung angepriesen wird, weit überwiegt, und daß die Nothwendigkeit meiner Handlungen aus reiner Achtung für's praktische Gesetz dasjenige sei, was die Pflicht ausmacht, der jeder andere Bewegungsgrund weichen muß, weil sie die Bedingung eines an sich guten Willens ist, dessen Werth über Alles geht.

Die Freiheit des Willens.

(Kritik der praktischen Vernunft. 1788.)

Der Begriff der Causalität, als Naturnothwendigkeit, zum Unterschiede derselben, als Freiheit betrifft nur die Existenz der Dinge, so ferne sie in der Zeit bestimmbar ist, folglich als Erscheinungen, im Gegensatze ihrer Causalität, als Dinge an sich selbst. Nimmt man nun die Bestimmungen der Existenz der Dinge in der Zeit für Bestimmungen der Dinge an sich selbst (welches die gewöhnlichste Vorstellungsart ist), so läßt sich die Nothwendigkeit im Causalverhältnisse mit der Freiheit auf keinerlei Weise vereinigen, sondern sie sind einander contradictorisch entgegengesetzt. Denn aus der ersteren folgt, daß eine jede Begebenheit, folglich auch jede Handlung, die in einem Zeitpuncte vorgeht, unter der Bedingung dessen, was in der vorhergehenden Zeit war, nothwendig sei. Da nun die vergangene Zeit nicht mehr in meiner Gewalt ist, so muß jede Handlung, die ich ausübe, durch bestimmende Gründe, die nicht in meiner Gewalt sind, nothwendig sein, d. i. ich bin in dem Zeitpuncte, darin ich handle, niemals frei. Ja, wenn ich gleich mein ganzes Dasein als unabhängig von irgend einer fremden Ursache (etwa von Gott) annähme, so daß die Bestimmungsgründe meiner Causalität, sogar meiner ganzen Existenz, gar nicht außer mir wären, so würde dieses jene Naturnothwendigkeit doch nicht im Mindesten in Freiheit verwandeln. Denn in jedem Zeitpuncte stehe ich doch immer unter der Nothwendigkeit, durch das zum Handeln bestimmt zu sein, was nicht in meiner Gewalt ist, und die a parte priori unendliche Reihe der Begeben-

heiten, die ich immer nur, nach einer schon vorherbestimmten Ordnung, fortsetzen, nirgend von selbst anfangen würde, wäre eine stätige Naturkette, meine Causalität also niemals Freiheit.

Will man also einem Wesen, dessen Dasein in der Zeit bestimmt ist, Freiheit beilegen, so kann man es, so ferne wenigstens, vom Gesetze der Naturnothwendigkeit aller Begebenheiten in seiner Existenz, mithin auch seiner Handlungen, nicht ausnehmen; denn das wäre so viel, als es dem blinden Ungefähr übergeben. Da dieses Gesetz aber unvermeidlich alle Causalität der Dinge, so ferne ihr *Dasein in der Zeit* bestimmbar ist, betrifft, so würde, wenn dieses die Art wäre, wonach man sich auch das *Dasein dieser Dinge an sich selbst* vorzustellen hätte, die Freiheit, als ein nichtiger und unmöglicher Begriff, verworfen werden müssen. Folglich, wenn man sie noch retten will, so bleibt kein Weg übrig, als das Dasein eines Dinges, so ferne es in der Zeit bestimmbar ist, folglich auch die Causalität nach dem Gesetze der *Naturnothwendigkeit*, blos *der Erscheinung*, die *Freiheit* aber eben *demselben Wesen*, als *Dinge an sich selbst*, beizulegen. So ist es allerdings unvermeidlich, wenn man beide einander widerwärtige Begriffe zugleich erhalten will; allein in der Anwendung, wenn man sie als in einer und derselben Handlung vereinigt, und also diese Vereinigung selbst erklären will, thun sich doch große Schwierigkeiten hervor, die eine solche Vereinigung unthunlich zu machen scheinen.

Wenn ich von einem Menschen, der einen Diebstahl verübt, sage, diese That sei nach dem Naturgesetze der Causalität aus den Bestimmungsgründen der vorhergehenden Zeit ein nothwendiger Erfolg, so war es unmöglich, daß sie hat unterbleiben können; wie kann denn die Beurtheilung nach dem moralischen Gesetze hierin eine Aenderung machen, und voraussetzen, daß sie doch habe unterlassen werden können, weil das Gesetz sagt, sie hätte unterlassen werden sollen, d. i. wie kann derjenige, in demselben Zeitpuncte in Absicht auf dieselbe Handlung, ganz frei heißen, in welchem, und in derselben Absicht, er doch unter einer unvermeidlichen Naturnothwendigkeit steht? Eine Ausflucht darin suchen, daß man blos die *Art* der Bestimmungsgründe seiner Causalität nach dem Naturgesetze einem *comparativen* Begriffe von Freiheit anpaßt (nach welchem das bisweilen freie Wirkung heißt, davon der bestimmende Naturgrund *innerlich* im wirkenden Wesen liegt, z. B. das, was ein geworfener Körper verrichtet, wenn er in freier Bewegung ist, da man das Wort Freiheit braucht, weil er, während, daß er im Fluge ist, nicht von Außen wodurch getrieben wird; oder wie wir die Bewegung einer Uhr auch eine freie Bewegung nennen, weil sie ihren Zeiger selbst treibt, der also nicht äußerlich geschoben werden darf; eben so die Handlungen des Menschen, ob sie gleich, durch ihre Bestimmungsgründe, die in der Zeit vorhergehen, nothwendig sind, dennoch frei nennen, weil es doch innere, durch unsere eigenen Kräfte hervorgebrachte Vorstellungen, dadurch nach veranlassenden Umständen erzeugte Begierden und mithin nach unserem eigenen Belieben bewirkte Handlungen sind), ist ein elender Behelf, womit sich noch immer Einige hinhalten lassen, und so jenes schwere Problem mit einer kleinen

Wortklauberei aufgelöst zu haben meinen, an dessen Auflösung Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben, die daher wohl schwerlich so ganz auf der Oberfläche gefunden werden dürfte. Es kommt nämlich bei der Frage nach derjenigen Freiheit, die allen moralischen Gesetzen und der ihnen gemäßen Zurechnung zum Grunde gelegt werden muß, darauf gar nicht an, ob die nach einem Naturgesetze bestimmte Causalität, durch Bestimmungsgründe, die im Subjecte, oder außer ihm liegen, und im ersteren Fall, ob sie durch Instinct oder mit Vernunft gedachte Bestimmungsgründe nothwendig sei, wenn diese bestimmenden Vorstellungen nach dem Geständnisse eben dieser Männer selbst, den Grund ihrer Existenz doch in der Zeit und zwar dem vorigen Zustande haben, dieser aber wieder in einem vorhergehenden 2c., so mögen sie, diese Bestimmungen, immer innerlich sein, sie mögen psychologische und nicht mechanische Causalität haben, d. i. durch Vorstellungen, und nicht durch körperliche Bewegung, Handlung hervorbringen, so sind es immer Bestimmungsgründe der Causalität eines Wesens, so ferne sein Dasein in der Zeit bestimmbar ist, mithin unter nothwendig machenden Bedingungen der vergangenen Zeit, die also, wenn das Subject handeln soll, nicht mehr in seiner Gewalt sind, die also zwar psychologische Freiheit (wenn man ja dieses Wort von einer blos inneren Verkettung der Vorstellungen der Seele brauchen will), aber doch Naturnothwendigkeit bei sich führen, mithin keine transscendentale Freiheit übrig lassen, welche als Unabhängigkeit von allem Empirischen und also von der Natur überhaupt gedacht werden muß, sie mag nun Gegenstand des inneren Sinnes, blos in der Zeit, oder auch äußeren Sinnes, im Raume und der Zeit zugleich betrachtet werden, ohne welche Freiheit (in der letzteren eigentlichen Bedeutung), die allein a priori praktisch ist, kein moralisches Gesetz, keine Zurechnung nach demselben, möglich ist. Eben um deswillen kann man auch alle Nothwendigkeit der Begebenheiten in der Zeit nach dem Naturgesetze der Causalität, den Mechanismus der Natur nennen, ob man gleich darunter nicht versteht, daß Dinge, die ihm unterworfen sind, wirkliche materielle Maschinen sein müßten. Hier wird nur auf die Nothwendigkeit der Verknüpfung der Begebenheiten in einer Zeitreihe, so wie sie sich nach dem Naturgesetze entwickelt, gesehen, man mag nun das Subject, in welchem dieser Ablauf geschieht, Automaton materiale, da das Maschinenwesen durch Materie, oder mit Leibnitz spirituale, da es durch Vorstellungen betrieben wird, nennen, und wenn die Freiheit unseres Willens keine andere als die letztere (etwa die psychologische und comparative, nicht transscendentale, d. i. absolute zugleich) wäre, so würde sie im Grunde nichts besser, als die Freiheit eines Bratenwenders sein, der auch, wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen verrichtet.

Um nun den scheinbaren Widerspruch zwischen Naturmechanismus und Freiheit in ein und derselben Handlung an dem vorgelegten Falle aufzuheben, muß man sich an das erinnern, was in der Kritik der reinen Vernunft gesagt war, oder daraus folgt, daß die Naturnothwendigkeit, welche mit der Freiheit des Subjects nicht zusammen bestehen kann, blos den Bestimmungen desjenigen

Dinges anhängt, das unter Zeitbedingungen steht, folglich nur dem des handelnden Subjects als Erscheinung, daß also so ferne die Bestimmungsgründe einer jeden Handlung desselben in demjenigen liegen, was zur vergangenen Zeit gehört, und nicht mehr in seiner Gewalt ist (wozu auch seine schon begangenen Thaten, und der ihm dadurch bestimmbare Charakter in seinen eigenen Augen, als Phänomens, gezählt werden müssen). Aber ebendasselbe Subject, das sich anderseits auch seiner, als Dinges an sich selbst, bewußt ist, betrachtet auch sein Dasein, so ferne es nicht unter Zeitbedingungen steht, sich selbst aber nur als bestimmbar durch Gesetze, die es sich durch Vernunft selbst giebt, und in diesem seinem Dasein ist ihm nichts vorhergehend vor seiner Willensbestimmung, sondern jede Handlung, und überhaupt jede dem innern Sinne gemäß wechselnde Bestimmung seines Daseins, selbst die ganze Reihenfolge seiner Existenz, als Sinnenwesen, ist im Bewußtsein seiner intelligiblen Existenz nichts als Folge, niemals aber als Bestimmungsgrund seiner Causalität, als Noumens, anzusehen. In diesem Betracht nun kann das vernünftige Wesen, von einer jeden gesetzwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich, als Erscheinung, in dem Vergangenen hinreichend bestimmt, und so ferne unausbleiblich nothwendig ist, mit Recht sagen, daß es sie hätte unterlassen können; denn sie, mit allem Vergangenen, das sie bestimmt, gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den es sich selbst verschafft, und nach welchem es sich als einer vor aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Causalität jener Erscheinungen selbst zurechnet.

Hiermit stimmen auch die Richteraussprüche desjenigen wundersamen Vermögens in uns, welches wir Gewissen nennen, vollkommen überein. Ein Mensch mag künsteln, soviel als er will, um ein gesetzwidriges Betragen, dessen er sich erinnert, sich als unvorsätzliches Versehen, als bloße Unbehutsamkeit, die man niemals gänzlich vermeiden kann, folglich als etwas, worin er vom Strom der Naturnothwendigkeit fortgerissen wäre, vorzumalen und sich darüber für schuldfrei zu erklären, so findet er doch, daß der Advocat, der zu seinem Vortheil spricht, den Ankläger in ihm keinesweges zum Verstummen bringen könne, wenn er sich bewußt ist, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bei Sinnen, d. i. im Gebrauche seiner Freiheit war, und gleichwohl erklärt er sich sein Vergehen, aus gewisser übler, durch allmälige Vernachlässigung der Achtsamkeit auf sich selbst zugezogener Gewohnheit, bis auf den Grad, daß er es als eine natürliche Folge derselben ansehen kann, ohne daß dieses ihn gleichwohl wider den Selbsttadel und den Verweis sichern kann, den er sich selbst macht. Darauf gründet sich denn auch die Reue über eine längst begangene That bei jeder Erinnerung derselben; eine schmerzhafte, durch moralische Gesinnung gewirkte Empfindung, die so ferne praktisch leer ist, als sie nicht dazu dienen kann, das Geschehene ungeschehen zu machen, und sogar ungereimt sein würde (wie Priestley, als ein ächter, consequent verfahrender Fatalist, sie auch dafür erklärt, und in Ansehung welcher Offenherzigkeit er mehr Beifall verdient, als diejenigen, welche, indem sie den Mechanism des Willens in der That, die Frei-

heit desselben aber mit Worten behaupten, noch immer dafür gehalten sein wollen, daß sie jene, ohne doch die Möglichkeit einer solchen Zurechnung begreiflich zu machen, in ihrem synkretistischen System mit einschließen), aber, als Schmerz, doch ganz rechtmäßig ist, weil die Vernunft, wenn es auf das Gesetz unserer intelligiblen Existenz (das moralische) ankommt, keinen Zeitunterschied anerkennt, und nur fragt, ob die Begebenheit mir als That angehöre, alsdann aber immer dieselbe Empfindung damit moralisch verknüpft, sie mag jetzt geschehen, oder vorlängst geschehen sein. Denn das **Sinnenleben** hat in Ansehung des **intelligiblen** Bewußtseins seines Daseins (der Freiheit) absolute Einheit eines Phänomens, welches, so ferne es blos Erscheinungen von der Gesinnung, die das moralische Gesetz angeht (von dem Charakter), enthält, nicht nach der Naturnothwendigkeit, die ihm als Erscheinung zukommt, sondern nach der absoluten Spontaneität der Freiheit beurtheilt werden muß. Man kann also einräumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkende äußere Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsterniß, ausrechnen könnte, und dennoch dabei behaupten, daß der Mensch frei sei. Wenn wir nämlich noch eines andern Blicks (der uns aber freilich gar nicht verliehen ist, sondern an dessen Statt wir nur den Vernunftbegriff haben), nämlich einer intellectuellen Anschauung desselben Subjects fähig wären, so würden wir doch inne werden, daß diese ganze Kette von Erscheinungen in Ansehung dessen, was nur immer das moralische Gesetz angehen kann, von der Spontaneität des Subjects, als Dinges an sich selbst, abhängt, von deren Bestimmung sich gar keine physische Erklärung geben läßt. In Ermangelung dieser Anschauung versichert uns das moralische Gesetz diesen Unterschied der Beziehung unserer Handlungen, als Erscheinungen auf das Sinnenwesen unseres Subjects, von derjenigen, dadurch dieses Sinnenwesen selbst auf das intelligibele Substrat in uns bezogen wird. — In dieser Rücksicht, die unserer Vernunft natürlich, obgleich unerklärlich ist, lassen sich auch Beurtheilungen rechtfertigen, die mit aller Gewissenhaftigkeit gefällt, dennoch dem ersten Anscheine nach aller Billigkeit ganz zu widerstreiten scheinen. Es giebt Fälle, wo Menschen von Kindheit auf, selbst unter einer Erziehung, die, mit der ihrigen zugleich, Andern ersprießlich war, dennoch so frühe Bosheit zeigen, und so bis in ihre Mannesjahre zu steigen fortfahren, daß man sie für geborne Bösewichter, und gänzlich, was die Denkungsart betrifft, für unbesserlich hält, gleichwohl aber sie wegen ihres Thuns und Lassens eben so richtet, ihnen ihre Verbrechen eben so als Schuld verweist, ja sie (die Kinder) selbst diese Verweise so ganz gegründet finden, als ob sie, ungeachtet der ihnen beigemessenen hoffnungslosen Naturbeschaffenheit ihres Gemüths, eben so verantwortlich blieben, als jeder andere Mensch. Dieses würde nicht geschehen können, wenn wir nicht voraussetzten, daß Alles, was aus seiner Willkühr entspringt (wie ohne Zweifel jede vorsätzlich verübte Handlung), eine freie

Causalität zum Grunde habe, welche von der frühen Jugend an ihren Charakter in ihren Erscheinungen (den Handlungen) ausdrückt, die wegen der Gleichförmigkeit des Verhaltens einen Naturzusammenhang kenntlich machen, der aber nicht die arge Beschaffenheit des Willens nothwendig macht, sondern vielmehr die Folge der freiwillig angenommenen bösen und unwandelbaren Grundsätze ist, welche ihn nur noch um desto verwerflicher und strafwürdiger machen.

Vergleichung des ästhetischen Werths der schönen Künste untereinander.

(Kritik der Urtheilskraft. 1790.)

Unter allen behauptet die Dichtkunst (die fast gänzlich dem Genie ihren Ursprung verdankt und am wenigsten durch Vorschrift, oder durch Beispiele geleitet sein will) den obersten Rang. Sie erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegrenzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen, diejenigen darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist und sich also ästhetisch zu Ideen erhebt. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von selbst, weder für den Sinn, noch den Verstand, in der Erfahrung darbietet und sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen. Sie spielt mit dem Schein, den sie nach Belieben bewirkt, ohne doch dadurch zu betrügen; denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäft zweckmäßig gebraucht werden kann. — Die Beredtsamkeit, so ferne darunter die Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen (als ars oratoria) und nicht bloße Wohlredenheit (Eloquenz und Styl) verstanden wird, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur so viel entlehnt, als nöthig ist, die Gemüther vor der Beurtheilung für den Redner zu seinem Vortheil zu gewinnen und dieser die Freiheit zu benehmen, kann also weder für die Gerichtsschranken, noch für die Canzeln angerathen werden. Denn wenn es um bürgerliche Gesetze, um das Recht einzelner Personen und um dauerhafte Belehrung und Bestimmung der Gemüther zur richtigen Kenntniß und gewissenhaften Beobachtung ihrer Pflicht, zu thun ist, so ist es unter der Würde eines so wichtigen Geschäfts, auch nur eine Spur von Ueppigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, noch mehr aber von der Kunst zu überreden und zu seinem Vortheil einzunehmen, blicken zu lassen, welche, wenn sie gleich bisweilen zu an

sich rechtmäßigen und lobenswürdigen Absichten angewandt werden kann, doch dadurch verwerflich wird, daß auf diese Art die Maximen und Gesinnungen subjectiv verderbt werden, wenn gleich die That objectiv gesetzmäßig ist, indem es nicht genug ist, das, was Recht ist, zu thun, sondern dieses auch aus dem Grunde, weil es allein Recht ist, auszuüben. Auch hat der bloße deutliche Begriff dieser Arten von menschlicher Angelegenheit, mit einer lebhaften Darstellung in Beispielen verbunden und ohne Verstoß wider die Regeln des Wohllauts der Sprache, oder der Wohlanständigkeit des Ausdrucks, für Ideen der Vernunft (die zusammen die Wohlredenheit ausmachen) schon für sich hinreichenden Einfluß auf menschliche Gemüther, ohne daß es nöthig wäre, noch die Maschinen der Ueberredung hierbei anzulegen, welche, da sie eben sowohl auch zur Beschönigung oder Verdeckung des Lasters und Irrthums gebraucht werden können, den geheimen Verdacht wegen einer künstlichen Ueberlistung nicht ganz vertilgen können. In der Dichtkunst geht alles ehrlich und aufrichtig zu. Sie erklärt sich: ein bloßes unterhaltendes Spiel mit der Einbildungskraft und zwar der Form nach, einstimmig mit Verstandesgesetzen treiben zu wollen, und verlangt nicht, den Verstand durch sinnliche Darstellung zu überschleichen und zu verstricken.*)

Nach der Dichtkunst würde ich, wenn es um den Reiz und Bewegung des Gemüths zu thun ist, diejenige, welche ihr unter den redenden am nächsten kommt und sich damit auch sehr natürlich vereinigen läßt, nämlich die Tonkunst setzen. Denn ob sie zwar durch lauter Empfindungen ohne Begriffe spricht, mithin nicht, wie die Poesie, etwas zum Nachdenken übrig bleiben läßt, so bewegt sie doch das Gemüth mannigfaltiger und, obgleich blos vorübergehend, doch inniglicher, ist aber freilich mehr Genuß als Cultur (das Gedankenspiel, das nebenbei dadurch erregt wird, ist blos die Wirkung einer gleichsam mechanischen Association) und hat, durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth, als jede andere der schönen Künste. Daher verlangt sie, wie jeder Genuß, öftern Wechsel und

*) Ich muß gestehen, daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks-, oder jetzigen Parlaments- oder Canzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, die die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, welches im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. Beredtheit und Wohlredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst (ars oratoria) ist, als Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut sein, als sie wollen), gar keiner Achtung würdig. Auch erhob sie sich nur sowohl in Athen, als in Rom, zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkungsart erloschen war. Wer bei klarer Einsicht in Sachen die Sprache nach ihrem Reichthum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und bei einer fruchtbaren zur Darstellung seiner Ideen tüchtigen Einbildungskraft lebhaften Herzensantheil am wahren Guten nimmt, ist der vir bonus dicendi peritus, der Redner ohne Kunst, aber voll Nachdruck, wie ihn Cicero haben will, ohne doch diesem Ideal selbst immer treu geblieben zu sein.

hält die mehrmalige Wiederholung nicht aus, ohne Ueberdruß zu erzeugen. Der Reiz derselben, der sich so allgemein mittheilen läßt, scheint darauf zu beruhen, daß jeder Ausdruck der Sprache immer im Zusammenhange einen Ton hat, der dem Sinne desselben angemessen ist; daß dieser Ton mehr oder weniger einen Affect des Sprechenden bezeichnet und gegenseitig auch im Hörenden hervorbringt, der dann in diesem umgekehrt auch die Idee erregt, die in der Sprache mit solchem Tone ausgedrückt wird, und daß, so wie die Modulation gleichsam eine allgemeine, jedem Menschen verständliche Sprache der Empfindungen ist, die Tonkunst diese für sich allein in ihrem ganzen Nachdrucke, nämlich als Sprache der Affecten ausübe, und so, nach dem Gesetze der Association, die damit natürlicher Weise verbundenen ästhetischen Ideen allgemein mittheile; daß aber, weil jene ästhetischen Ideen keine Begriffe und bestimmten Gedanken sind, die Form der Zusammensetzung dieser Empfindungen (Harmonie und Melodie) nur, statt der Form einer Sprache, dazu diene, vermittelst einer proportionirten Stimmung derselben (welche, weil sie bei Tönen auf dem Verhältniß der Zahl der Luftbebungen in derselben Zeit, so ferne die Töne zugleich oder auch nach einander verbunden werden, beruht, mathematisch unter gewisse Regein gebracht werden kann) die ästhetische Idee eines zusammenhangenden Ganzen einer unnennbaren Gedankenfülle einem gewissen Thema gemäß, welches den in dem Stücke herrschenden Affect ausmacht, auszudrücken. An dieser mathematischen Form, obgleich nicht durch bestimmte Begriffe vorgestellt, hängt allein das Wohlgefallen, welches die bloße Reflexion über eine solche Menge einander begleitenden oder folgenden Empfindungen mit diesem Spiele derselben als für Jedermann gültige Bedingung seiner Schönheit verknüpft, und sie ist es allein, nach welcher der Geschmack sich ein Recht über das Urtheil von Jedermann zum Voraus auszusprechen anmaßen darf.

Aber an dem Reize und der Gemüthsbewegung, welche die Musik hervorbringt, hat die Mathematik sicherlich nicht den mindesten Antheil, sondern sie ist nur die unumgängliche Bedingung (conditio sine qua non) derjenigen Proportion der Eindrücke, in ihrer Verbindung sowohl, als ihrem Wechsel, dadurch es möglich wird, sie zusammenzufassen und zu verhindern, daß diese einander nicht zerstören, sondern zu einer continuirlichen Bewegung und Belebung des Gemüths durch damit consonirende Affecten und hiermit zu einem behaglichen Selbstgenusse zusammenstimmen.

Wenn man dagegen den Werth der schönen Künste nach der Cultur schätzt, die sie dem Gemüth verschaffen, und die Erweiternng der Vermögen, welche in der Urtheilskraft zum Erkenntnisse zusammenkommen müssen, zum Maßstabe nimmt, so hat Musik unter den schönen Künsten so ferne den untersten (so wie unter denen, die zugleich nach ihrer Annehmlichkeit geschätzt werden, vielleicht den obersten) Platz, weil sie blos mit Empfindungen spielt. Die bildenden Künste gehen ihr also in diesem Betracht weit vor, denn indem sie die Einbildungskraft in ein freies und doch zugleich dem Verstande angemessenes Spiel versetzen, so treiben sie zugleich ein Geschäft, indem sie ein Product zu Stande bringen,

welches den Verstandesbegriffen zu einem dauerhaften und für sich selbst sich empfehlenden Vehikel dient, die Vereinigung derselben mit der Sinnlichkeit und so gleichsam die Urbanität der obern Erkenntnißkräfte zu befördern. Beiderlei Art Künste nehmen einen ganz verschiedenen Gang: die erstere von Empfindungen zu unbestimmten Ideen, die zweite Art aber von bestimmten Ideen zu Empfindungen. Die letzteren sind von bleibendem, die ersteren nur von transitorischem Eindrucke. Die Einbildungskraft kann jene zurückrufen und sich damit angenehm unterhalten, diese aber erlöschen entweder gänzlich, oder wenn sie unwillkührlich von der Einbildungskraft wiederholt werden, sind sie uns eher lästig als angenehm. — Unter den bildenden Künsten würde ich der Malerei den Vorzug geben, theils weil sie, als Zeichnungskunst, allen übrigen bildenden zum Grunde liegt, theils weil sie weit mehr in die Region der Ideen eindringen und auch das Feld der Anschauung diesen gemäß mehr erweitern kann, als es den übrigen verstattet ist.

Anmerkung.

Zwischen dem, was blos in der Beurtheilung gefällt, und dem, was vergnügt (in der Empfindung gefällt), ist, wie wir oft gezeigt haben, ein wesentlicher Unterschied. Das Letztere ist Etwas, welches man nicht so, wie das Erstere, Jedermann ansinnen kann. Vergnügen (die Ursache desselben mag immerhin auch in Ideen liegen) scheint jederzeit in einem Gefühl der Beförderung des gesammten Lebens des Menschen, mithin auch des körperlichen Wohlbefindens, d. i. der Gesundheit, zu bestehen, so daß Epikur, der alles Vergnügen im Grunde für körperliche Empfindung ausgab, so ferne vielleicht nicht Unrecht haben mag und sich nur selbst mißverstand, wenn er das intellectuelle und selbst praktische Wohlgefallen zu den Vergnügen zählte. Wenn man den letztern Unterschied vor Augen hat, so kann man sich erklären, wie ein Vergnügen dem, der es empfindet, selbst mißfallen könne (wie die Freude eines dürftigen, aber wohldenkenden Menschen über die Erbschaft von seinem ihn liebenden, aber kargen Vater), oder wie ein tiefer Schmerz dem, der ihn leidet, doch gefallen könne (die Traurigkeit einer Wittwe über ihres verdienstvollen Mannes Tod), oder wie ein Vergnügen obenein noch gefallen könne (wie das an Wissenschaften, die wir treiben), oder ein Schmerz (z. B. Haß, Neid und Rachgierde) uns noch dazu mißfallen könne. Das Wohlgefallen oder Mißfallen beruht hier auf der Vernunft und ist mit der Billigung oder Mißbilligung einerlei; Vergnügen und Schmerz aber können nur auf dem Gefühl oder der Aussicht eines, aus welchem Grunde es auch sei, auf ein mögliches Wohl- oder Uebelbefinden beruhen.

Alles wechselnde freie Spiel der Empfindungen (die keine Absicht zum Grunde haben) vergnügt, weil es das Gefühl der Gesundheit befördert, wir mögen nun in der Vernunftbeurtheilung an seinem Gegenstande und selbst an diesem Vergnügen ein Wohlgefallen haben oder nicht, und dieses Vergnügen kann bis zum

Affect steigen, obgleich wir an dem Gegenstande selbst kein Interesse, wenigstens kein solches nehmen, das dem Grad des letztern proportionirt wäre. Wir können sie in's Glücksspiel, Tonspiel und Gedankenspiel eintheilen. Das erste fordert ein Interesse, es sei der Eitelkeit oder des Eigennutzes, welches aber bei Weitem nicht so groß ist, als das an der Art, wie wir es uns zu verschaffen suchen; das zweite blos den Wechsel der Empfindungen, deren jede ihre Beziehung auf Affect, aber ohne den Grad eines Affects hat, und ästhetische Ideen rege macht; das dritte entspringt blos aus dem Wechsel der Vorstellungen, in der Urtheilskraft, wodurch zwar kein Gedanke, der irgend ein Interesse bei sich führte, erzeugt, das Gemüth aber doch belebt wird.

Wie vergnügend die Spiele sein müssen, ohne daß man nöthig hätte, interessirte Absicht dabei zum Grunde zu legen, zeigen alle unsere Abendgesellschaften; denn ohne Spiel kann sich beinahe keine unterhalten. Aber die Affecte der Hoffnung, der Furcht, der Freude, des Zorns, des Hohns spielen dabei, indem sie jeden Augenblick wechseln, so lebhaft, daß dadurch, als eine innere Motion, das ganze Lebensgeschäft im Körper befördert zu sein scheint, wie eine dadurch erzeugte Munterkeit des Gemüths es beweist, obgleich weder etwas gewonnen, noch gelernt worden. Aber da das Glücksspiel kein schönes Spiel ist, so wollen wir es hier bei Seite setzen. Aber Musik und Stoff zum Lachen sind zweierlei Arten des Spiels mit ästhetischen Ideen, oder auch Verstandesvorstellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird und die blos durch ihren Wechsel lebhaft vergnügen können, wodurch sie ziemlich klar zu erkennen geben, daß die Belebung in beiden blos körperlich sei, ob sie gleich von Ideen des Gemüths erregt wird, und daß das Gefühl der Gesundheit, durch eine jener ihrem Spiele correspondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze, für so fein und geistvoll gepriesene, Vergnügen einer aufgeweckten Gesellschaft ausmacht. Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, die mit ihrer Schönheit nur zum nothwendigen Vehikel dient, sondern das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affect, der die Eingeweide und das Zwerchfell bewegt, mit Einem Worte, das Gefühl der Gesundheit (welche sich ohne solche Veranlassung sonst nicht fühlen läßt) machen das Vergnügen aus, welches man daran findet, daß man dem Körper auch durch die Seele beikommen und diese zum Arzt von jenem brauchen kann.

In der Musik geht dieses Spiel von der Empfindung des Körpers zu ästhetischen Ideen (der Objecte für Affecten) von diesen alsdann wieder zurück, aber mit vereinigter Kraft, auf den Körper. Im Scherze (der eben sowohl wie jene eher zur angenehmen, als schönen Kunst gezählt zu werden verdient) hebt das Spiel von Gedanken an, die insgesammt, so ferne sie sich sinnlich ausdrücken wollen, auch den Körper beschäftigen, und indem der Verstand in dieser Darstellung, darin er das Erwartete nicht findet, plötzlich nachläßt, so fühlt man die Wirkung dieser Nachlassung im Körper durch die Schwingungen der Organe, welche die Herstellung ihres Gleichgewichts befördert und auf die Gesundheit einen wohlthätigen Einfluß hat.

Es muß in Allem, was ein lebhaftes, erschütterndes Lachen erregen soll, etwas Widersinniges sein (woran also der Verstand an sich keinen Wohlgefallen finden kann). Das Lachen ist ein Affect aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts. Eben diese Verwandlung, die für den Verstand gewiß nicht erfreulich ist, erfreut doch indirect auf einen Augenblick sehr lebhaft; also muß die Ursache in dem Einflusse der Vorstellung auf den Körper und dessen Wechselwirkung auf's Gemüth bestehen, und zwar nicht, so ferne die Vorstellung objectiv ein Gegenstand des Vergnügens ist, wie etwa bei einem, der von einem großen Handlungsgewinn Nachricht bekommt (denn wie kann eine getäuschte Erwartung vergnügen), sondern lediglich dadurch, daß sie, als bloßes Spiel der Vorstellungen, ein Spiel der Lebenskräfte im Körper hervorbringt.

Wenn Jemand erzählt, daß, als ein Indianer an der Tafel eines Engländers in Surat eine Bouteille mit Ale öffnen und alles dieses Bier, in Schaum verwandelt, herausdringen sah und mit vielen Ausrufungen seine große Verwunderung anzeigte, auf die Frage des Engländers: was ist denn hier sich so sehr zu verwundern, antwortete: ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, sondern wie Ihr's habt hinein kriegen können; so lachen wir, und es macht uns eine herzliche Lust, nicht, weil wir uns etwa klüger finden als diesen Unwissenden, oder sonst über Etwas, was uns der Verstand hierin Wohlgefälliges bemerken ließe, sondern unsere Erwartung war gespannt und verschwindet plötzlich in Nichts. Oder wenn der Erbe eines reichen Verwandten diesem sein Leichenbegängniß recht feierlich veranstalten will, und klagt, daß es ihm hiermit nicht recht gelingen wolle, dann sagt er: je mehr ich meinen Trauerleuten Geld gebe, betrübt auszusehen, desto lustiger sehen sie aus; so lachen wir laut, und der Grund liegt darin, daß eine Erwartung sich plötzlich in Nichts verwandelt. Man muß wohl bemerken, daß sie sich nicht in das Gegentheil eines erwarteten Gegenstandes, denn das ist immer Etwas und kann öfters betrüben, sondern in Nichts verwandeln müsse. Denn wenn Jemand uns mit der Erzählung einer Geschichte große Erwartung erregt, und wir beim Schlusse die Unwahrheit sofort einsehen, so macht es uns Mißfallen, wie z. B. die von Leuten, die vor großem Gram in Einer Nacht graue Haare bekommen haben sollen; dagegen, wenn auf eine dergleichen Erzählung zur Erwiderung ein anderer Schalk sehr umständlich den Gram eines Kaufmanns erzählt, der, aus Indien mit allem seinen Vermögen in Waaren nach Europa zurückkehrend, in einem schweren Sturm Alles über Bord zu werfen genöthigt wurde und sich dermaßen grämte, daß ihm darüber in derselben Nacht die Perrücke grau wurde, so lachen wir, und es macht uns Vergnügen, weil wir unsern eigenen Mißgriff nach einem für uns übrigens gleichgültigen Gegenstande, oder vielmehr unsere verfolgte Idee, wie einen Ball, noch eine Zeit durch hin und herschlagen, indem wir blos gemeint sind, ihn zu greifen und festzuhalten. Es ist hier nicht die Abfertigung eines Lügners oder Dummkopfs, welche das Vergnügen erweckt; denn auch für sich würde die letztere mit angenommenem Ernst erzählte Geschichte eine Gesellschaft

in ein helles Lachen versetzen, und jenes wäre gewöhnlichermaßen auch der Mühe nicht werth.

Merkwürdig ist, daß in allen solchen Fällen der Spaß immer etwas in sich enthalten muß, welches auf einen Augenblick täuschen kann; daher, wenn der Schein in Nichts verschwindet, das Gemüth wieder zurücksieht, um es mit ihm noch einmal zu versuchen, und so durch schnell hinter einander folgende Anspannung und Abspannung hin und zurückgeschnellt und in Schwankung gesetzt wird, die, weil der Absprung von dem, was gleichsam die Saite anzog, plötzlich (nicht durch ein allmäliges Nachlassen) geschah, eine Gemüthsbewegung und mit ihr harmonirende inwendige körperliche verursachen muß, die unwillkührlich fortdauert und Ermüdung, dabei aber auch Aufheiterung, die Wirkungen einer zur Gesundheit gereichenden Motion, hervorbringt.

Denn, wenn man annimmt, daß mit allen unsern Gedanken zugleich irgend eine Bewegung in den Organen des Körpers harmonisch verbunden sei, so wird man so ziemlich begreifen, wie jener plötzlichen Versetzung des Gemüths bald in einen, bald in den andern Standpunct, um seinen Gegenstand zu betrachten, eine wechselseitige Anspannung und Loslassung der elastischen Theile unserer Eingeweide, die sich dem Zwerchfell mittheilt, correspondiren könne, welche (gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen) die Luft mit schnell einander folgenden Absätzen ausstößt, und so eine der Gesundheit zuträgliche Bewegung bewirkt, die allein und nicht das, was im Gemüthe vorgeht, die eigentliche Ursache des Vergnügens an einem Gedanken ist, der im Grunde nichts vorstellt. — Voltaire sagte, der Himmel habe uns zum Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Er hätte noch das Lachen dazu rechnen können; wenn die Mittel, es bei Vernünftigen zu erregen, nur so leicht bei der Hand wären, und der Witz oder die Originalität der Laune, die dazu erforderlich ist, nicht eben so selten wären, als häufig das Talent kopfbrechend, wie mystische Grübler, halsbrechend, wie Genies, oder herzbrechend, wie empfindsame Romanschreiber (auch wohl dergleichen Moralisten), zu dichten.

Man kann also, wie mich dünkt, dem Epikur wohl einräumen, daß alles Vergnügen, wenn es gleich durch Begriffe veranlaßt wird, welche ästhetische Ideen erwecken, animalische, d. i. körperliche Empfindung, sei, ohne dadurch dem geistigen Gefühl der Achtung für moralische Ideen, welche kein Vergnügen ist, sondern eine Selbstschätzung (der Menschheit in uns), die uns über das Bedürfniß desselben erhebt, ja selbst nicht einmal dem minder edlen des Geschmacks im Mindesten Abbruch zu thun.

Etwas aus beiden Zusammengesetztes findet sich in der Naivetät, die der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig an-

gelegten Aeußerung, und siehe, es ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und der, welcher sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichsam der Schalk in uns selbst blos gestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei entgegengesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Daß aber Etwas, was unendlich besser, als alle angenommene Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart (wenigstens die Anlage dazu), doch nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist und die Decke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt, und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit dessen, der den Stoff dazu hergiebt, darüber, daß er noch nicht nach Menschenweise gewitzigt ist, zu vergüten pflegt. Eine Kunst, naiv zu sein, ist daher ein Widerspruch; allein die Naivetät in einer erdichteten Person vorzustellen, ist wohl möglich und schöne, obzwar auch seltene Kunst. Mit der Naivetät muß offenherzige Einfalt, welche die Natur nur darum nicht verkünstelt, weil sie sich darauf nicht versteht, was Kunst des Umgangs sei, nicht verwechselt werden.

Zu dem, was aufmunternd, mit dem Vergnügen aus dem Lachen nahe verwandt und zur Originalität des Geistes, aber eben nicht zum Talent der schönen Kunst gehörig ist, kann auch die launige Manier gezählt werden. Laune im guten Verstande bedeutet nämlich das Talent, sich willkührlich in eine gewisse Gemüthsdisposition versetzen zu können, in der alle Dinge ganz anders, als gewöhnlich (sogar umgekehrt), und doch gewissen Vernunftprincipien in einer solchen Gemüthsstimmung gemäß, beurtheilt werden. Wer solchen Veränderungen unwillkührlich unterworfen ist, ist launisch; wer sie aber willkührlich und zweckmäßig (zum Behuf einer lebhaften Darstellung vermittelst eines Lachen erregenden Contrastes) anzunehmen vermag, der und sein Vortrag heißt launig. Diese Manier gehört indessen mehr zur angenehmen als schönen Kunst, weil der Gegenstand der letzteren immer einige Würde an sich zeigen muß, und daher einen gewissen Ernst in der Darstellung, so wie der Geschmack in der Beurtheilung, erfordert.

Die Kunst.

(Kritik der Urtheilskraft.)

I.

Von der Kunst überhaupt.

1) Kunst wird von der Natur, wie Thun (facere) vom Handeln, oder Wirken, überhaupt (agere) und das Product, oder die Folge der erstern, als Werk (opus) von der letztern als Wirkung (effectus) unterschieden.

Von Rechts wegen sollte man nur die Hervorbringung durch Freiheit, d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen. Denn ob man gleich das Product der Bienen (die regelmäßig gebauten Wachsscheiben) ein Kunstwerk zu nennen beliebt, so geschieht dieses doch nur wegen der Analogie mit der letztern; sobald man sich nämlich besinnt, daß sie ihre Arbeit auf keine eigene Vernunftüberlegung gründen, so sagt man alsbald, es ist ein Product ihrer Natur (des Instincts) und als Kunst wird es nur ihrem Schöpfer zugeschrieben.

Wenn man bei Durchsuchung eines Moorbruches, wie es bisweilen geschehen ist, ein Stück behauenes Holz antrifft, so sagt man nicht, es ist ein Product der Natur, sondern der Kunst; die hervorbringende Ursache derselben hat sich einen Zweck gedacht, dem dieses seine Form zu danken hat. Sonst sieht man wohl auch an Allem eine Kunst, was so beschaffen ist, daß eine Vorstellung desselben in ihrer Ursache vor ihrer Wirklichkeit vorhergegangen sein muß (wie selbst bei Bienen), ohne daß doch die Wirkung von ihr eben gedacht sein dürfe; wenn man aber etwas schlechthin ein Kunstwerk nennt, um es von einer Naturwirkung zu unterscheiden, so versteht man allemal darunter ein Werk der Menschen.

2) Kunst als Geschicklichkeit des Menschen wird auch von der Wissenschaft unterschieden (Können vom Wissen), als praktisches vom theoretischen Vermögen, als Technik von der Theorie (wie die Feldmeßkunst von der Geometrie). Und da wird auch das, was man kann, sobald man nur weiß, was gethan werden soll, und also nur die begehrte Wirkung genugsam kennt, nicht eben Kunst genannt. Nur das, was man, wenn man es auch auf das Vollständigste kennt, dennoch darum zu machen noch nicht sofort die Geschicklichkeit hat, gehört in so weit zur Kunst. Camper beschreibt sehr genau, wie der beste Schuh beschaffen sein müßte, aber er konnte gewiß keinen machen.*)

---

*) In meinen Gegenden sagt der gemeine Mann, wenn man ihm etwa eine solche Aufgabe vorlegt, wie Columbus mit seinem Ei: das ist keine Kunst, es ist nur eine

3) Wird auch Kunst vom Handwerke unterschieden; die erste heißt freie, die andere kann auch Lohnkunst heißen. Man sieht die erste so an, als ob sie nur als Spiel, d. i. als Beschäftigung, die für sich selbst angenehm ist, zweckmäßig ausfallen (gelingen) könne; die zweite so, daß sie als Arbeit, d. i. Beschäftigung, die für sich selbst unangenehm (beschwerlich) und nur durch ihre Wirkung (z. B. den Lohn) anlockend ist, mithin zwangsmäßig auferlegt werden kann. Ob in der Rangliste der Zünfte Uhrmacher für Künstler, dagegen Schmiede für Handwerker gelten sollen, das bedarf eines andern Gesichtspuncts der Beurtheilung, als derjenige ist, den wir hier nehmen, nämlich die Proportion der Talente, die dem einen oder anderen dieser Geschäfte zum Grunde liegen müssen: Ob auch unter den sogenannten sieben freien Künsten nicht einige, die den Wissenschaften beizuzählen, manche auch, die mit Handwerken zu vergleichen sind, aufgeführt worden sein möchten, davon will ich hier nicht reden. Daß aber in allen freien Künsten dennoch etwas Zwangsmäßiges, oder, wie man es nennt, ein Mechanismus erforderlich sei, ohne welchen der Geist, der in der Kunst frei sein muß und allein das Werk belebt, gar keinen Körper haben und gänzlich verdunsten würde, ist nicht unrathsam zu erinnern (z. B. in der Dichtkunst, die Sprachrichtigkeit und Sprachreichthum, ingleichen die Prosodie und das Sylbenmaß), da manche neuere Erzieher eine freie Kunst am besten zu befördern glauben, wenn sie allen Zwang von ihr wegnehmen und sie aus Arbeit in bloßes Spiel verwandeln.

II.

Von der schönen Kunst.

Es giebt weder eine Wissenschaft des Schönen, sondern nur Critik, noch schöne Wissenschaft, sondern nur schöne Kunst. Denn was die erstere betrifft, so würde in ihr wissenschaftlich, d. i. durch Beweisgründe ausgemacht werden sollen, ob etwas für schön zu halten sei, oder nicht; das Urtheil über Schönheit würde also, wenn es zur Wissenschaft gehörte, kein Geschmacksurtheil sein. Was das zweite anlangt, so ist eine Wissenschaft, die, als solche, schön sein soll, ein Unding. Denn, wenn man in ihr als Wissenschaft nach Gründen und Beweisen früge, so würde man uns durch geschmackvolle Aussprüche (Bon Mots) abfertigen. — Was den gewöhnlichen Ausdruck, schöne Wissenschaften veranlaßt hat, ist ohne Zweifel nichts anders, als daß man ganz richtig bemerkt hat, es werde zur schönen Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit viel Wissenschaft, als z. B. Kenntniß alter Sprachen, Belesenheit der Autoren, die für Classiker gelten, Geschichte, Kenntniß der Alterthümer u. s. w. erfordert, und daher diese

---

Wissenschaft: d. i. wenn man es weiß, so kann man es, und eben dieses sagt er von allen vorgeblichen Künsten des Taschenspielers. Die des Seiltänzers dagegen wird er gar nicht in Abrede sein, Kunst zu nennen.

historischen Wissenschaften, weil sie zur schönen Kunst die nothwendige Vorbereitung und Grundlage ausmachen, zum Theil auch, weil darunter selbst die Kenntniß der Producte der schönen Kunst (Beredtsamkeit und Dichtkunst) begriffen worden, durch eine Wortverwechselung, selbst schöne Wissenschaften genannt hat.

Wenn die Kunst, dem Erkenntnisse eines möglichen Gegenstandes angemessen, blos ihn wirklich zu machen, die dazu erforderlichen Handlungen verrichtet, so ist sie mechanische, hat sie aber das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht, so heißt sie ästhetische Kunst. Diese ist entweder angenehme oder schöne Kunst. Das erste ist sie, wenn der Zweck derselben ist: daß die Lust die Vorstellungen als bloße Empfindungen, das zweite, daß sie dieselbe als Erkenntnißarten begleite.

Angenehme Künste sind die, welche blos zum Genusse abgezweckt werden, dergleichen alle die Reize sind, welche die Gesellschaft an einer Tafel vergnügen können: als unterhaltend zu erzählen, die Gesellschaft in freimüthige und lebhafte Gesprächigkeit zu versetzen, durch Scherz und Lachen sie zu einem gewissen Tone der Lustigkeit zu stimmen, wo, wie man sagt, Manches in's Gelag hinein geschwatzt werden kann, und Niemand über das, was er spricht, verantwortlich sein will, weil es nur auf die augenblickliche Unterhaltung, nicht auf einen bleibenden Stoff zum Nachdenken oder Nachsagen angelegt ist. (Hierzu gehört denn auch die Art, wie der Tisch zum Genusse ausgerüstet ist, oder wohl gar bei großen Gelagen die Tafelmusik, ein wunderlich Ding, welches nur als ein angenehmes Geräusch die Stimmung der Gemüther zur Fröhlichkeit unterhalten soll und, ohne daß Jemand auf die Composition derselben die mindeste Aufmerksamkeit verwendet, die freie Gesprächigkeit eines Nachbars mit dem andern begünstigt.) Dazu gehören ferner alle Spiele, die weiter kein Interesse bei sich führen, als die Zeit unvermerkt verlaufen zu machen.

Schöne Kunst dagegen ist eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Cultur der Gemüthskräfte zur geselligen Mittheilung befördert.

Die allgemeine Mittheilbarkeit einer Lust führt es schon in ihrem Begriffe mit sich, daß diese nicht eine Lust des Genusses, aus bloßer Empfindung, sondern der Reflexion sein müsse, und so ist ästhetische Kunst, als schöne Kunst, eine solche, die die reflectirende Urtheilskraft und nicht die Sinnenempfindung zum Richtmaße hat.

III.

Schöne Kunst ist eine Kunst, so ferne sie zugleich Natur zu sein scheint.

An einem Producte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei und nicht Natur, aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form

desselben von allem Zwange willkührlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Product der bloßen Natur sei. Auf diesem Gefühle der Freiheit im Spiele unserer Erkenntnißvermögen, welches doch zugleich zweckmäßig sein muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah, und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst und sie uns doch als Natur aussieht.

Denn wir können allgemein sagen, es mag die Natur- oder die Kunstschönheit betreffen, schön ist das, was in der bloßen Beurtheilung (nicht in der Sinnenempfindung noch durch einen Begriff) gefällt. Nun hat Kunst jederzeit eine bestimmte Absicht, Etwas hervorzubringen. Wenn dieses aber bloße Empfindung (etwas blos Subjectives) wäre, die mit Lust begleitet sein sollte, so würde dies Product, in der Beurtheilung, nur vermittelst des Sinnengefühls gefallen. Wäre die Absicht auf die Hervorbringung eines bestimmten Objects gerichtet, so würde, wenn sie durch die Kunst erreicht wird, das Object nur durch Begriffe gefallen. In beiden Fällen aber würde die Kunst nicht in der bloßen Beurtheilung, d. i. nicht als schöne, sondern mechanische Kunst gefallen.

Also muß die Zweckmäßigkeit im Producte der schönen Kunst, ob sie zwar absichtlich ist, doch nicht absichtlich scheinen, d. i. schöne Kunst muß als Natur anzusehen sein; ob man sich ihrer zwar als Kunst bewußt ist. Als Natur aber erscheint ein Product der Kunst dadurch, daß zwar alle Pünctlichkeit in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Product das werden kann, was es sein soll, angetroffen wird, aber ohne Peinlichkeit, d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt und seinen Gemüthskräften Fesseln angelegt habe.

IV.

Schöne Kunst ist Kunst des Genies.

Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel giebt. Da das Talent, als angebornes productives Vermögen des Künstlers, selbst zur Natur gehört, so könnte man sich auch so ausdrücken: Genie ist die angeborne Gemüthsanlage (ingenium), durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt.

Was es auch mit dieser Definition für eine Bewandtniß habe, und ob sie blos willkührlich, oder dem Begriffe, welchen man mit dem Worte Genie zu verbinden gewohnt ist, angemessen sei, oder nicht (welches in dem folgenden Paragraph erörtert werden soll), so kann man doch schon zum Voraus beweisen, daß, nach der hier angenommenen Bedeutung des Worts, schöne Künste nothwendig als Künste des Genies betrachtet werden müssen.

Denn eine jede Kunst setzt Regeln voraus, durch deren Grundlegung allererst ein Product, wenn es künstlich heißen soll, als möglich vorgestellt wird. Der

Begriff der schönen Kunst aber verstattet nicht, daß das Urtheil über die Schönheit ihres Products von irgend einer Regel abgeleitet werde, die einen **Begriff** zum Bestimmungsgrunde habe, mithin ohne einen Begriff von der Art, wie es möglich sei, zum Grunde zu legen. Also kann die schöne Kunst sich selbst nicht die Regel ausdenken, nach der sie ihr Product zu Stande bringen soll. Da nun gleichwohl ohne vorhergehende Regel ein Product niemals Kunst heißen kann, so muß die Natur im Subjecte (und durch die Stimmung der Vermögen desselben) der Kunst die Regel geben, d. i. die schöne Kunst ist nur als Product des Genies möglich.

Man sieht hieraus, daß Genie 1) ein **Talent** sei, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen, nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann, folglich, daß **Originalität** seine erste Eigenschaft sein müsse; 2) daß, da es auch originalen Unsinn geben kann, seine Producte zugleich Muster, d. i. **exemplarisch** sein müssen, mithin selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, Anderen noch dazu, das ist zum Richtmaße oder Regel der Beurtheilung, dienen müssen; 3) daß es, wie es sein Product zu Stande bringe, selbst nicht wissenschaftlich anzeigen könne, sondern daß es als **Natur** die Regel gebe, und daher der Urheber eines Products, welches er seinem Genie verdankt, selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen dazu herbei finden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und Anderen in Vorschriften mitzutheilen, die sie in den Stand setzen, gleichmäßige Producte hervorzubringen (daher denn auch vermuthlich das Wort Genie von genius, dem eigenthümlichen einem Menschen bei der Geburt mitgegebenen schützenden und leitenden Geist, von dessen Eingebung jene originalen Ideen herrührten, abgeleitet ist); 4) daß die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst die Regel vorschreibe, und dieses auch nur, so ferne sie schöne Kunst sein soll.

Von der Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in ihre Kraft.

(Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.)

Was der Mensch im moralischen Sinne ist, oder werden soll, gut oder böse, dazu muß er **sich selbst** machen oder gemacht haben. Beides muß eine Wirkung seiner freien Willkühr sein, denn sonst könnte es ihm nicht zugerechnet werden, folglich er weder **moralisch** gut noch böse sein. Wenn es heißt, er

ist gut geschaffen, so kann das nichts mehr bedeuten, als er ist zum Guten erschaffen, und die ursprüngliche Anlage im Menschen ist gut; der Mensch ist es selber dadurch noch nicht, sondern nachdem er die Triebfedern, die diese Anlage enthält, in seine Maxime aufnimmt oder nicht (welches seiner freien Wahl gänzlich überlassen sein muß), macht er, daß er gut oder böse wird. Gesetzt, zum Gut- oder Besserwerden sei noch eine übernatürliche Mitwirkung nöthig, so mag diese nur in der Verminderung der Hindernisse bestehen, oder auch positiver Beistand sein, der Mensch muß sich doch vorher würdig machen, sie zu empfangen, und diese Beihülfe annehmen (welches nichts Geringes ist), d. i. die positive Kraftvermehrung in seine Maxime aufnehmen, wodurch es allein möglich wird, daß ihm das Gute zugerechnet und er für einen guten Menschen erkannt werde.

Wie es nun möglich sei, daß ein natürlicher Weise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache, das übersteigt alle unsere Begriffe; denn wie kann ein böser Baum gute Früchte bringen? Da aber doch nach dem vorher abgelegten Geständnisse ein ursprünglich (der Anlage nach) guter Baum arge Früchte hervorgebracht hat *), und der Verfall vom Guten in's Böse (wenn man wohl bedenkt, daß dieses aus der Freiheit entspringt) nicht begreiflicher ist, als das Wiederaufstehen aus dem Bösen zum Guten, so kann die Möglichkeit des Letztern nicht bestritten werden. Denn ungeachtet jenes Abfalls erschallt doch das Gebot: wir sollen bessere Menschen werden, unvermindert in unserer Seele; folglich müssen wir es auch können, sollte auch das, was wir thun können, für sich allein unzureichend sein, und wir uns dadurch nur eines für uns unerforschlichen höheren Beistandes empfänglich machen. — Freilich muß hierbei vorausgesetzt werden, daß ein Keim des Guten in seiner ganzen Reinheit übrig geblieben, nicht vertilgt oder verderbt werden konnte, welcher gewiß nicht die Selbstliebe sein kann, die, als Princip aller unserer Maximen angenommen, gerade die Quelle alles Bösen ist.

Die Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in uns ist also nicht Erwerbung einer verlornen Triebfeder zum Guten; denn diese, die in der Achtung vor dem moralischen Gesetz besteht, haben wir nie verlieren können, und wäre das Letztere möglich, so würden wir sie auch nie wieder erwerben. Sie ist also nur die Herstellung der Reinheit desselben, als obersten Grundes aller unserer Maximen, nach welcher dasselbe nicht blos mit andern Triebfedern verbunden, oder wohl gar diesen (den Neigungen) als Bedingungen untergeordnet, sondern in seiner ganzen Reinheit als für sich zureichende Triebfeder der Bestimmung der Willkühr in dieselbe aufgenommen werden soll. Das ursprüngliche Gute ist die Heiligkeit der Maximen in Befolgung seiner Pflicht, wodurch der Mensch, der diese Reinheit in seine Maxime aufnimmt,

*) Der Anlage nach gute Baum ist es noch nicht der That nach; denn wäre er es, so könnte er freilich nicht arge Früchte bringen; nur wenn der Mensch die für das moralische Gesetz in ihn gelegte Triebfeder in seine Maxime aufgenommen hat, wird er ein guter Mensch (der Baum schlechthin ein guter Baum) genannt.

ob zwar darum noch nicht selbst heilig (denn zwischen der Maxime und der That ist noch ein großer Zwischenraum), dennoch auf dem Wege dazu ist, sich ihr im unendlichen Fortschritte zu nähern. Der zur Fertigkeit gewordene feste Vorsatz in Befolgung seiner Pflicht heißt auch Tugend, der Legalität nach als ihrem empirischen Charakter (virtus phaenomenon). Sie hat also die beharrliche Maxime gesetzmäßiger Handlungen; die Triebfeder, deren die Willkühr hierzu bedarf, mag man nehmen, woher man wolle. Daher wird Tugend in diesem Sinne nach und nach erworben, und heißt Einigen eine lange Gewohnheit (in Beobachtung des Gesetzes), durch die der Mensch vom Hange zum Laster durch allmälige Reformen seines Verhaltens und Befestigung seiner Maximen in einen entgegengesetzten Hang übergekommen ist. Dazu ist nun nicht eben eine Herzensänderung nöthig, sondern nur eine Aenderung der Sitten. Der Mensch findet sich tugendhaft, wenn er sich in Maximen, seine Pflicht zu beobachten, befestigt fühlt, obgleich nicht aus dem obersten Grunde aller Maximen, nämlich aus Pflicht, sondern der Unmäßige z. B. kehrt zur Mäßigkeit um der Gesundheit, der Lügenhafte zur Wahrheit um der Ehre, der Ungerechte zur bürgerlichen Ehrlichkeit um der Ruhe oder des Erwerbs willen u. s. w. zurück. Alle nach dem gepriesenen Princip der Glückseligkeit. Daß aber Jemand nicht blos ein gesetzlich, sondern ein moralisch guter (Gott wohlgefälliger) Mensch, d. i. tugendhaft nach dem intelligiblen Charakter (virtus noumenon), werde, welcher, wenn er Etwas als Pflicht erkennt, keiner andern Triebfeder weiter bedarf, als dieser Vorstellung der Pflicht selbst: das kann nicht durch allmälige Reform, so lange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt, sondern muß durch eine Revolution in der Gesinnung im Menschen (einen Uebergang zur Maxime der Heiligkeit derselben) bewirkt werden; und er kann ein neuer Mensch nur durch eine Art von Wiedergeburt, gleich als durch eine neue Schöpfung (Ev. Joh. III. 5; verglichen mit 1 Moses I. 2.), und Aenderung des Herzens werden.

Wenn der Mensch aber im Grunde seiner Maximen verderbt ist, wie ist es möglich, daß er durch eigene Kräfte diese Revolution zu Stande bringe und von selbst ein guter Mensch werde? Und doch gebietet die Pflicht, es zu sein, sie gebietet uns aber Nichts, als was uns thunlich ist. Dieses ist nicht anders zu vereinigen, als daß die Revolution für die Denkungsart, die allmälige Reform aber für die Sinnesart (welche jener Hindernisse entgegenstellt) nothwendig, und daher auch dem Menschen möglich sein muß. Das ist: wenn er den obersten Grund seiner Maximen, wodurch er ein böser Mensch war, durch eine einzige unwandelbare Entschließung umkehrt (uud hiermit einen neuen Menschen anzieht); so ist er so ferne, dem Princip und der Denkungsart nach, ein für's Gute empfängliches Subject; aber nur in continuirlichem Wirken und Werden ein guter Mensch, d. i. er kann hoffen, daß er bei einer solchen Reinheit des Princips, welches er sich zur obersten Maxime seiner Willkühr genommen hat, und der Festigkeit desselben, sich auf dem guten (obwohl schmalen) Wege eines beständigen Fortschreitens vom Schlechten zum Bessern befinde. Dies ist für denjenigen, der den intelligiblen Grund des Herzens (aller Maximen der Will-

führ) durchschaut, für den also diese Unendlichkeit des Fortschritts Einheit ist, d. i. für Gott so viel, als wirklich ein guter (ihm gefälliger) Mensch sein, und in so ferne kann diese Veränderung als Revolution betrachtet werden; für die Beurtheilung der Menschen aber, die sich und die Stärke ihrer Maximen nur nach der Oberhand, die sie über Sinnlichkeit in der Zeit gewinnen, schätzen können, ist sie nur als ein immer fortdauerndes Streben zum Bessern, mithin als allmälige Reform des Hanges zum Bösen, als verkehrter Denkungsart, anzusehen.

Hieraus folgt, daß die moralische Bildung des Menschen nicht von der Besserung der Sitten, sondern von der Umwandlung der Denkungsart und von Gründung eines Charakters anfangen müsse; ob man zwar gewöhnlicher Weise anders verfährt, und wider Laster einzeln kämpft, die allgemeine Wurzel derselben aber unberührt läßt. Nun ist selbst der eingeschränkteste Mensch des Eindrucks einer desto größeren Achtung vor einer pflichtmäßigen Handlung fähig, je mehr er ihr in Gedanken andere Triebfedern, die durch die Selbstliebe auf die Maxime der Handlung Einfluß haben könnten, entzieht, und selbst Kinder sind fähig, auch die kleinste Spur von Beimischung unächter Triebfedern aufzufinden, da denn die Handlung bei ihnen augenblicklich allen moralischen Werth verliert. Diese Anlage zum Guten wird dadurch, daß man das Beispiel selbst von guten Menschen (was die Gesetzmäßigkeit derselben betrifft) anführt, und seine moralischen Lehrlinge die Unlauterkeit mancher Maximen aus den wirklichen Triebfedern ihrer Handlungen beurtheilen läßt, unvergleichlich cultivirt, und geht allmälig in die Denkungsart über, so daß Pflicht blos für sich selbst in ihren Herzen ein merkliches Gewicht zu bekommen anhebt. Allein tugendhafte Handlungen, so viel Aufopferung sie auch gekostet haben mögen, bewundern zu lehren, ist noch nicht die rechte Stimmung, das das Gemüth des Lehrlings für's moralisch Gute erhalten soll. Denn so tugendhaft Jemand auch sei, so ist doch Alles, was er immer Gutes thun kann, blos Pflicht; seine Pflicht aber thun ist nichts mehr, als das thun, was in der gewöhnlichen sittlichen Ordnung ist, und mithin nicht bewundert zu werden verdient. Vielmehr ist diese Bewunderung eine Abstimmung unsers Gefühls für Pflicht, gleich als ob es etwas Außerordentliches und Verdienstliches wäre, ihr Gehorsam zu leisten.

Aber eines ist in unserer Seele, welches, wenn wir es gehörig in's Auge fassen, wir nicht aufhören können, mit der höchsten Verwunderung zu betrachten, und wo die Bewunderung rechtmäßig, zugleich auch seelenerhebend ist, und das ist die ursprüngliche moralische Anlage in uns überhaupt. — Was ist das (kann man sich selbst fragen) in uns, wodurch wir von der Natur durch so viele Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über diese in der Idee einer ursprünglichen Anlage (in uns) so weit erhoben werden, daß wir sie insgesammt für nichts und uns selbst des Daseins für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genusse, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, einem Gesetze zuwider nachhängen sollten, durch welches unsere Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabei weder Etwas zu verheißen noch zu drohen? Das Gewicht die-

ser Frage muß ein jeder Mensch von der gemeinsten Fähigkeit, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden, der sich aber nicht bis zur Nachforschung des Begriffes der Freiheit, welcher allererst aus diesem Gesetze hervorgeht, versteigt, innigst fühlen; und selbst die Ungreiflichkeit dieser eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken und es zu den Aufopferungen stärken, welche ihm die Achtung vor seiner Pflicht nur auferlegen mag. Dieses Gefühl der Erhabenheit seiner moralischen Bestimmung öfter rege zu machen, ist als Mittel der Erweckung sittlicher Gesinnungen vorzüglich anzupreisen, weil es dem angebornen Hange zur Verkehrung der Triebfedern in den Maximen unserer Willkühr gerade entgegen wirkt, um in der unbedingten Achtung vor dem Gesetz, als der höchsten Bedingung aller zu nehmenden Maximen, die ursprüngliche sittliche Ordnung unter den Triebfedern, und hiermit die Anlage zum Guten im menschlichen Herzen, in ihrer Reinheit wieder herzustellen.

Aber dieser Wiederherstellung durch eigene Kraftanwendung steht ja der Satz von der angebornen Verderbtheit der Menschen für alles Gute gerade entgegen? Allerdings, was die Begreiflichkeit, d. i. unsere Einsicht von der Möglichkeit derselben betrifft, wie alles Dessen, was als Begebenheit in der Zeit (Veränderung) und so ferne nach Naturgesetzen als nothwendig, und dessen Gegentheil doch zugleich unter moralischen Gesetzen, als durch Freiheit möglich vorgestellt werden soll; aber der Möglichkeit dieser Wiederherstellung selbst ist er nicht entgegen. Denn wenn das moralische Gesetz gebietet, wir sollen jetzt bessere Menschen sein, so folgt unumgänglich, wir müssen es auch können. Der Satz vom angebornen Bösen ist in der moralischen Dogmatik von gar keinem Gebrauch; denn die Vorschriften derselben enthalten eben dieselben Pflichten, und bleiben auch in derselben Kraft, ob ein angeborner Hang zur Uebertretung in uns sei oder nicht. In der moralischen Ascetik aber will dieser Satz mehr, aber doch nichts mehr sagen, als: wir können in der sittlichen Ausbildung der anerschaffenen moralischen Anlage zum Guten, nicht von einer uns natürlichen Unschuld den Anfang machen, sondern müssen von der Voraussetzung einer Bösartigkeit der Willkühr in Annehmung ihrer Maximen der ursprünglichen sittlichen Anlage zuwider anheben, und weil der Hang dazu unvertilgbar ist, mit der unablässigen Gegenwirkung gegen denselben. Da dieses nun blos auf eine in's Unendliche hinausgehende Fortschreitung vom Schlechten zum Bessern führt, so folgt, daß die Umwandlung der Gesinnung des bösen in die eines guten Menschen in der Veränderung des obersten inneren Grundes der Annehmung aller seiner Maximen dem sittlichen Gesetze gemäß zu setzen sei, so ferne dieser neue Grund (das neue Herz) nun selbst unveränderlich ist. Zur Ueberzeugung aber hiervon kann nun zwar der Mensch natürlicher Weise nicht gelangen, weder durch unmittelbares Bewußtsein, noch durch den Beweis seines bis dahin geführten Lebenswandels, weil die Tiefe des Herzens (der subjective erste Grund seiner Maximen) ihm selbst unerforschlich ist; aber auf den Weg, der dahin führt, und der ihm von einer im Grunde gebesserten Gesinnung angewiesen wird, muß er

hoffen können, durch *eigene* Kraftanwendung zu gelangen, weil er ein guter Mensch werden soll, aber nur nach Demjenigen, was ihm als von ihm selbst gethan zugerechnet werden kann, als *moralisch* gut zu beurtheilen ist.

Wider diese Zumuthung der Selbstbesserung bietet nun die zur moralischen Bearbeitung von Natur verdrossene Vernunft unter dem Vorwande des natürlichen Unvermögens allerlei unlautere Religionsideen auf (wozu gehört: Gott selbst das Glückseligkeitsprincip zur obersten Bedingung seiner Gebote anzudichten). Man kann aber alle Religionen in die der *Gunstbewerbung* (des bloßen Cultus) und die *moralische*, d. i. die Religion *des guten Lebenswandels*, eintheilen. Nach der erstern schmeichelt sich entweder der Mensch: Gott könne ihn wohl ewig glücklich machen, ohne daß er eben nöthig habe, *ein besserer Mensch zu werden* (durch Erlassung seiner Verschuldungen); oder auch, wenn ihm dieses nicht möglich zu sein scheint: *Gott* könne ihn wohl *zum besseren Menschen machen*, ohne daß er selbst etwas mehr dabei zu thun habe, als darum zu *bitten*, welches, da es vor einem allsehenden Wesen nichts weiter ist, als *wünschen*, eigentlich Nichts gethan sein würde, denn wenn es mit dem bloßen Wunsche ausgerichtet wäre, so würde jeder Mensch gut sein. Nach der moralischen Religion aber (dergleichen unter allen öffentlichen, die es je gegeben hat, allein die christliche ist) ist es ein Grundsatz: daß ein Jeder so viel, als in seinen Kräften ist, thun müsse, um ein besserer Mensch zu werden, und nur alsdann, wenn er sein angebornes Pfund nicht vergraben (Lucä XIX. 12—16), wenn er die ursprüngliche Anlage zum Guten benutzt hat, um ein besserer Mensch zu werden, er hoffen könne, was nicht in seinem Vermögen ist, werde durch höhere Mitwirkung ergänzt werden. Auch ist es nicht schlechterdings nothwendig, daß der Mensch wisse, worin diese bestehe; vielleicht gar unvermeidlich, daß wenn die Art, wie sie geschieht, zu einer gewissen Zeit offenbart worden, verschiedene Menschen zu einer andern Zeit sich verschiedene Begriffe, und zwar mit aller Aufrichtigkeit, davon machen würden. Aber alsdann gilt auch der Grundsatz: „es ist nicht wesentlich, und also nicht Jedermann nothwendig zu wissen, was Gott zu seiner Seligkeit thue oder gethan habe;" aber wohl, *was er selbst zu thun habe*, um dieses Beistandes würdig zu werden.

Vom Pfaffenthum *) als einem Regiment im Afterdienst des guten Princips.

(Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.)

Die Verehrung mächtiger unsichtbarer Wesen, welche dem hülflosen Menschen durch die natürliche auf das Bewußtsein seines Unvermögens gegründete Furcht abgenöthigt wurde, fing nicht sogleich mit einer Religion, sondern von einem knechtischen Gottes- (oder Götzen-) Dienste an, welcher, wenn er eine gewisse öffentlich gesetzliche Form bekommen hatte, ein Tempeldienst, und nur, nachdem mit diesen Gesetzen allmälig die moralische Bildung der Menschen verbunden worden, ein Kirchendienst wurde: denen beiden ein Geschichtsglaube zum Grunde liegt, bis man endlich, diesen blos für provisorisch, und in ihm die symbolische Darstellung und das Mittel der Beförderung eines reinen Religionsglaubens, zu sehen angefangen hat.

Von einem Tungusischen Schaman, bis zu dem Kirche und Staat zugleich regierenden Europäischen Prälaten, oder (wollen wir statt der Häupter und Anführer nur auf die Glaubensanhänger nach ihrer eigenen Vorstellungsart sehen) zwischen dem ganz sinnlichen Wogulitzen, der die Tatze von einem Bärenfell sich des Morgens auf sein Haupt legt, mit dem kurzen Gebet: „Schlag mich nicht todt!" bis zum sublimirten Puritaner und Independenten in Konnecticut ist zwar ein mächtiger Abstand in der Manier, aber nicht im Princip zu glauben; denn was dieses betrifft, so gehören sie insgesammt zu einer und derselben Klasse, derer nämlich, die in das, was an sich keinen bessern Menschen ausmacht (in Glauben gewisser statutarischer Sätze, oder Begehen gewisser willkührlicher Observanzen), ihren Gottesdienst setzen. Diejenigen allein, die ihn lediglich in der Gesinnung eines guten Lebenswandels zu finden gemeint sind, unterscheiden sich von jenen durch den Ueberschritt zu einem ganz andern und über das Erste weit erhabenen Princip, demjenigen nämlich, wodurch sie sich

---

*) Diese blos das Ansehen eines geistlichen Vaters (*παπα*) bezeichnende Benennung erhält nur durch den Nebenbegriff eines geistlichen Despotismus, der in allen kirchlichen Formen, so anspruchslos und populair sie sich ankündigen, angetroffen werden kann, die Bedeutung eines Tadels. Ich will daher keineswegs so verstanden sein, als ob ich in der Gegeneinanderstellung der Secten, eine vergleichungsweise gegen die andere, mit ihren Gebräuchen und Anordnungen, geringschätzig machen wolle. Alle verdienen gleiche Achtung, so ferne ihre ferneren Versuche armer Sterblichen sind, sich das Reich Gottes auf Erden zu versinnlichen; aber auch gleichen Tadel, wenn sie die Form der Darstellung dieser Idee (in einer sichtbaren Kirche) für die Sache selbst halten.

zu einer (unsichtbaren) Kirche bekennen, die alle Wohldenkenden in sich befaßt, und, ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach, allein die wahre allgemeine sein kann.

Die unsichtbare Macht, welche über das Schicksal der Menschen gebietet, zu ihrem Vortheil zu lenken, ist eine Absicht, die sie Alle haben; nur wie das anzufangen sei, darüber denken sie verschieden. Wenn sie jene Macht für ein verständiges Wesen halten, und ihr also einen Willen beilegen, von dem sie ihr Loos erwarten, so kann ihr Bestreben nur in der Auswahl der Art bestehen, wie sie, als seinem Willen unterworfene Wesen, durch ihr Thun und Lassen ihm gefällig werden können. Wenn sie es als moralisches Wesen denken, so überzeugen sie sich leicht durch ihre eigene Vernunft, daß die Bedingung, sein Wohlgefallen zu erwerben, ihr moralisch guter Lebenswandel, vornämlich die reine Gesinnung, als das subjective Princip desselben, sein müsse. Aber das höchste Wesen kann doch auch vielleicht noch überdies auf eine Art gedient sein wollen, die uns durch bloße Vernunft nicht bekannt werden kann, nämlich durch Handlungen, denen für sich selbst wir zwar nichts Moralisches ansehen, die aber doch entweder als von ihm geboten, oder auch nur, um unsere Unterwürfigkeit gegen ihn zu bezeugen, willkührlich von uns unternommen werden; in welche beiden Verfahrungsarten, wenn sie ein Ganzes systematisch geordneter Beschäftigungen ausmachen, sie also überhaupt einen Dienst Gottes setzen. — Wenn nun beide verbunden sein sollen, so wird entweder jede als unmittelbar, oder eine von beiden nur als Mittel zu der andern, als dem eigentlichen Dienste Gottes, für die Art angenommen werden müssen, Gott wohl zu gefallen. Daß der moralische Dienst Gottes (officium liberum) ihm unmittelbar gefalle, leuchtet von selbst ein. Er kann aber nicht für die oberste Bedingung alles Wohlgefallens am Menschen anerkannt werden (welches auch schon im Begriff der Moralität liegt), wenn der Lohndienst (officium mercenarium) als für sich allein Gott wohlgefällig betrachtet werden könnte; denn alsdann würde Niemand wissen, welcher Dienst in einem vorkommenden Falle vorzüglicher wäre, um das Urtheil über seine Pflicht danach einzurichten, oder wie sie sich einander ergänzten. Also werden Handlungen, die an sich keinen moralischen Werth haben, nur so ferne sie Mittel zur Beförderung dessen, was an Handlungen unmittelbar gut ist, (zur Moralität) dienen, d. i. um des moralischen Dienstes Gottes willen, als ihm wohlgefällig angenommen werden müssen.

Der Mensch nun, welcher Handlungen, die für sich selbst nichts Gott Wohlgefälliges (Moralisches) enthalten, doch als Mittel braucht, das göttliche unmittelbare Wohlgefallen an ihm und hiermit die Erfüllung seiner Wünsche zu erwerben, steht in dem Wahn des Besitzes einer Kunst, durch ganz natürliche Mittel eine übernatürliche Wirkung zuwege zu bringen, dergleichen Versuche man das Zaubern zu nennen pflegt, welches Wort wir aber (da es den Nebenbegriff einer Gemeinschaft mit dem bösen Princip bei sich führt, dagegen jene Versuche doch auch als übrigens in guter moralischer Absicht aus Mißverstande unternommen gedacht werden können) gegen das sonst bekannte Wort des Fetischmachens austauschen wollen. Eine übernatürliche Wirkung aber eines Menschen

würde diejenige sein, die nur dadurch in seinen Gedanken möglich ist, daß er vermeintlich auf Gott wirkt, und sich desselben als Mittels bedient, um eine Wirkung in der Welt hervorzubringen, dazu seine Kräfte, ja nicht einmal seine Einsicht, ob sie auch Gott wohlgefällig sein möchte, für sich nicht zulangen, welches schon in seinem Begriffe eine Ungereimtheit enthält.

Wenn der Mensch aber, außerdem, daß er durch das, was ihn unmittelbar zum Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens macht (durch die thätige Gesinnung eines guten Lebenswandels), sich noch überdies vermittelst gewisser Förmlichkeiten der Ergänzung seines Unvermögens durch einen übernatürlichen Beistand würdig zu machen sucht, und in dieser Absicht Observanzen, die zwar keinen unmittelbaren Werth haben, aber doch zur Beförderung jener moralischen Gesinnung, als Mittel dienen, sich für die Erreichung des Objects seiner guten moralischen Wünsche blos empfänglich zu machen meint, so rechnet er zwar, zur Ergänzung seines natürlichen Unvermögens, auf etwas Uebernatürliches, aber doch nicht als auf Etwas vom Menschen (durch Einfluß auf den göttlichen Willen) Gewirktes, sondern Empfangenes, was er hoffen, aber nicht hervorbringen kann. — Wenn ihm aber Handlungen, die an sich, so viel wir einsehen, nichts Moralisches, Gott Wohlgefälliges enthalten, gleichwohl seiner Meinung nach zu einem Mittel, ja zur Bedingung dienen sollen, die Erhaltung seiner Wünsche unmittelbar von Gott zu erwarten: so muß er in dem Wahne stehen, daß, ob er gleich für dieses Uebernatürliche weder ein physisches Vermögen, noch eine moralische Empfänglichkeit hat, er es doch durch natürliche, an sich aber mit der Moralität gar nicht verwandte Handlungen (welche auszuüben es keiner Gott wohlgefälligen Gesinnung bedarf, die der ärgste Mensch also eben sowohl, als der beste, ausüben kann), durch Formeln der Anrufung, durch Bekenntnisse eines Lohnglaubens, durch kirchliche Observanzen u. dgl. bewirken, und so den Beistand der Gottheit gleichsam herbeizaubern könne; denn es ist zwischen blos physischen Mitteln und einer moralisch wirkenden Ursache gar keine Verknüpfung nach irgend einem Gesetze, welches sich die Vernunft denken kann, nach welchem die letztere durch die erstere zu gewissen Wirkungen als bestimmbar vorgestellt werden könnte.

Wer also die Beobachtung statutarischer einer Offenbarung bedürfenden Gesetze als zur Religion nothwendig, und zwar nicht blos als Mittel für die moralische Gesinnung, sondern als die objective Bedingung, Gott dadurch unmittelbar wohlgefällig zu werden, voranschickt, und diesem Geschichtsglauben die Bestrebung zum guten Lebenswandel nachsetzt (anstatt daß die erstere als Etwas, das nur bedingterweise Gott wohlgefällig sein kann, sich nach dem letzteren, das ihm allein schlechthin wohlgefällt, richten muß), der verwandelt den Dienst Gottes in ein bloßes Fetischmachen, und übt einen Afterdienst aus, der alle Bearbeitung zur wahren Religion rückgängig macht. So viel liegt, wenn man zwei gute Sachen verbinden will, an der Ordnung, in der man sie verbindet! — In dieser Unterscheidung aber besteht die wahre Aufklärung; der Dienst Gottes wird dadurch allererst ein freier, mithin moralischer Dienst. Wenn man

aber davon abgeht, so wird, statt der Freiheit der Kinder Gottes, dem Menschen vielmehr das Joch eines Gesetzes (des statutarischen) auferlegt, welches dadurch, daß es als unbedingte Nöthigung, Etwas zu glauben, was nur historisch erkannt werden, und darum nicht für Jedermann überzeugend sein kann, ein für gewissenhafte Menschen noch weit schwereres Joch ist*), als der ganze Kram frommer auferlegter Observanzen immer sein mag, bei denen es genug ist, daß man sie begeht, um mit einem eingerichteten kirchlichen gemeinen Wesen zusammen zu passen, ohne daß Jemand innerlich oder äußerlich das Bekenntniß seines Glaubens ablegen darf, daß er es für eine von Gott gestiftete Anordnung halte: denn durch dieses wird eigentlich das Gewissen beläſtigt.

Das Pfaffenthum ist also die Verfassung einer Kirche, so ferne in ihr ein Fetischdienst regiert, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Principien der Sittlichkeit, sondern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche desselben ausmachen. Nun giebt es zwar manche Kirchenformen, in denen das Fetischmachen so mannigfaltig und so mechanisch ist, daß es beinahe alle Moralität, mithin auch Religion zu verdrängen, und ihre Stelle vertreten zu sollen scheint, und so an's Heidenthum sehr nahe angrenzt; allein auf das Mehr oder Weniger kommt es hier nicht eben an, wo der Werth oder Unwerth auf der Beschaffenheit des zu oberst verbindenden Princips beruht. Wenn dieses die gehorsame Unterwerfung unter eine Satzung, als Frohndienst, nicht aber die freie Huldigung auferlegt, die dem moralischen Gesetze zuoberst geleistet werden soll; so mögen der auferlegten Observanzen noch so wenig sein, genug, wenn sie für unbedingt nothwendig erklärt werden, so ist das immer ein Fetischglauben, durch den die Menge regiert, und durch den Gehorsam unter eine Kirche (nicht der Religion) ihrer moralischen Freiheit beraubt wird. Die Verfassung derselben (Hierarchie) mag monarchisch, oder demokratisch sein: das betrifft nur die Organisation; die Constitution derselben ist und bleibt doch unter allen diesen Formen immer despotisch. Wo Statute des Glaubens zum Constitutionalgesetz gezählt werden, da herrscht ein Klerus, der der Vernunft, und selbst zuletzt der Schriftgelehrsamkeit gar wohl entbehren

---

*) „Dasjenige Joch ist sanft, und die Last ist leicht", wo die Pflicht, die Jedermann obliegt, als von ihm selbst und durch seine eigene Vernunft ihm auferlegt, betrachtet werden kann, das er daher so ferne freiwillig auf sich nimmt. Von dieser Art sind aber nur die moralischen Gesetze, als göttliche Gebote, von denen allein der Stifter der reinen Kirche sagen konnte: „meine Gebote sind nicht schwer". Dieser Ausdruck will nur so viel sagen: sie sind nicht beschwerlich, weil ein Jeder die Nothwendigkeit ihrer Befolgung von selbst einsieht, mithin ihm dadurch nichts aufgedrungen wird, dahingegen despotisch gebietende, obzwar zu unserm Besten (doch nicht durch unsere Vernunft) uns auferlegte Anordnungen, davon wir keinen Nutzen sehen können, gleichsam Vexationen (Plackereien) sind, denen man sich nur gezwungen unterwirft. An sich sind aber die Handlungen, in der Reinheit ihrer Quelle betrachtet, die durch jene moralischen Gesetze geboten werden, gerade die, welche dem Menschen am Schwersten fallen, und wofür er gern die beschwerlichsten frommen Plackereien übernehmen möchte, wenn es möglich wäre, diese statt jener in Zahlung zu bringen.

zu können glaubt, weil er als einzig autorisirter Bewahrer und Ausleger des Willens des unsichtbaren Gesetzgebers die Glaubensvorschrift ausschließlich zu verwalten, die Autorität hat, und also mit dieser Gewalt versehen, nicht überzeugen, sondern nur befehlen darf. — Weil nun, außer diesem Klerus, alles Uebrige Laie ist (das Oberhaupt des politischen gemeinen Wesens nicht ausgenommen), so beherrscht die Kirche zuletzt den Staat, nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüther, überdies auch durch Vorspiegelung des Nutzens, den dieser vorgeblich aus einem unbedingten Gehorsam soll ziehen können, zu dem eine geistige Disciplin selbst das Denken des Volks gewöhnt hat; wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit und Treue der Unterthanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in bürgerlichen Pflichten abwitzigt, und, wie alle fehlerhaft genommenen Principien, gerade das Gegentheil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war.

Von der Menschenliebe.

(Metaphysik der Sitten. 1797.)

Liebe ist eine Sache der Empfindung, nicht des Wollens, und ich kann nicht lieben, weil ich will, noch weniger aber, weil ich soll (zur Liebe genöthigt werden); mithin ist eine Pflicht zu lieben ein Unding. Wohlwollen (amor benevolentiae) aber kann als ein Thun einem Pflichtgesetz unterworfen sein. Man nennt aber oftmals ein uneigennütziges Wohlwollen gegen Menschen auch (obzwar sehr uneigentlich) Liebe; ja, wo es nicht um des Andern Glückseligkeit, sondern die gänzliche und freie Ergebung aller seiner Zwecke in die Zwecke eines anderen (selbst eines übermenschlichen) Wesens zu thun ist, spricht man von Liebe, die zugleich für uns Pflicht sei. Aber alle Pflicht ist Nöthigung, ein Zwang; wenn er auch ein Selbstzwang nach einem Gesetz sein sollte. Was man aber aus Zwang thut, das geschieht nicht aus Liebe.

Anderen Menschen nach unserem Vermögen wohlzuthun, ist Pflicht; man mag sie lieben oder nicht, und diese Pflicht verliert nichts an ihrem Gewicht, wenn man gleich die traurige Bemerkung machen müßte, daß unsere Gattung leider! dazu nicht geeignet ist, daß, wenn man sie näher kennt, sie sonderlich liebenswürdig befunden werden dürfte. — Menschenhaß aber ist jederzeit häßlich, wenn er auch, ohne thätige Anfeindung, blos in der gänzlichen Abkehrung von Menschen (der separatistischen Misanthropie) bestände. Denn das Wohlwollen bleibt immer Pflicht, selbst gegen den Menschenhasser, den man freilich nicht lieben, aber ihm doch Gutes erweisen kann.

Das Laster aber am Menschen zu hassen, ist weder Pflicht noch pflicht-

widrig, sondern ein bloßes Gefühl des Abscheues vor demselben, ohne daß der Wille darauf, oder umgekehrt dieses Gefühl auf den Willen einigen Einfluß hätte. Wohlthun ist Pflicht. Wer diese oft ausübt, und die Absicht seines Wohlthuns gelingen sieht, kommt endlich wohl gar dahin, den, welchem er wohl gethan hat, wirklich zu lieben. Wenn es also heißt: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, so heißt das nicht: du sollst unmittelbar (zuerst) lieben und vermittelst dieser Liebe (nachher) wohlthun, sondern thue deinem Nebenmenschen wohl, und dieses Wohlthun wird Menschenliebe (als Fertigkeit der Neigung zum Wohlthun überhaupt) in dir bewirken!

Die Liebe des Wohlgefallens (amor complacentiae) würde also allein direct sein. Zu dieser aber (als einer unmittelbar mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbundenen Lust) eine Pflicht zu haben, d. i. zur Lust woran genöthigt werden zu müssen, ist ein Widerspruch.

Von der Tugend überhaupt.

(Metaphysik der Sitten.)

Tugend bedeutet eine moralische Stärke des Willens. Aber dies erschöpft noch nicht den Begriff; denn eine solche Stärke könnte auch einem heiligen (übermenschlichen) Wesen zukommen, in welchem kein hindernder Antrieb dem Gesetze seines Willens entgegen wirkt; das also Alles dem Gesetze gemäß gerne thut. Tugend ist also die moralische Stärke des Willens eines Menschen in Befolgung seiner Pflicht: welche eine moralische Nöthigung durch seine eigene gesetzgebende Vernunft ist, in so ferne diese sich zu einer das Gesetz ausführenden Gewalt selbst constituirt. — Sie ist nicht selbst, oder sie zu besitzen, ist nicht Pflicht (denn sonst würde es eine Verpflichtung zur Pflicht geben müssen), sondern sie gebietet und begleitet ihr Gebot durch einen sittlichen (nach Gesetzen der inneren Freiheit möglichen) Zwang; wozu aber, weil er unwiderstehlich sein soll, Stärke erforderlich ist, deren Grad wir nur durch die Größe der Hindernisse, die der Mensch durch seine Neigungen sich selber schafft, schätzen können. Die Laster, als die Brut gesetzwidriger Gesinnungen, sind die Ungeheuer, die er nun zu bekämpfen hat: weshalb diese sittliche Stärke auch, als Tapferkeit (fortitudo moralis), die größte und einzige wahre Kriegsehre des Menschen ausmacht; auch wird sie die eigentliche, nämlich praktische Weisheit genannt: weil sie den Endzweck des Daseins der Menschen auf Erden zu dem ihrigen macht. — In ihrem Besitz ist der Mensch allein frei, gesund, reich, ein König u. s. w. und kann weder durch Zufall, noch Schicksal einbüßen, weil er sich selbst besitzt, und der Tugendhafte seine Tugend nicht verlieren kann.

Alle Hochpreisungen, die das Ideal der Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit betreffen, können durch die Beispiele des Widerspiels dessen, was die Menschen jetzt sind, gewesen sind, oder vermuthlich künftig sein werden, an ihrer praktischen Realität nichts verlieren, und die Anthropologie, welche aus bloßen Erfahrungserkenntnissen hervorgeht, kann der Anthroponomie, welche von der unbedingt gesetzgebenden Vernunft aufgestellt wird, keinen Abbruch thun, und wiewohl Tugend (in Beziehung auf Menschen, nicht auf's Gesetz) auch hin und wieder verdienstlich heißen und einer Belohnung würdig sein kann, so muß sie doch für sich selbst, so wie sie ihr eigener Zweck ist, auch als ihr eigener Lohn betrachtet werden.

Die Tugend in ihrer ganzen Vollkommenheit betrachtet, wird also vorgestellt, nicht wie der Mensch die Tugend, sondern als ob die Tugend den Menschen besitze; weil es im ersteren Falle so aussehen würde, als ob er noch die Wahl gehabt hätte (wozu er alsdann noch einer andern Tugend bedürfen würde, um die Tugend vor jeder andern ihm angebotenen Waare zu erlesen). — Eine Mehrheit der Tugenden sich zu denken (wie es denn unvermeidlich ist), ist nichts Anderes, als sich verschiedne moralische Gegenstände denken, auf die der Wille aus dem einigen Princip der Tugend geleitet wird; eben so ist es mit den entgegenstehenden Lastern bewandt. Der Ausdruck, der beide verpersönlicht, ist eine ästhetische Maschinerie, die aber doch auf einen moralischen Sinn hinweist. — Daher ist eine Aesthetik der Sitten zwar nicht ein Theil, aber doch eine subjective Darstellung der Metaphysik derselben: wo die Gefühle, welche die nöthigende Kraft des moralischen Gesetzes begleiten, jener ihre Wirksamkeit empfindbar machen; z. B. Ekel, Grauen u. s. w., welche den moralischen Widerwillen versinnlichen, um der blos-sinnlichen Anreizung den Vorrang abzugewinnen.

Von der Lüge.

(Metaphysik der Sitten.)

Die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, blos als moralisches Wesen, betrachtet (gegen die Menschheit in seiner Person), ist das Widerspiel der Wahrhaftigkeit, oder die Lüge (aliud lingua promtum, aliud pectore inclusum gerere). Daß eine jede vorsätzliche Unwahrheit in Aeußerung seiner Gedanken diesen harten Namen (den sie in der Rechtslehre nur dann führt, wenn sie Anderer Recht verletzt) in der Ethik, die aus der Unschädlichkeit kein Befugniß hernimmt, nicht ablehnen könne, ist für sich selbst klar. Denn Ehrlosigkeit (ein Gegenstand der moralischen Verachtung zu sein), welche sie begleitet, die begleitet auch den Lügner, wie sein Schatten. — Die Lüge kann eine

äußere (mendacium externum), oder auch eine innere sein. Durch jene macht sich der Mensch in Anderer, durch diese aber, was noch mehr ist, in seinen eigenen Augen zum Gegenstande der Verachtung, und verletzt die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person. Hierbei kommt weder der Schade, der andern Menschen daraus entspringen kann, da er nicht das Eigenthümliche des Lasters trifft (das alsdann blos in der Verletzung der Pflicht gegen Andere bestände), in Anschlag, noch auch der Schade, den der Lügner sich selbst zuzieht; denn alsdann würde es blos, als Klugheitsfehler, der pragmatischen, nicht der moralischen Maxime widerstreiten, und gar nicht als Pflichtverletzung angesehen werden können. — Die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde. Ein Mensch, der selbst nicht glaubt, was er einem Andern (wenn es auch eine blos idealische Person wäre) sagt, hat einen noch geringern Werth, als wenn er blos Sache wäre; denn von dieser ihrer Eigenschaft, etwas zu nutzen, kann ein Anderer doch irgend einen Gebrauch machen, weil sie etwas Wirkliches und Gegebenes ist; aber die Mittheilung seiner Gedanken an Jemanden durch Worte, die doch das Gegentheil von dem (absichtlich) enthalten, was der Sprechende dabei denkt, ist ein der natürlichen Zweckmäßigkeit seines Vermögens der Mittheilung seiner Gedanken gerade entgegengesetzter Zweck, mithin Verzichtthuung auf seine Persönlichkeit, wobei der Lügner sich als eine blos täuschende Erscheinung vom Menschen, nicht als wahren Menschen zeigt. — Die Wahrhaftigkeit in Erklärungen wird auch Ehrlichkeit, und, wenn diese zugleich Versprechen sind, Redlichkeit, überhaupt aber Aufrichtigkeit genannt.

Die Lüge (in der ethischen Bedeutung des Worts), als vorsätzliche Unwahrheit überhaupt, bedarf es auch nicht Andern schädlich zu sein, um für verwerflich erklärt zu werden; denn da wäre sie Verletzung der Rechte Anderer. Es kann auch blos Leichtsinn, oder gar Gutmüthigkeit, die Ursache davon sein, ja selbst ein wirklich guter Zweck dadurch beabsichtigt werden; dennoch ist die Art, ihm nachzugehen, durch die bloße Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person, und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muß.

Die Wirklichkeit mancher inneren Lüge, welche die Menschen sich zu Schulden kommen lassen, zu beweisen, ist leicht, aber ihre Möglichkeit zu erklären, scheint doch schwerer zu sein, weil eine zweite Person dazu erforderlich ist, die man zu hintergehen die Absicht hat, sich selbst aber vorsätzlich zu betrügen, einen Widerspruch in sich zu enthalten scheint.

Der Mensch, als moralisches Wesen (homo noumenon), kann sich selbst, als physisches Wesen (homo phaenomenon), nicht als bloßes Mittel (Sprachmaschine) brauchen, das an den innern Zweck der Gedankenmittheilung nicht gebunden wäre, sondern ist an die Bedingung der Uebereinstimmung mit der Erklärung (declaratio) des ersteren gebunden, und gegen sich selbst zur Wahrhaftigkeit verpflichtet. — Wenn er z. B. den Glauben an einen künftigen Weltrichter lügt, indem er wirklich keinen solchen in sich findet, aber indem er sich überredet, es

könne doch nicht schaden, wohl aber nutzen, einen solchen in Gedanken einem Herzenskündiger zu bekennen, um auf allen Fall seine Gunst zu erheucheln. Oder wenn er zwar desfalls nicht im Zweifel ist, aber sich doch mit innerer Verehrung seines Gesetzes schmeichelt, da er doch keine andere Triebfeder, als die der Furcht vor Strafe, bei sich fühlt.

Unlauterkeit ist blos Ermangelung an Gewissenhaftigkeit, d. i. an Lauterkeit des Bekenntnisses vor seinem innern Richter, der als eine andere Person gedacht wird. Z. B. nach der größten Strenge betrachtet, ist es schon Unlauterkeit, wenn ein Wunsch aus Selbstliebe für die That genommen wird, weil er einen an sich guten Zweck vor sich hat, und die innere Lüge, ob sie zwar der Pflicht des Menschen gegen sich selbst zuwider ist, erhält hier den Namen einer Schwachheit, so wie der Wunsch eines Liebhabers, lauter gute Eigenschaften an seiner Geliebten zu finden, ihm ihre augenscheinlichen Fehler unsichtbar macht. — Indessen verdient diese Unlauterkeit in Erklärungen, die man gegen sich selbst verübt, doch die ernstlichste Rüge: weil, von einer solchen faulen Stelle aus (der Falschheit, welche in der menschlichen Natur gewurzelt zu sein scheint), das Uebel der Unwahrhaftigkeit sich auch in Beziehung auf andere Menschen verbreitet, nachdem einmal der oberste Grundsatz der Wahrhaftigkeit verletzt worden.

Anmerkung.

Es ist merkwürdig, daß die Bibel das erste Verbrechen, wodurch das Böse in die Welt gekommen ist, nicht vom Brudermorde (Kain's), sondern von der ersten Lüge datirt (weil gegen jenen sich doch die Natur empört), und als den Urheber alles Bösen, den Lügner von Anfang und den Vater der Lügen, nennt; wiewohl die Vernunft von diesem Hange der Menschen zur Gleisnerei (esprit fourbe), der doch vorhergegangen sein muß, keinen Grund weiter angeben kann, weil ein Act der Freiheit nicht (gleich einer physischen Wirkung) nach dem Naturgesetz des Zusammenhanges der Wirkung und ihrer Ursache, welche insgesammt Erscheinungen sind, deducirt und erklärt werden kann.

Casuistische Fragen.

Kann eine Unwahrheit aus bloßer Höflichkeit (z. B. das ganz gehorsamster Diener am Ende eines Briefes) für Lüge gehalten werden? Niemand wird ja dadurch betrogen. — Ein Autor fragt einen seiner Leser: wie gefällt Ihnen mein Werk? Die Antwort könnte nun zwar illusorisch gegeben werden, da man über die Verfänglichkeit einer solchen Frage spöttelte: aber wer hat den Witz immer bei der Hand? Das geringste Zögern mit der Antwort ist schon Kränkung des Verfassers; darf er diesem also zum Munde reden?

Muß ich, wenn ich in wirklichen Geschäften, wo es auf's Mein und Dein ankommt, eine Unwahrheit sage, alle die Folgen verantworten, die daraus ent=

springen möchten? Z. B. ein Hausherr hat befohlen, daß, wenn ein gewisser Mensch nach ihm fragen würde, er ihn verleugnen solle. Der Dienstbote thut dieses, veranlaßt aber dadurch, daß jener entwischt, und ein großes Verbrechen ausübt, welches sonst durch die gegen ihn ausgeschickte Wache wäre verhindert worden. Auf wen fällt hier die Schuld nach ethischen Grundsätzen? Allerdings auch auf den letzten, welcher hier eine Pflicht gegen sich selbst durch eine Lüge verletzte, deren Folgen ihm nun durch sein eigenes Gewissen zugerechnet werden.

Von der Pflicht der Wohlthätigkeit.

(Metaphysik der Sitten.)

Sich selber gütlich thun, so weit als nöthig ist, um nur am Leben ein Vergnügen zu finden (seinen Leib, doch nicht blos bis zur Weichlichkeit zu pflegen), gehört zu den Pflichten gegen sich selbst, — deren Gegentheil ist: sich aus Geiz (sklavisch) oder aus übertriebener Disciplin seiner natürlichen Neigungen (schwärmerisch), sich des Genusses der Lebensfreuden zu berauben, welches Beides der Pflicht des Menschen gegen sich selbst widerstreitet.

Wie kann man aber, außer dem Wohlwollen des Wunsches in Ansehung anderer Menschen (welches uns nichts kostet), auch noch, daß dieses praktisch werde, d. i. wie kann man das Wohlthun in Ansehung der Bedürftigen Jedermann, der das Vermögen dazu hat, als Pflicht ansinnen? — Wohlwollen ist das Vergnügen an der Glückseligkeit (dem Wohlsein) Anderer; Wohlthun aber die Maxime, sich dasselbe zum Zweck zu machen, und Pflicht dazu ist die Nöthigung des Subjects durch die Vernunft, diese Maxime als allgemeines Gesetz anzunehmen.

Es fällt nicht von selbst in die Augen, daß ein solches Gesetz überhaupt in der Vernunft liege, vielmehr scheint die Maxime: „ein Jeder für sich, Gott (das Schicksal) für uns Alle," die natürlichste zu sein.

Wohlthätig, d. i. anderen Menschen in Nöthen zu ihrer Glückseligkeit, ohne dafür etwas zu hoffen, nach seinem Vermögen beförderlich zu sein, ist jedes Menschen Pflicht.

Denn jeder Mensch, der sich in Noth befindet, wünscht, daß ihm von anderen Menschen geholfen werde. Wenn er aber seine Maxime, Anderen wiederum in ihrer Noth nicht Beistand leisten zu wollen, laut werden ließe, d. i. sie zum allgemeinen Erlaubnißgesetz machte, so würde ihm, wenn er selbst in Noth ist, Jedermann gleichfalls seinen Beistand versagen, oder wenigstens zu versagen befugt sein. Also widerstreitet sich die eigennützige Maxime selbst, wenn sie zum allgemeinen Gesetz gemacht würde, d. i. sie ist pflichtwidrig, folglich ist die ge-

meinnützige Maxime des Wohlthuns gegen Bedürftige allgemeine Pflicht der Menschen, und zwar darum, weil sie als Mitmenschen, d. i. als Bedürftige, auf einem Wohnplatz durch die Natur zur wechselseitigen Beihülfe vereinigte vernünftige Wesen anzusehen sind.

Wohlthun ist, im Fall daß Jemand reich (mit Mitteln zur Glückseligkeit Anderer überflüssig, d. i. über sein eigenes Bedürfniß versehen) ist, von dem Wohlthäter selbst fast nicht einmal für eine verdienstliche Pflicht zu halten, ob er zwar dadurch zugleich den Andern verbindet. Das Vergnügen, das er sich hiermit selbst macht, welches ihm keine Aufopferung kostet, ist eine Art, in moralischen Gefühlen zu schwelgen. — Auch muß er allen Schein, als dächte er den Andern hiermit zu verbinden, sorgfältig vermeiden, weil es sonst nicht wahre Wohlthat wäre, die er diesem erzeigte, indem er ihm eine Verbindlichkeit, (die den letzten in seinen eigenen Augen immer erniedrigt) auflegen zu wollen äußerte. Er muß sich vielmehr, als durch die Annahme des Andern selbst verbindlich gemacht, oder beehrt, mithin die Pflicht blos als seine Schuldigkeit äußern, wenn er nicht (welches besser ist) seine Wohlthätigkeit ganz im Verborgenen ausübt. — Größer ist diese Tugend, wenn das Vermögen zum Wohlthun beschränkt, und der Wohlthäter stark genug ist, die Uebel, welche er Andern erspart, stillschweigend über sich zu nehmen, wo er alsdann wirklich für moralisch-reich anzusehen ist.

Casuistische Fragen.

Wie weit soll man den Aufwand seines Vermögens im Wohlthun treiben? Doch wohl nicht bis dahin, daß man zuletzt selbst Anderer Wohlthätigkeit bedürftig würde. Wie viel ist die Wohlthat werth, die man mit kalter Hand (im Abscheiden aus der Welt durch ein Testament) beweist? — Kann Derjenige, welcher eine ihm durch's Landesgesetz erlaubte Obergewalt über Einen übt, dem er die Freiheit raubt, nach seiner eigenen Wahl glücklich zu sein (seinem Erbunterthan eines Guts), kann, sage ich, dieser sich als Wohlthäter ansehen, wenn er nach seinen eigenen Begriffen von Glückseligkeit für ihn gleichsam väterlich sorgt? Oder ist nicht vielmehr die Ungerechtigkeit, Einen seiner Freiheit zu berauben, etwas der Rechtspflicht überhaupt so Widerstreitendes, daß, unter dieser Bedingung auf die Wohlthätigkeit der Herrschaft rechnend, sich hinzugeben, die größte Wegwerfung der Menschheit für den sein würde, der sich dazu freiwillig verstände, und die größte Fürsorge der Herrschaft für den Letzten gar keine Wohlthätigkeit sein würde. Oder kann etwa das Verdienst mit der letzten so groß sein, daß es gegen das Menschenrecht aufgewogen werden könnte? — Ich kann Niemandem nach meinen Begriffen von Glückseligkeit wohlthun (außer unmündigen Kindern oder Blödsinnigen und Verrückten), sondern nach Jenes seinen Begriffen, dem ich eine Wohlthat zu erweisen denke; dem ich aber wirklich keine Wohlthat erweise, indem ich ihm ein Geschenk aufdringe.

Das Vermögen wohlzuthun, das von Glücksgütern abhängt, ist größter

theils ein Erfolg aus der Begünstigung verschiedener Menschen durch die Ungerechtigkeit der Regierung, welche eine Ungleichheit des Wohlstandes, die Anderer Wohlthätigkeit nothwendig macht, einführt. Verdient unter solchen Umständen der Beistand, den der Reiche den Nothleidenden erweisen mag, wohl überhaupt den Namen der Wohlthätigkeit, mit welcher man sich so gern als Verdienst brüstet?

Von der innigsten Vereinigung der Liebe mit der Achtung in der Freundschaft.

(Metaphysik der Sitten.)

Freundschaft (in ihrer Vollkommenheit betrachtet) ist die Vereinigung zweier Personen durch gleiche wechselseitige Liebe und Achtung. — Man sieht leicht, daß sie ein Ideal der Theilnehmung und Mittheilung an dem Wohl eines jeden dieser durch den moralisch guten Willen Vereinigten sei, und, wenn es auch nicht das ganze Glück des Lebens bewirkt, die Aufnahme desselben in ihre beiderseitige Gesinnung die Würdigkeit enthalte, glücklich zu sein, mithin, daß Freundschaft unter Menschen zu suchen, Pflicht derselben ist. — Daß aber, obwohl nach Freundschaft, als einem Maximum der guten Gesinnung gegeneinander, zu streben, eine von der Vernunft aufgegebene, nicht etwa gemeine, sondern ehrenvolle Pflicht ist, dennoch eine vollkommene Freundschaft eine bloße, aber doch praktisch nothwendige Idee, in jeder Ausübung unerreichbar sei, ist leicht zu ersehen. Denn, wie ist es für den Menschen in Verhältniß zu seinem Nächsten möglich, die Gleichheit eines der dazu erforderlichen Stücke eben derselben Pflicht (z. B. des wechselseitigen Wohlwollens) in dem einen, mit eben derselben Gesinnung im Anderen auszumitteln, oder, was noch mehr ist, zu erforschen, welches Verhältniß das Gefühl aus der einen Pflicht zu dem aus der andern (z. B. das aus dem Wohlwollen zu dem aus der Achtung) in derselben Person habe, und ob, wenn die eine in der Liebe inbrünstiger ist, sie nicht eben dadurch in der Achtung des Anderen etwas einbüße? Wie läßt sich also erwarten, daß von beiden Seiten Liebe und Hochschätzung subjectiv in das Ebenmaß des Gleichgewichts gebracht werden solle, welches doch zur Freundschaft erforderlich ist? — Denn man kann jene als Anziehung, diese als Abstoßung betrachten so daß das Princip der ersteren Annäherung gebietet, das der zweiten sich einander in geziemendem Abstande zu halten fordert; eine Einschränkung der Vertraulichkeit, welche, durch die Regel: daß auch die besten Freunde sich unter einander nicht gemein machen sollen, ausgedrückt, eine Maxime enthält, die nicht

blos dem Höheren gegen den Niedrigen, sondern auch umgekehrt gilt. Denn der Höhere fühlt, ehe man es sich versieht, seinen Stolz gekränkt, und will die Achtung des Niedrigen, etwa für einen Augenblick aufgeschoben, nicht aber aufgehoben wissen, welche aber einmal verletzt, innerlich unwiederbringlich verloren ist; wenn gleich die äußere Bezeichnung derselben (das Ceremoniell) wieder in den alten Gang gebracht wird.

Freundschaft also in ihrer Reinigkeit, oder Vollständigkeit, als erreichbar (zwischen Orestes und Pylades, Theseus und Pirithous) gedacht, ist das Steckenpferd der Romanschreiber; wogegen Aristoteles sagt: meine lieben Freunde, es giebt keinen Freund! Auch können noch folgende Anmerkungen auf die Schwierigkeiten derselben aufmerksam machen.

Moralisch erwogen, ist es freilich Pflicht, daß ein Freund dem anderen seine Fehler bemerklich mache, denn das geschieht ja zu seinem Besten, und es ist also Liebespflicht. Seine andere Hälfte aber sieht hierin einen Mangel der Achtung, die er von jenem erwartete, und glaubt entweder darin schon gesunken zu sein, oder fürchtet wenigstens, da er von dem Anderen beobachtet und insgeheim kritisirt wird, immer die Gefahr, seine Achtung zu verlieren: wie dann selbst, daß er beobachtet und gemeistert werden solle, ihm schon für sich selbst beleidigend zu sein dünken wird.

Ein Freund in der Noth, wie erwünscht ist er nicht; wohl zu verstehen, wenn er ein thätiger, mit eigenem Aufwande hülfreicher Freund ist? Aber es ist doch auch eine große Last, sich an Anderer ihrem Schicksal angekettet und mit fremdem Bedürfniß beladen zu fühlen. — Die Freundschaft kann also nicht eine auf wechselseitigen Vortheil abgezweckte Verbindung, sondern diese muß rein moralisch sein, und der Beistand, auf den Jeder von Beiden von dem Anderen im Falle der Noth rechnen darf, muß nicht als Zweck und Bestimmungsgrund zu derselben, — dadurch würde er die Achtung des andern Theils verlieren, — sondern kann nur als äußere Bezeichnung des inneren herzlich gemeinten Wohlwollens, ohne es doch auf die Probe, als die immer gefährlich ist, ankommen zu lassen, gemeint sein, indem ein Jeder großmüthig den Anderen dieser Last zu überheben, sie für sich allein zu tragen, ja ihm sie gänzlich zu verhehlen bedacht ist, sich aber immer doch damit schmeicheln kann, daß im Falle der Noth er auf den Beistand des Andern sicher würde rechnen können. Wenn aber Einer von dem Andern eine Wohlthat annimmt, so kann er wohl vielleicht auf Gleichheit in der Liebe, aber nicht in der Achtung rechnen, denn er sieht sich offenbar eine Stufe niedriger, verbindlich zu sein und nicht gegenseitig verbinden zu können. — Freundschaft ist, bei der Süßigkeit der Empfindung des bis zum Zusammenschmelzen in eine Person sich annähernden wechselseitigen Besitzes, doch zugleich etwas so Zartes (teneritas amicitiae), daß, wenn man sie auf Gefühlen beruhen läßt, und dieser wechselseitigen Mittheilung und Ergebung nicht Grundsätze, oder feste, das Gemeinmachen verhütende, und die Wechselliebe durch Forderungen der Achtung einschränkende Regeln unterlegt, sie keinen Augenblick vor Unterbrechungen sicher ist; dergleichen unter uncultivirten Personen ge-

wöhnlich sind, ob sie zwar darum eben nicht immer Trennung bewirken (denn Pöbel schlägt sich und Pöbel verträgt sich); sie können von einander nicht lassen, aber sich auch nicht unter einander einigen, weil das Zanken selbst ihnen Bedürfniß ist, um die Süßigkeit der Eintracht in der Versöhnung zu schmecken. — Auf alle Fälle aber kann die Liebe in der Freundschaft nicht Affect sein, weil dieser in der Wahl blind, und in der Fortsetzung verrauchend ist.

Moralische Freundschaft (zum Unterschiede von der ästhetischen) ist das völlige Vertrauen zweier Personen in wechselseitiger Eröffnung ihrer geheimen Urtheile und Empfindungen, so weit sie mit beiderseitiger Achtung gegen einander bestehen kann.

Der Mensch ist ein für die Gesellschaft bestimmtes, obzwar doch auch ungeselliges, Wesen, und in der Cultur des gesellschaftlichen Zustandes fühlt er mächtig das Bedürfniß, sich Anderen zu eröffnen, selbst ohne etwas dabei zu beabsichtigen; andererseits wird er auch durch die Furcht vor dem Mißbrauch, den Andere von dieser Aufdeckung seiner Gedanken machen dürften, beengt und gewarnt, und sieht er sich daher genöthigt, einen guten Theil seiner Urtheile, vornämlich über andere Menschen, in sich selbst zu verschließen. Er möchte sich gern darüber mit irgend Jemandem unterhalten, wie er über die Menschen, mit denen er umgeht, wie er über die Regierung, Religion u. s. w. denkt; aber er darf es nicht wagen, weil Andere, indem sie ihr Urtheil behutsam zurückhalten, davon zu seinem Schaden Gebrauch machen könnten. Er möchte auch wohl Andern seine Mängel oder Fehler eröffnen, aber er muß fürchten, daß der Andere die seinigen verhehlen, und er so in der Achtung desselben einbüßen möchte, wenn er sich ganz offenherzig gegen ihn darstellte.

Findet er also einen Menschen, der gute Gesinnung und Verstand hat, so daß er ihm, ohne jene Gefahr besorgen zu dürfen, sein Herz mit völligem Vertrauen aufschließen kann, und der überdies in der Art, die Dinge zu beurtheilen mit ihm übereinstimmt, so kann er seinen Gedanken Luft machen; er ist mit seinen Gedanken nicht völlig allein, wie im Gefängniß, sondern genießt eine Freiheit, die er in dem großen Haufen entbehrt, wo er sich in sich selbst verschließen muß. Ein jeder Mensch hat Geheimnisse und darf sich nicht blindlings Anderen anvertrauen; theils wegen der unedlen Denkungsart der Meisten, davon einen ihm nachtheiligen Gebrauch zu machen, theils wegen des Unverstandes Mancher in der Beurtheilung und Unterscheidung dessen, was sich nachsagen läßt, oder nicht; oder der Indiscretion. Nun ist es aber äußerst selten, jene Eigenschaften zusammen in einem Subject anzutreffen (rara avis in terris, nigroque simillima cygno); zumal da die engste Freundschaft es verlangt, daß dieser verständige und vertraute Freund sich verbunden achte, ein ihm anvertrautes Geheimniß einem Anderen, für eben so zuverlässig gehaltenen, ohne des ersteren, der es ihm anvertraute, ausdrückliche Erlaubniß, nicht mitzutheilen.

Indeß ist doch die blos moralische Freundschaft kein Ideal, sondern der schwarze Schwan existirt wirklich hin und wieder in seiner Vollkommenheit; jene aber mit den Zwecken anderer Menschen sich, obzwar aus Liebe, belästigende

(pragmatische) Freundschaft kann weder die Lauterkeit, noch die verlangte Vollständigkeit haben, die zu einer genau bestimmenden Maxime erforderlich ist, und ist ein Ideal des Wunsches, das im Vernunftbegriffe keine Grenzen kennt, in der Erfahrung aber doch immer sehr begrenzt werden muß.

Ein Menschenfreund überhaupt aber (d. i. ein Freund der ganzen Gattung) ist der, welcher an dem Wohl aller Menschen ästhetischen Antheil (der Mitfreude) nimmt, und es nie ohne inneres Bedauern stören wird. Doch ist der Ausdruck eines Freundes der Menschen noch von etwas engerer Bedeutung, als der des Philanthropen, die Menschen blos liebenden Menschen. Denn in jenem ist auch die Vorstellung und Beherzigung der Gleichheit unter Menschen, mithin die Idee, dadurch selbst verpflichtet zu werden, indem man Andere durch Wohlthun verpflichtet, enthalten; wobei man alle Menschen als Brüder unter einem allgemeinen Vater, der Aller Glückseligkeit will, sich vorstellt. — Denn das Verhältniß des Beschützers, als Wohlthäters, zu dem Beschützten, als Dankpflichtigen, ist zwar ein Verhältniß der Wechselliebe, aber nicht der Freundschaft, weil die schuldige Achtung Beider gegen einander nicht gleich ist. Die Pflicht, als Freund den Menschen wohl zu wollen (eine nothwendige Herablassung), und die Beherzigung derselben, dient dazu, vor dem Stolz zu verwahren, der die Glücklichen anzuwandeln pflegt, welche das Vermögen, wohl zu thun, besitzen.

Der Bibelglaube.

(Der Streit der Facultäten. 1798.)

Der biblische Glaube ist ein Messianischer Geschichtsglaube, dem ein Buch des Bundes Gottes mit Abraham zum Grunde liegt, und besteht aus einem Mosaisch-Messianischen und einem Evangelisch-Messianischen Kirchenglauben, der den Ursprung und die Schicksale des Volkes Gottes so vollständig erzählt, daß er von dem, was in der Weltgeschichte überhaupt das Oberste ist, und wobei kein Mensch zugegen war, nämlich dem Weltanfang (in der Genesis) anhebend, sie bis zum Ende aller Dinge (in der Apokalypsis) verfolgt, — welches freilich von keinem Andern, als einem göttlich inspirirten Verfasser erwartet werden darf, — wobei sich doch eine bedenkliche Zahlen-Kabala, in Ansehung der wichtigsten Epochen der heiligen Chronologie darbietet, welche den Glauben an die Authenticität dieser biblischen Geschichtserzählung etwas schwächen dürfte.

Ein Gesetzbuch des nicht aus der menschlichen Vernunft gezogenen, aber doch mit ihr, als moralisch praktischer Vernunft, dem Endzwecke nach vollkommen

einstimmigen statutarischen (mithin aus einer Offenbarung hervorgehenden) göttlichen Willens, die Bibel, würde nun das kräftigste Organ der Leitung des Menschen und des Bürgers zum zeitlichen und ewigen Wohl sein, wenn sie nur als Gottes Wort beglaubigt und ihre Authenticität documentirt werden könnte. — Diesem Umstande aber stehen viele Schwierigkeiten entgegen.

Denn wenn Gott zum Menschen wirklich spräche, so kann dieser doch niemals wissen, daß es Gott sei, der zu ihm spricht. Es ist schlechterdings unmöglich, daß der Mensch durch seine Sinne den Unendlichen fassen, ihn von Sinnenwesen unterscheiden und ihn woran kennen solle. — Daß es aber nicht Gott sein könne, dessen Stimme er zu hören glaubt, davon kann er sich wohl in einigen Fällen überzeugen; denn wenn das, was ihm durch sie geboten wird, dem moralischen Gesetz zuwider ist, so mag die Erscheinung ihm noch so majestätisch und die ganze Natur überschreitend dünken, er muß sie doch für Täuschung halten *).

Die Beglaubigung der Bibel nun, als eines in Lehre und Beispiel zur Norm dienenden Evangelisch-Messianischen Glaubens, kann nicht aus der Gottesgelahrtheit ihrer Verfasser (denn der war immer ein dem möglichen Irrthum ausgesetzter Mensch), sondern muß aus der Wirkung ihres Inhalts auf die Moralität des Volks, von Lehrern aus diesem Volke selbst, als Idioten (im Wissenschaftlichen) an sich, mithin als aus dem reinen Quell der allgemeinen, jedem gemeinen Menschen beiwohnenden Vernunftreligion geschöpft, betrachtet werden, die, eben durch diese Einfalt auf die Herzen desselben den ausgebreitetsten und kräftigsten Einfluß haben mußte. — Die Bibel war das Vehikel derselben, vermittelst gewisser statutarischer Vorschriften, welche der Ausübung der Religion in der bürgerlichen Gesellschaft eine Form als einer Regierung gab, und die Authenticität dieses Gesetzbuchs, als eines göttlichen (des Inbegriffs aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote), beglaubigt also und documentirt sich selbst, was den Geist desselben (das Moralische) betrifft; was aber den Buchstaben (das Statutarische) desselben anlangt, so bedürfen die Satzungen in diesem Buche keiner Beglaubigung, weil sie nicht zum Wesentlichen (principale), sondern nur zum Beigesellten (accessorium) desselben gehören. — Den Ursprung aber dieses Buchs auf Inspiration seiner Verfasser (deus ex machina) zu gründen, um auch die unwesentlichen Statute desselben zu heiligen, muß eher das Zutrauen zu seinem moralischen Werthe schwächen, als es stärken.

---

*) Zum Beispiel kann die Mythe von dem Opfer dienen, das Abraham, auf göttlichen Befehl, durch Abschlachtung und Verbrennung seines einzigen Sohnes — (das arme Kind trug unwissend noch das Holz hinzu) — bringen wollte. Abraham hätte auf diese vermeinte göttliche Stimme antworten müssen: „daß ich meinen guten Sohn nicht tödten solle, ist ganz gewiß; daß aber Du, der Du mir erscheinst, Gott seist, davon bin ich nicht gewiß und kann es auch nicht werden, wenn sie auch vom (sichtbaren) Himmel herabschallte.“

Die Beurkundung einer solchen Schrift, als einer göttlichen, kann von keiner Geschichtserzählung, sondern nur von der erprobten Kraft derselben, Religion in menschlichen Herzen zu gründen, und, wenn sie durch mancherlei (alte oder neue) Satzungen verunartet wäre, sie durch ihre Einfalt selbst wieder in ihrer Reinheit herzustellen, abgeleitet werden, welches Werk darum nicht aufhört, Wirkung der Natur und Erfolg der fortschreitenden moralischen Cultur in dem allgemeinen Gange der Vorsehung zu sein, und als eine solche erklärt zu werden bedarf, damit die Existenz dieses Buchs nicht ungläubisch dem bloßen Zufall, oder abergläubisch einem Wunder zugeschrieben werde, und die Vernunft in beiden Fällen auf den Strand gerathe.

Der Schluß hieraus ist nun dieser:

Die Bibel enthält in sich selbst einen, in praktischer Absicht hinreichenden, Beglaubigungsgrund ihrer (moralischen) Göttlichkeit, durch den Einfluß, den sie, als Text einer systematischen Glaubenslehre, von jeher, sowohl in katechetischem als homiletischem Vortrage auf das Herz der Menschen ausgeübt hat, um sie als Organ, nicht allein der allgemeinen und innern Vernunftreligion, sondern auch als Vermächtniß (neues Testament) einer statutarischen, auf unabsehliche Zeiten zum Leitfaden dienenden Glaubenslehre, aufzubehalten: es mag ihr auch in theoretischer Rücksicht für Gelehrte, die ihren Ursprung theoretisch und historisch nachsuchen, und für die kritische Behandlung ihrer Geschichte an Beweisthümern viel oder wenig abgehen. — Die Göttlichkeit ihres moralischen Inhalts entschädigt die Vernunft hinreichend wegen der Menschlichkeit der Geschichtserzählung, die gleich einem alten Pergamente hin und wieder unleserlich, durch Accommodationen und Conjecturen im Zusammenhange mit dem Ganzen müssen verständlich gemacht werden, und berechtigt dabei doch zu dem Satze: daß die Bibel, gleich als ob sie eine göttliche Offenbarung wäre, aufbewahrt, moralisch benutzt, und der Religion, als ihr Leitmittel, untergelegt zu werden verdiene.

Die Keckheit der Kraftgenies, welche diesem Leitbande des Kirchenglaubens sich jetzt schon entwachsen zu sein wähnen, sie mögen nun, als Theophilanthropen, in öffentlichen, dazu errichteten Kirchen, oder, als Mystiker, bei der Lampe innerer Offenbarungen schwärmen, würde die Regierung bald ihre Nachsicht bedauern machen, jenes große Stiftungs- und Leitungsmittel der bürgerlichen Ordnung und Ruhe vernachlässigt und leichtsinnigen Händen überlassen zu haben. — Auch ist nicht zu erwarten, daß, wenn die Bibel, die wir haben, außer Credit kommen sollte, eine andere an ihrer Stelle emporkommen würde; denn öffentliche Wunder machen sich nicht zum zweiten Male in derselben Sache, weil das Fehlschlagen des vorigen, in Absicht auf die Dauer, dem folgenden allen Glauben benimmt; — wiewohl doch auch andererseits auf das Geschrei der Allarmisten (das Reich ist in Gefahr) nicht zu achten ist, wenn in gewissen Statuten der Bibel, welche mehr die Förmlichkeiten, als den innern Glaubens-

gehalt der Schrift betreffen, selbst an den Verfassern derselben Einiges gerügt werden sollte, weil das Verbot der Prüfung einer Lehre der Glaubensfreiheit zuwider ist. — Daß aber ein Geschichtsglaube Pflicht sei und zur Seligkeit gehöre, ist Aberglaube.

Von dem erlaubten moralischen Schein.

(Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798.)

Die Menschen sind insgesammt, je civilisirter, desto mehr Schauspieler; sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Andern, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend Jemanden dadurch zu betrügen, weil ein jeder Andere, daß es hiermit eben nicht herzlich gemeint sei, dabei einverständigt ist, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt und gehen in die Gesinnung über. — Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung, zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

So ist die Aneklung seiner eigenen Existenz, aus der Leerheit des Gemüths an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile, wobei man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Ueberdrusses an aller Beschäftigung, die Arbeit heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil sie mit Beschwerden verbunden ist, ein höchst widriges Gefühl, dessen Ursache keine andere ist, als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht.) — Diese Neigung ist aber betrügerisch, selbst in Ansehung der Zwecke, welche die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu sein, wenn er gar nichts thut (zwecklos vegetirt), weil er da doch nichts Böses thut. Sie also wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann), heißt die Zeit vertreiben (tempus fallere); wo der Ausdruck schon die Absicht andeutet, nämlich die Neigung zur geschäftlosen Ruhe selbst zu betrügen, wenn durch schöne Künste das Gemüth spielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes an sich zweckloses Spiel in einem friedlichen Kampfe, wenigstens Cultur des Gemüths bewirkt wird, widrigenfalls es heißen würde, die Zeit tödten. — — Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß sie überlisten, und, wie Swift sagt, dem Wallfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gern täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der Andern Achtung einflößt (sich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden sein, wenn das männliche Geschlecht ihren Reizen nicht zu huldigen schiene. Aber Sittsamkeit (pudicitia), ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem andern Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nöthig ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des andern abzuwürdigen. — Ueberhaupt ist Alles, was man Wohlanständigkeit (decorum) nennt, von derselben Art, nämlich nichts als schöner Schein.

Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herablassung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Complimente) und die ganze höfische Galanterie, sammt den heißesten Freundschaftsversicherungen mit Worten, sind zwar nicht eben immer Wahrheit (Meine lieben Freunde: es giebt keinen Freund! Aristoteles), aber sie betrügen darum doch auch nicht, weil ein Jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und dann vornämlich darum, weil diese anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinleiten.

Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für ächtes Gold nimmt. — Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit ansehnlichem Verlust, in baares Gold umgesetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem sarkastischen Swift zu sagen: „Die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden“ u. s. w., oder mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriff auf Marmontel's Belisar, selbst einen Sokrates zu verleumden, um ja zu verhindern, daß irgend Jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Andern muß uns werth sein, weil aus diesem Spiel mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt, und der Schleier, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden, weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberredung, nichts schuldig zu sein, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsätzliche Uebertretung als menschliche Schwachheit, vorgemalt wird.

Von der langen Weile und dem Kurzweil.

(Anthropologie.)

Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anders als: sich continuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen (der also ein eben so oft wiederkommender Schmerz sein muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile, für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen). Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunct, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist accelerirend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat, und keiner für ihn mehr neu ist; wie man in Paris vom Lord Mordaunt sagte: „die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu passiren." — Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui), und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.

Hieraus erklärt sich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden; weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise im Wagen drei Stunden lang mit Gesprächen wohl unterhalten hat, beim Aussteigen, wenn Einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: wo ist die Zeit geblieben? oder wie kurz ist uns die Zeit geworden? Da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir weg zu sein uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man, wie billig, jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, eben hiermit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er nur in's Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert, wie durch ein Frohsein wegen Befreiung von einer Beschwerde.

Wie ist aber das Phänomen zu erklären, daß ein Mensch, der sich den größten Theil seines Lebens hindurch mit langer Weile gequält hat, so daß ihm jeder Tag lang wurde, doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Ursache hiervon ist in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu suchen: woher die Deutschen (nicht gemessenen oder mit Meilenzeiger, wie die Russischen Werste, versehenen) Meilen, je näher zur Hauptstadt (z. B. Berlin), immer desto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern), desto größer werden; nämlich die Fülle der gesehenen Gegenstände (Dörfer und Landhäuser)

bewirkt in der Erinnerung den täuschenden Schluß auf einen großen zurückgelegten Raum, folglich auch auf eine längere dazu erforderlich gewesene Zeit; das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung des Gesehenen, und also den Schluß auf einen kürzeren Weg und folglich kürzere Zeit, als sich nach der Uhr ergeben würde. — Eben so wird die Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben (vitam extendere factis), ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden. „Je mehr Du gedacht, je mehr Du gethan hast, desto länger hast Du (selbst in Deiner eigenen Einbildung) gelebt." — Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Wie steht es aber mit der Zufriedenheit (acquiescentia) während des Lebens? — Sie ist dem Menschen unerreichbar: weder in moralischer (mit sich selbst, im Wohlverhalten zufrieden zu sein) noch in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, das er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann, um immer zum Bessern fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte desselben nur comparativ (theils indem wir uns mit dem Loose Anderer, theils auch mit uns selbst vergleichen) so zu nennen; nie aber ist sie rein und vollständig. — Im Leben (absolut) zufrieden zu sein, wäre thatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine solche aber kann eben so wenig mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen bestehen, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt.

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

(Anthropologie.)

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des innern Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit*), des zweiten Schüchternheit.

*) Das Wort Poltron (von pollex truncatus hergenommen) wurde im späteren Lateinischen mit murcus gegeben, und bedeutete einen Menschen, der sich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn, der, bei sichtbarer Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Karl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen, denn diese heißt Schüchternheit; sondern blos ein Zustand und zufällige Disposition, mehrentheils blos von körperlichen Ursachen abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken, und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist blos Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundsätzen und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt. Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche, bei dem Aufrufe zum Schlagen, zum Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die Muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalk über ihm schwebt und jener sich zum Gefecht gegen ihn anschickt.

Geduld ist demnach nicht Muth. Sie ist eine weibliche Tugend, weil sie nicht Kraft zum Widerstande aufbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer, oder bei Gicht- und Steinschmerzen schreit, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frei liegenden Straßenstein (mit der großen Zehe, davon das Wort hallucinari hergenommen) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die Natur durch Geschrei das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen bestrebt ist. — Geduld aber von besonderer Art beweisen die Indianer in America, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig niedermachen lassen. Ist nun hierbei mehr Muth, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Falle bis auf den letzten Mann wehren? Mir scheint es blos eine barbarische Eitelkeit zu sein: ihrem Stamm dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind sie zu Klagen und Seufzern, als Beweisthümern ihrer Unterwerfung, nicht sollte zwingen können.

Der Muth als Affect (mithin einerseits zur Sinnlichkeit gehörend) kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) sein. Sich durch Sticheleien und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto ge-

fährlichere, spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den Mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht, oder dem Duell, sich als einen Braven beweist. Es gehört nämlich zur Entschlossenheit, Etwas, das die Pflicht gebietet, selbst auf die Gefahr der Verspottung von Anderen zu wagen, sogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beständige Begleiterin der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefaßt ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Muth giebt, sich in Vergleichung mit Anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit, im Gegensatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgniß, Anderen nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann, als billiges Vertrauen zu sich selbst, nicht getadelt werden. — Diejenige Dreistigkeit aber im Anstande, welche Jemandem den Anschein giebt, sich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit, im gemilderten Ausdruck aber Unbescheidenheit; diese gehört also nicht zum Muthe, in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbstmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern blos psychologische Frage. Wenn er verübt wird, blos um seine Ehre nicht zu überleben, also aus Zorn, so scheint er Muth; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langsam erschöpft, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroism zu sein, dem Tode gerade in's Auge zu sehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemüthsverwirrung aus Angst vorhergehen muß, um zum Selbstmorde zu schreiten, so stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbstmordes giebt diesen Unterschied der Gemüthsstimmung gewissermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend ist, wie z. B. der Pistolenschuß, oder (wie es ein großer Monarch auf den Fall, daß er in Gefangenschaft geriethe, im Kriege bei sich führte) ein geschärftes Sublimat, oder tiefes Wasser und mit Steinen angefüllte Taschen, so kann man dem Selbstmörder den Muth nicht streiten. Ist es aber der Strang, der noch von Anderen abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann, bei welchen Attentaten der Selbstmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeiniglich selbst froh wird und es nie mehr versucht, so ist es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemüthsfassung zu einer solchen That erfordert.

Es sind nicht immer blos verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von sol-

chen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu besorgen. – Indessen, da sie doch immer gräßlich bleibt, und der Mensch sich selbst dadurch zum Scheusal macht, ist es doch merkwürdig, daß, in Zeitläufen der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsausschusses der Französischen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Roland) der Hinrichtung nach dem Gesetz durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer constitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben. Der Grund davon ist dieser: Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Gesetz etwas Beschimpfendes, weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente anerkennen. Dieses aber beweist er dadurch, daß, wenn er dem Tode einmal geweiht worden, er ihn nun lieber wie ein freier Mensch wählt und ihn sich selbst anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte sich selbst umbrächte, weil es dann mit mehr Ehre geschah. — Die Moralität aber hiervon verlange ich nicht zu vertheidigen

Der Muth des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich das Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthülfe wider Beleidigung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt, ohne sie doch durch's Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Princip; denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben auf's Spiel setzen, um Etwas zu gelten, und, die, für die Erhaltung des Staats Etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeint sind.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht es allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (mens conscia recti) muß damit verbunden sein, wie beim Ritter Bayard (chevalier sans peur et sans reproche).

Vom Charakter als der Denkungsart.

(Anthropologie.)

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können: „er hat einen Charakter", heißt sehr viel von ihm, nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt, denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes sein, so pflegt

man dazu zu setzen: er hat diesen oder jenen Charakter, und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Charakter aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subject sich selbst an bestimmte praktische Principien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft sein dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hierhin, bald dahin abzuspringen), etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich, wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es kommt hierbei nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht; denn das erstere gehört zum Temperament (wobei das Subject großentheils passiv ist), und nur das letztere giebt zu erkennen, daß er einen Charakter habe.

Alle andere gute und nutzbare Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die eben so viel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerlei Art brauchen; — das Temperament einen Affectionspreis, man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; — aber — der Charakter hat einen inneren Werth *) und ist über allen Preis erhaben.

Von den Eigenschaften, die blos daraus folgen, daß der Mensch einen Charakter hat, oder ohne Charakter ist.

1. Der Nachahmer (im Sittlichen) ist ohne Charakter, denn dieser besteht eben in der Originalität der Denkungsart. Er schöpft aus einer von ihm selbst

*) Ein Seefahrer hörte in einer Gesellschaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter sich, nach ihren Facultäten, führten. Er entschied ihn auf seine Art, nämlich: wie viel ihm wohl ein Mensch, den er gekapert hätte, beim Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juristen kann dort kein Mensch brauchen; aber der Arzt versteht ein Handwerk und kann für baar gelten. — König Jakob I. von England wurde von der Amme, die ihn gesäugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman (feinem Mann) machen. Jakob antwortete: das kann ich nicht; Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß Er sich selbst machen. — Diogenes (der Cyniker) ward (wie die vorgebliche Geschichte lautet) auf einer Seereise bei der Insel Kreta weggekapert und auf dem Markte bei einem öffentlichen Sklavenverkauf ausgeboten. Was kannst du, was verstehst Du? fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung gestellt hatte. „Ich verstehe zu regieren", antwortete der Philosoph, „und Du suche mir einen Käufer, der einen Herren nöthig hat." Der Kaufmann, über dieses seltsame Ansinnen in sich selbst gekehrt, schlug zu in diesem seltsamen Handel, indem er seinen Sohn dem Letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen, was er wollte, selbst aber einige Jahre in Asien Handlung trieb, und dann seinen vorher ungeschlachten Sohn in einen geschickten, wohlgesitteten, tugendhaften Menschen umgebildet zurück erhielt. — — So ungefähr kann man die Gradation des Menschenwerths schätzen.

geöffneten Quelle seines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmensch doch auch nicht Sonderling sein; ja er wird es niemals sein, weil er sich auf Principien fußt, die für Jedermann gelten. Jener ist der Nachäffer des Mannes, der einen Charakter hat. Die Gutartigkeit aus Temperament ist ein Gemälde aus Wasserfarben und kein Charakterzug; dieser aber in Carricatur gezeichnet, ist ein frevelhafter Spott über den Mann von wahrem Charakter getrieben, weil er das Böse, das einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht mitmacht, und so als ein Sonderling dargestellt wird.

2. Die Bösartigkeit, als Temperamentsanlage, ist doch weniger schlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Charakter; denn durch den letzteren kann man über die erstere die Oberhand gewinnen. — Selbst ein Mensch von bösem Charakter (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie Seelenstärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freilich beide in dem Subject vereinigt angetroffen werden müssen, um das herauszubringen, was mehr Ideal, als in der Wirklichkeit ist, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu sein.

3. Der steife, unbiegsame Sinn bei einem gefaßten Vorsatz (wie etwa an Karl XII.) ist zwar eine dem Charakter sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Charakter überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moralisch-praktischen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bosheit dieses Menschen ist eine Charaktereigenschaft desselben, denn alsdann wäre sie teuflisch; der Mensch aber billigt das Böse in sich nie, und so giebt es eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur aus Verlassung derselben. — — Man thut also am besten, wenn man die Grundsätze, welche den Charakter betreffen, negativ vorträgt. Sie sind:

a. Nicht vorsätzlich unwahr zu reden, daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf sich ziehe.

b. Nicht heucheln: vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig sein.

c. Sein (erlaubtes) Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört: selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Andern nicht nachher zu mißbrauchen.

d. Sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen und, des noscitur ex socio etc. eingedenk, den Umgang nur auf Geschäfte einzuschränken.

e. Sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urtheil Anderer nicht zu kehren; denn das Gegentheil verräth schon Schwäche, wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, zu mäßigen, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Der Mensch, der sich eines Charakters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen, daß die Gründung desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunct, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, ihm unvergeßlich mache. — Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instincts auf einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur Wenige sein, die diese Revolution vor dem 30sten Jahre versucht, und noch wenigere, die sie vor dem 40sten fest gegründet haben. — Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem anderen arbeitet; die Gründung eines Charakters aber ist, absolute Einheit des innern Princips des Lebenswandels überhaupt. — Auch sagt man: daß Poeten keinen Charakter haben, z. B. ihre besten Freunde zu beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgäben; oder daß er bei Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen sei, und daß es bei Geistlichen, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herren der Erde in einerlei Stimmung den Hof machen, mit der Festigkeit des Charakters nur mißlich bestellt sei, daß also einen inneren (moralischen) Charakter zu haben, wohl nur ein frommer Wunsch sei und bleiben werde. Vielleicht aber sind wohl gar die Philosophen daran Schuld: dadurch, daß sie diesen Begriff noch nie abgesondert in ein genugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Innern des Geständnisses vor sich selbst und zugleich im Betragen gegen jeden Anderen sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewußtseins eines Menschen, daß er einen Charakter hat, und, da diesen zu haben, das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werths (der Menschenwürde), so muß, ein Mann von Grundsätzen zu sein (einen bestimmten Charakter zu haben), der gemeinsten Menschenvernunft möglich und dadurch dem größten Talent, der Würde nach, überlegen sein.

Kletke, Hermann,

Walhalla deutsche Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrhunderts in Biographien u. charakterist. Proben

Bd.: 1

Berlin [1854]